This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

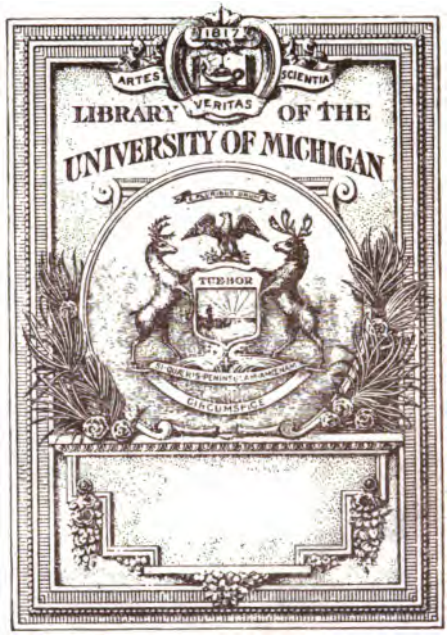
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




PRESENTED BY MRS. GUY L. KIEFER
November, 1931
IN MEMORY OF
DR. HERMANN KIEFER,
REGENT 1889-1902
AND
GUY L. KIEFER, A.B. '87, A.M. '91, M.D. '91
D.P.H. (Honorary) 1911

B
825
.S9

# Welt und Menschheit.

# Welt und Menschheit

## vom Standpunkte des Materialismus.

Eine Darlegung der materialistischen Weltanschauung

von

Wilhelm Strecker.

Nebst einer „Einführung“ von Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Leipzig
Verlag von Max Spohr
1892.

GIFT
MRS. GUY L. KIEFER
2-16-32

# Inhalts-Verzeichnis.

Einführung von Professor Dr. Ludwig Büchner . . . . . VII
Vorwort . . . . . XIII
Einleitung . . . . . 1
I. Die verschiedenen Weltanschauungen . . . . . 9
II. Der Stoff und seine Kräfte. Die Atomenlehre; ihre Begründung und ihre Bedeutung für die Erklärung der Naturerscheinungen 17
III. Räumliche und zeitliche Begrenzung der Welt . . . . . 25
IV. Vermutungen über die Entstehung unseres Sonnensystems und über das künftige Schicksal der Planeten . . . . . 30
V. Die Bildung der festen Erdrinde. Reihenfolge im Auftreten ihrer Bewohner. Das Alter des Menschengeschlechtes . . 40
VI. Die Entstehung des Lebens und die Entwickelung der Lebensformen . . . . . 48
VII. Die teleologische und die mechanische Weltauffassung . . . 64
VIII. Das menschliche Geistesleben. Triebe und Leidenschaften. Der Wille; die Beherrschung der Willensregungen durch das Ursächlichkeits-Gesetz . . . . . 75
IX. Die Gesellschaft. Ihr Zweck. Das Sittengesetz; seine Grundlage. Unabhängigkeit der Sittlichkeit vom Glauben. Einfluß der Geistesbildung auf die Sittlichkeit . . . . . 95
X. Die Rechtsgesetze. Naturrecht und positives Recht. Mängel aller Gesetze. Die Parteien im Staate. Die Staatsverfassung 113
XI. Der Gottesglaube; sein Ursprung, seine Stellung zu den Wissenschaften und zur Sittlichkeit. Pantheïsmus und Atheïsmus 126
XII. Das Christentum. Dessen Einfluß auf Gemüt und Gesinnung seiner Bekenner. Stellung des Christentums zum wissenschaftlichen Fortschritt der Völker. Das Christentum und der Krieg 136
XIII. Der Verkehr zwischen den Völkern. Krieg und Schiedsgericht 154
XIV. Ursache der Kriege. Volks- und Vaterlandstreue, deren Berechtigung und deren Verirrungen. Armseligkeit alles Nationalitätshaders gegenüber übermächtigen geschichtlichen Vorgängen . . . . . 162

5-9-32 4400

XV. Die Schäden unserer heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsverfassung und die Vorschläge zu deren Behebung . . . 173
XVI. Die allmähliche Veränderung äußerer Bedingungen für die fernere Wohlfahrt der Menschheit. Gefahren einer Uebervölkerung . . . . . 214
XVII. Schlußbetrachtungen. Die Anwendung der materialistischen Grundsätze auf die Lebensführung . . . . . 229

# Einführung.

Es gehört heutzutage eine nicht geringe Dosis moralischen und persönlichen Mutes dazu, sich offen als Anhänger der Philosophie des Materialismus oder einer materialistischen Weltanschauung zu bekennen. Zwar ist die Zahl dieser Anhänger eine sehr große, namentlich unter den Aerzten und Naturforschern oder Naturkundigen; aber sehr gering ist die Zahl derjenigen, welche dies offen auszusprechen wagen. Die alten und gewaltigen Mächte der Kirche und des kirchlich beeinflußten Staates üben einen physischen und moralischen Druck auf den Einzelnen, dem nur selten oder ausnahmsweise widerstanden wird. Rechnet man dazu die Unwissenheit, Unbildung und geistige Trägheit der großen, in kirchlichen Anschauungen erzogenen Masse des Volkes, so wird man leicht begreifen, warum die Bestrebungen geistiger Aufklärer so großen Schwierigkeiten begegnen. Nur langsam und vereinzelt sickern die wunderbaren Resultate der wissenschaftlichen Forschung der Neuzeit in diese Massen hinab, während ein großer Teil der Gebildeten leider immer noch unter dem Banne jenes ideal-philosophischen Taumels steht, welcher so verwirrend und entnervend auf die geistige Entwicklung der hinter uns liegenden Jahrzehnte gewirkt hat.

Unter solchen Umständen muß jeder Geistesarbeiter, der es wagt, sich offen unter die Pioniere einer neuen, auf wissen-

schaftlicher Grundlage aufgebauten Welt- und Lebens-Anschauung einzureihen, nicht bloß mit Freuden begrüßt, sondern es muß ihm auch von seiten der Gleichgesinnten jede Art möglicher Unterstützung gewährt werden.

Dies der Grund, warum der Unterzeichnete gerne dem Ersuchen des Verfassers und des Verlegers vorliegender Schrift, derselben ein Geleitswort auf ihrem Wege in die Oeffentlichkeit mitzugeben, entsprochen hat.

Sehr richtig bezeichnet der Verfasser den Materialismus — mit welchem Wort übrigens von verschiedenen Personen die verschiedensten und oft unsinnigsten Vorstellungen verbunden werden, und dessen Gebrauch man daher lieber ganz vermeiden sollte — als eine Philosophie der Naturwissenschaft und findet die Quintessenz dieser Philosophie in dem Axiom der unbedingten, jede Willkür oder jeden Gewalt-Akt ausschließenden Gesetzmäßigkeit aller Natur-Erscheinungen oder in der Vorstellung einer natürlichen, d. h. einer auf der notwendigen und unaufhaltsamen Wirkung natürlicher Ursachen beruhenden Weltordnung. Sehr gut weist der Verfasser nach, daß, wenn diese Philosophie nicht alles auf Grund ihrer Prinzipien zu erklären vermag, dieses nicht als Gegengrund gegen ihre Richtigkeit geltend gemacht werden kann, und daß sie zum wenigsten sehr vieles erklärt und das Nicht-Erklärte in den gesetzmäßigen Zusammenhang der Erscheinungen einreiht, während ihre Gegner nur eine einzige Erklärung, welche aber keine Erklärung ist, oder den jeder Wissenschaftlichkeit hohnsprechenden, bald mehr philosophischen, bald mehr theologischen deus ex machina (Maschinen-Gott) zur Hand haben. Vortrefflich enthüllt der Verfasser den allen Gottesvorstellungen ohne Ausnahme zu Grunde liegenden groben Anthropomorphismus (Vermenschlichung) und die der teleologischen Weltanschauung (Zweckmäßigkeits-Lehre) unzertrennlich anhaftenden Widersprüche.

Ganz unwiderleglich ist seine Polemik gegen die beschränkte Meinung derjenigen, welche Religion und Gottesglauben un-

entbehrlich für Sitte, Moral und ſtaatliche Ordnung, ſowie für die große Maſſe des Volkes halten, und ſein Nachweis, daß der Fortſchritt der Moral lediglich bedingt iſt durch den Fortſchritt der allgemeinen Bildung und Erziehung, ſowie der geſellſchaftlichen Ordnung — während ganz im Gegenteil übertriebene religiöſe Vorſtellungen die entſetzlichſten Greuel der Geſchichte verſchuldet haben und zum Teil noch verſchulden, und während ſtrenger religiöſer Glaube nur zu oft mit der höchſten moraliſchen Verdorbenheit Hand in Hand geht und zu allen Zeiten gegangen iſt.

Ebenſo vortrefflich iſt des Verfaſſers ſcharfe Kritik des Chriſtentums und der chriſtlichen Vorſtellungen, ſowie ſeine herzerhebende Polemik gegen eine der furchtbarſten Geißeln des Menſchengeſchlechtes oder den Krieg. Dieſes, ſowie ſeine warm empfundenen Ausführungen über die Verbeſſerung des zukünftigen Looſes der Menſchheit in intellektueller wie materieller Erziehung zeigt abermals und ſchlagend, wie irrig die Meinung derjenigen iſt, welche — wie dieſes ſo häufig, ja gewöhnlich geſchieht — Materialismus und Idealismus als geſchworene Feinde oder unverſöhnliche Gegenſätze einander gegenüberſtellen und die Befürchtung ausſprechen, daß mit dem Sieg oder der weiteren Ausbreitung des erſteren alles Hohe und Edle aus Welt und Leben verſchwinden müßten. Ganz im Gegenteil ſind theoretiſcher oder wiſſenſchaftlicher Materialismus und praktiſcher Idealismus die innigſten Freunde und müſſen es notwendig ſein, während der theoretiſche Idealismus der Philoſophen und Theologen ſich mehr um Wolkenkuckucksheim, als um irdiſches Glück und Wohlſein kümmert — obgleich ſeine Bekenner die innige Bekanntſchaft mit dem praktiſchen Materialismus des Lebens für ſich ſelbſt durchaus nicht immer verſchmähen. Sogar in rein philoſophiſcher Beziehung verſteht es der Verfaſſer, die Verwandtſchaft des Materialismus und Idealismus zur Anſchauung zu bringen. Er vergleicht mit Recht die beiden Geiſtesrichtungen mit zwei ſich ſchneidenden Kreiſen,

deren Inhalt sich teilweise deckt. Der theoretische Gegensatz von Materialismus heißt nicht Idealismus, sondern Spiritualismus, während derjenige des theoretischen Idealismus sich in dem Ausdruck „Realismus“ erschöpft. Uebrigens ist nach unserer Meinung mit allen den zahllosen „Ismen“, welche sich jetzt wieder mehr wie je in der Philosophie breit machen, für den Fortschritt des Wissens oder der Erkenntnis wenig oder nichts gewonnen; sie versperren oft mehr den Weg zur Wahrheit, als daß sie ihn frei machen. Bei dem Wort „Materialismus“ denkt jeder nur an den Stoff oder an die Vorstellung einer, wie er glaubt, rohen, gemeinen, dummen, trägen, geistfeindlichen Materie; bei dem Wort „Spiritualismus“ nur an den ganz unbestimmten Begriff von „Geist“, während doch keinem der beiden eine gesonderte Existenz zukommt, und während Stoff, Kraft, Bewegung, Form, Leben und Empfindung, welche letztere in ihrer höchsten und allmählichen Entwicklung oder Steigerung zu Seele und Geist wird, doch nur eine einzige, untrennbare Einheit bilden. Wollte man daher einen philosophischen Kunstausdruck für die neue Geistesrichtung gebrauchen, so würde man wohl dieselbe am besten als „Monismus“ (Einheitsphilosophie) bezeichnen — welche Bezeichnung ja auch bereits vielfach in Anwendung gekommen ist. Uebrigens ist es, wie gesagt, einerlei, welchen Namen man dem Kindlein gibt. Dem echten Forscher oder Wahrheitsfreund muß jeder Weg, jedes Mittel, jede Methode gerecht sein, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Für ihn gibt es, wie L. Feuerbach sagt, nur eine einzige Richtschnur seines Denkens, sie heißt „Freiheit des Geistes und Freiheit der Gesinnung“. Beides besitzt der Verfasser vorliegender Schrift in ausreichendem Maße. Er erkennt an der Hand dieser Freiheit die vielen Mängel und Unvollkommenheiten unseres Wissens bereitwillig an; aber er betont auch mit vollem Recht das unzweifelhafte Recht des Wahrheitsforschers, diese Lücken unserer Erkenntnis, welche durch die Wissenschaft vielleicht nie ausgefüllt werden können, durch

Hypotheſen oder Glaubensſätze zu überbrücken — Glaubensſätze, welche ſich freilich von denjenigen der Religion oder der Philoſophie ſehr weſentlich dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht auf unbewieſenen Vorausſetzungen oder Verſicherungen beruhen, welche mit den Thatſachen der Wiſſenſchaft und den Regeln der Logik im grellſten Widerſpruch ſtehen, ſondern auf dem unanfechtbaren, durch die Wiſſenſchaft ſelbſt an den Tag gebrachten Grundſatz einer geſetzmäßigen und unverrückbaren Ordnung des geſamten Daſeins. „Wiſſenſchaftliche Weltanſchauung" ſollte daher — im allgemeinſten Sinne genommen — die Bezeichnung für dasjenige ſein, was man zur Zeit noch mit dem anrüchigen Namen des „Materialismus" oder „materialiſtiſcher Weltanſchauung" zu benennen und mit ebenſo unfläthigen Schimpfereien, wie ungerechtfertigten Vorwürfen zu überhäufen pflegt.

Die Schlußteile der intereſſanten Schrift beſchäftigen ſich mit der gegenwärtig an Wichtigkeit alles andere in den Schatten ſtellenden ſozialen Frage. An der Hand einer ausgezeichneten Kritik der Schäden und Verkehrtheiten der gegenwärtigen Wirtſchaftsordnung und Kapitalherrſchaft, ſowie unſerer nationalen Erziehung beleuchtet der Verfaſſer die immenſen Vorteile einer fortſchreitenden Verſtaatlichung vieler Gewerbebetriebe und öffentlicher Einrichtungen und entkräftet die Einwände, welche trotz ſo vieler jetzt ſchon beſtehender kommuniſtiſcher Einrichtungen und ihres offenbaren Nutzens gegen die Staatswirtſchaft erhoben werden. Tiefes Mitleid mit dem grenzenloſen Elend der Menſchheit und ihrem Leidensgang durch die Geſchichte und erwärmende Liebe zu derſelben führt den Verfaſſer ſchließlich zur Aufſtellung eines Zukunft-Ideals, welches ſich teilweiſe an die Ideen von Bellamy und Hertzka anlehnt, teilweiſe aber und in wichtigen Punkten von denſelben abweicht. Alſo auch hier wieder Materialismus und Idealismus in wärmſter Freundſchaft! —

Damit mag es genug ſein zur Einführung und Empfeh-

lung einer Schrift, welche kein vorurteilsloser Leser, kein Menschenfreund unbefriedigt aus der Hand legen wird. Scharfe Begriffsbestimmung, präziser Stil und möglichste Vermeidung aller Fremdworte machen neben allgemeiner Verständlichkeit und glänzenden Aperçus die Lektüre der Schrift für jedermann geeignet und ebenso angenehm wie nützlich. Sie wird ohne Zweifel dazu beitragen, manches Vorurteil zu beseitigen, manchen Zweifelnden auf den richtigen Weg zu führen und Klarheit in so viele Köpfe zu bringen, für welche leider der größte Teil des hier Vorgetragenen immer noch ein Buch mit sieben Siegeln bildet.

**Darmstadt,** im September 1891.

**Professor Dr. Ludwig Büchner.**

# Vorwort.

Die gegenwärtige Schrift wendet sich an diejenigen Gebildeten unseres Volkes, welche das Bedürfnis nach einer ernsthaften Beschäftigung mit jenen Fragen empfinden, zu welchen das menschliche Gemüt in Stunden der Ruhe nach den Mühen und Sorgen des Tages sich häufig hingezogen fühlt. Wem, dessen Sinnen und Trachten nicht an der Oberfläche der täglichen Vorkommnisse und den Forderungen der Berufsthätigkeit haftet, hätten sich nicht schon in solchen Stunden Fragen aufgedrängt, wie die, ob unser Leben einen Zweck habe, worin derselbe bestehe und wie er zu verwirklichen sei, ob überhaupt in der Welt ein auf Zwecke gerichtetes Walten klar zu erkennen, ob die Welt erschaffen sei oder seit Ewigkeit bestehe und ob eine Ewigkeit in der Vergangenheit überhaupt möglich sei, ob es gegenüber den Launen des Schicksals, durch welche so oft unser Rechtsgefühl verletzt wird, eine ausgleichende ewige Gerechtigkeit gebe, ob der menschliche Wille frei oder gebunden sei, welches die Quellen des Rechtes und der Sittlichkeit sind, ob das Leben ein Zeugnis für die Wirksamkeit einer übersinnlichen Macht bilde oder ob es durch natürliche Ursachen hervorgebracht sein könne, u. s. f.? Und wer möchte die erhebende Wirkung solcher Betrachtungen auf das menschliche Gemüt leugnen, welche uns das Unbedeutende und Nebensächliche unserer meisten Sorgen und Bestrebungen

erkennen lassen, und welche Klarheit, Uebereinstimmung und Festigkeit in unsere Anschauungen über Welt und Leben bringen?

Allerdings werden diese Fragen in der verschiedensten Weise beantwortet und die Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnisvermögens schließt von vornherein die Erwartung aus, daß es jemals gelingen werde, eine Einigkeit der Meinungen in dieser Beziehung zu erzielen. Aber immerhin ist es von Interesse, die verschiedenen Ansichten, zu welchen die Menschen auf diesen Gebieten gelangten, kennen zu lernen und unter einander zu vergleichen.

Gegenüber den Lehren der Religionen und gegenüber anderen philosophischen Aufstellungen hat sich eine Weltanschauung ausgebildet, deren Anfänge bis in das Altertum zurückreichen, die aber erst in der neueren Zeit ihre gegenwärtige Ausgestaltung erhielt. Nach dieser Anschauung erfolgen alle Vorgänge in der Welt nach ewig giltigen, unbeugsamen Gesetzen, welche durch keine Willkür aufgehoben oder geändert werden können, deren Macht vielmehr aller Wille in der Welt selbst unterworfen ist. Man nannte diese Weltanschauung früher die mechanische; gegenwärtig wird sie als die materialistische bezeichnet, weil ihr zufolge in der Welt nichts vorhanden und wirksam ist, als der Stoff (die Materie) und seine Kräfte.

Obwohl nun in unserer Zeit der Materialismus in vortrefflichen Schriftstellern und Gelehrten von höchstem Ansehen seine öffentlichen Vertreter gefunden hat, erschien es mir doch nicht überflüssig, die materialistischen Lehren im Zusammenhang zu entwickeln und zu begründen und eingehender bei einigen Fragen zu verweilen, welche von früheren Schriftstellern nur vorübergehend berührt wurden.

Der hier behandelte Stoff macht es für jeden Bearbeiter unvermeidlich, in den Vortrag der Lehren einer großen Gesinnungs-Genossenschaft seine persönlichen Ansichten mit ein-

fließen zu lassen. Ich bin mir auch wohl bewußt, daß nicht wenige Anhänger des Materialismus meinen Ausführungen in politischer und gesellschaftlicher Beziehung nicht beitreten werden, und wenn ich dennoch die betreffenden Abschnitte in das gegenwärtige Buch aufgenommen habe, so geschah es nicht nur, weil ich mich mit der Mehrzahl der Materialisten — namentlich mit dem hervorragendsten materialistischen Schriftsteller der Gegenwart, Ludwig Büchner — in annähernder Uebereinstimmung weiß, sondern weil ich auch die Ueberzeugung hege, daß die logische Weiterentwickelung der materialistischen Grundsätze auf den von mir eingenommenen Standpunkt führen muß.

Einige Verlegenheit bereitete mir die Frage, wie weit ich in der Anführung wissenschaftlicher Thatsachen und Erklärungsversuche gehen sollte, um nicht allzu Bekanntes zu wiederholen und doch Verständlichkeit und Vollständigkeit in der Begründung von Ansichten zu wahren. Schließlich glaubte ich — mit Rücksicht auf den Umstand, daß das Buch möglichst gemeinverständlich sein soll — die Anforderungen an die naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse der Leser nicht zu hoch stellen zu sollen, was diejenigen entschuldigen wollen, denen das im Nachfolgenden über Kräfte, Atom und Molekül, Kant-Laplace'sche und Darwin'sche Theorie und Anderes schon bekannt ist.

Endlich erwähne ich noch, daß ich — schon aus Achtung vor der Schönheit, der Würde und dem Reichtum unserer Muttersprache — mich einer von Fremdwörtern möglichst freien Ausdrucksweise befleißigt habe, so weit dies ohne Schädigung der Verständlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes geschehen konnte.

Wien, August 1891.

**Wilhelm Strecker.**

# Einleitung.

Wenn wir die vielgestaltigen Bestrebungen und Handlungen der Menschen einer näheren Prüfung in bezug auf ihr Ziel unterwerfen, werden wir finden, daß dieselben zumeist auf die Erhaltung und Verschönerung des Daseins — sei es der Handelnden selbst oder ihnen nahestehender Glieder der menschlichen Gesellschaft — gerichtet sind, oder die Befriedigung von Trieben und Leidenschaften vermitteln sollen, welche überall und jederzeit tief in der menschlichen Natur wurzeln. Erziehung, Beispiel, Gewohnheit und ein scheinbar unbestimmter, innerer Drang lenken das Wollen der Menschen, ohne daß sie gewöhnlich es für nötig hielten, über Ursprung, letzte Wirkung und letztes Ziel ihrer Handlungen sich Rechenschaft zu geben. Auf einer höheren Stufe der Geistesentwickelung aber regt sich im Menschen häufig ein mächtiges Verlangen, sich Klarheit zu verschaffen über das Endziel seines Strebens, über eine etwaige, außerhalb des Lebens selbst gelegene Bestimmung desselben, zu deren Verwirklichung es sich dann nur als Mittel verhielte; es drängt ihn, sein Urteil und seine Anschauungen gegenüber den wechselvollen Eindrücken, welche Natur und Leben unaufhörlich an einander reihen, in Uebereinstimmung zu bringen und auf einen einheitlichen Ursprung zurückzuführen; er trachtet, zu einer tieferen Einsicht über seine Stellung in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft

zu gelangen und hieraus die Grundsätze für sein sittliches Verhalten abzuleiten. Dieses Bedürfnis reicht in der Geschichte der Menschheit wohl so weit zurück, als ihr geistiges Leben überhaupt, mit dessen Entwickelung es in unzertrennlichem Zusammenhange steht; es mußte in den Menschen um so stärker hervortreten, je mehr ihre geistige Bildung sich erweiterte und je unabhängiger sie sowohl von äußerem Zwang, als von den Sorgen um die Befriedigung der nächstliegenden Bedürfnisse wurden. Darum erlangte die Philosophie oder die Wissenschaft, welche jenem geistigen Bedürfnisse ihre Entstehung verdankt, ihre höchste Ausbildung unter freien, strebsamen, gebildeten Völkern, deren hervorragendste und ausgezeichnetste Denker sich ihrer Pflege widmeten. Sie wurde die „Königin der Wissenschaften"; sie bildete die gemeinsame Grundlage und das Gerüst für alle Verzweigungen des menschlichen Wissens; in ihren Hallen suchte der wissensdurstige Jüngling den Born der lauteren Lebensweisheit; aus ihrer Rüstkammer entnahmen der Staatsmann, wie der Gelehrte, die Waffen, mit deren Hilfe sie den Verhängnissen des Schicksals trotzen wollten.

Aber die hohe Blüte, zu welcher die Wissenschaften im klassischen Altertum gediehen waren, verwelkte wieder; den ersten harten Stoß erlitten sie durch den Zusammenbruch der hellenischen Freistaaten und wurden endlich ganz begraben unter den Trümmern des römischen Reiches, dessen lange siechender Körper den vereinigten Wirkungen der innerlichen Zersetzung und des immer mächtiger vordringenden Germanentums endlich erlag. Die lange, finstere Nacht des Mittelalters legte sich über die christlichen Völker, alle geistigen Fähigkeiten in tiefen Schlummer versenkend. Doch endlich erwachte auch der Geist der Forschung wieder; siegreich alle Schranken niederbrechend, durch welche kirchliche und weltliche Gewaltherrschaft ihn einzudämmen versuchten, errang er glänzende, in stürmischer Hast sich mehrende Erfolge. Die Wahrheiten, welche er zu Tage förderte, zerstören den Aberglauben, vernichten die unseligen Vorurteile

finsterer Zeiten, erweitern den geistigen Gesichtskreis und begründen eine neue Weltanschauung; und, indem sie die Mittel bieten, die gewaltigsten Naturkräfte unter die Herrschaft des menschlichen Willens zu beugen, vermehren sie die Genüsse des Lebens zu einer früher nie geahnten Fülle.

Aber Wahrheit ist immer nur Wahrheit, nicht mehr, nicht weniger; sie will gesucht und bekannt werden um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf ihre Wirkungen. Und wahrlich — das Bild der Welt und unser selbst, das sie vor unseren Augen entschleiert, fordert in mehrfacher Hinsicht zu wehmütigen Betrachtungen heraus.

Wohin wir uns auch wenden in der uns umgebenden belebten Natur — überall begegnen wir einem grausam geführten, verzweifelten Kampf um das Bestehen, einem unaufhörlichen Werden, aber auch einem nie endenden Vergehen und Sterben. Mit unerschöpflicher Zeugungskraft bringt die Natur in jeder Stunde Millionen und Milliarden empfindender Wesen hervor, aber gleichsam nur, um sich an ihrem Untergang zu weiden; zahllose Gattungen müssen anderen ihren Leib zur Nahrung bieten, und diese selbst wieder werden zum Raub mächtigerer Feinde. Während aber das Tier nur die Gefahren des Augenblicks von sich abzuwehren hat und in deren Abwesenheit ohne Ahnung seines einstigen Loses dem Genusse des Daseins sich hingeben kann, liegen vor dem Geiste des Menschen alle Möglichkeiten einer erbarmungslosen Schicksalsfügung aufgedeckt und ist ihm das peinliche Gefühl eines sicheren Untergangs ins Bewußtsein gelegt. Denn was hilft uns der Trost, daß nur unsere Seele vergänglich, der Leib unsterblich ist, daß seine Atome den endlosen Kreislauf fortsetzen, in dem sie sich seit Ewigkeit bewegen? Der Tod zerstört unsere Persönlichkeit, den Träger und Gegenstand unserer gesamten Lebens- und Geistesthätigkeit; der Gedanke an die Vernichtung widerstrebt daher dem Innersten unserer Natur und steht in unversöhnlichem Widerspruch mit dem mächtigsten unserer Triebe.

Die zerstörende Gewalt blind wirkender Naturkräfte und das Nahrungsbedürfnis anderer lebender Wesen bedrohen also beständig das Wohl und das Dasein alles Lebenden. Wohl hat der Mensch nur wenige Feinde im Tierreich zu fürchten und die Gaben seines Geistes gewähren ihm gegen die Härten der Natur einen weit reichenden Schutz. Aber zu seinem Unglück trägt er in seinem Inneren Leidenschaften, welche ihn beständig zur Bekämpfung und Vernichtung der eigenen Gattung aufreizen. Weder die Bereicherung unseres Wissens, noch die Verbesserung unserer Anschauungen und Sitten, noch die Gebote der verbreitetsten Religionen haben dem rohen, herzlosen, gegen die Glieder der eigenen Art gekehrten Zerstörungstrieb Einhalt zu gebieten vermocht, und gerade heutigen Tages sehen wir die fortgeschrittensten Völker einen großen Teil ihrer Kraft auf die Zurüstungen zu Kämpfen verwenden, welche an Furchtbarkeit der Zerstörungsmittel alles bis jetzt Gesehene übertreffen. Unsere so hoch gepriesene Kultur aber ist das Besitztum einer bevorzugten Klasse geblieben, zu deren Füßen Millionen von Mitmenschen ein wahrhaft erbarmungswürdiges Dasein in Armut, Unwissenheit und jeder Art von Entbehrung fristen, gewiß nicht minder elend, als es unter den rohen Zuständen längst vergangener Zeiten sein konnte.

Für die Mehrzahl der Menschen bedeutet das Leben nur Dulden und Entsagen und die von ihm gebotenen Genüsse für Leib und Seele sind so spärlich und so gering, daß sie gegenüber einer strengen Prüfung eine besondere Bemühung zur Aufrechterhaltung des Daseins nicht rechtfertigen würden. Ja, selbst unter den günstiger gestellten Gliedern der Gesellschaft werden sich nur wenige finden, die in Stunden des Unglücks und der Trauer, des Schmerzes über unschuldig erlittenes Unrecht, über verletzenden Undank oder vergebens aufgewendete Mühe den Wunsch unterdrücken konnten, das Dasein nie empfangen zu haben. Und doch wird der Wille des Menschen nur in den seltensten und außergewöhnlichsten Fällen kräftig

genug, um sich gegen das Ertragen des Daseins aufzulehnen, denn er steht unter dem Bann zweier, die gesamte Tierwelt beherrschender Triebe, dem zur Selbsterhaltung und dem zur Fortpflanzung, welche ihn nötigen, nicht nur die Leiden des Lebens zu erdulden, sondern auch sie auf neue, durch ihn gezeugte Wesen seiner Art zu übertragen.

Vor diesen traurigen Betrachtungen sucht der Mensch eine Zuflucht in seinem Glauben, im Vertrauen auf eine übernatürliche Macht, die seine Geschicke lenkt, sich seiner Tugenden erfreut, ihm seine Verirrungen verzeiht, sich seiner Leiden erbarmt und in einem übernatürlichen Leben nach dem Tode ihn für alle erlittenen Drangsale entschädigt; er überredet sich, daß alle auf Erden erduldete Pein nur Prüfungen eines allmächtigen und gütigen Gottes seien, daß eine ewige Gerechtigkeit die schlechten Handlungen bestrafe, die guten belohne.

Aber Glaube und Wissen sind zwei feindliche Brüder, die sich nie auf derselben Stätte vertragen; was der eine gewinnt, muß der andere verlieren. Je mehr das Wissen sich ausbreitet, desto mehr muß der Glaube schwinden; je tiefer unsere Einsicht in die Gesetze der Naturerscheinungen, desto haltloser wird der Glaube an übernatürliche Vorgänge.

Die Hoffnung, welche Millionen gläubiger Seelen gegen die Leiden des Lebens stählte, zerrinnt vor der Leuchte wissenschaftlicher Forschung. Kein Gott, o Mensch, hat dich ins Dasein gerufen; kein guter Genius breitet schützend seine Hand über dein Haupt; keine Vorsehung begleitet dich auf deinen Lebenswegen! Eitler Wahn, widerlegt durch die Erlebnisse jedes Tages, ist deine ewige Gerechtigkeit, ein Gebilde deiner dichtenden Phantasie dein ewiges Leben! Vergebens suchst du nach einem höheren Zwecke des Daseins — es hat keine Bestimmung, so wenig wie die ganze Welt selbst; und glaubst du, in Ermangelung eines an deinen Werken sich erfreuenden Weltbeherrschers, sie wenigstens fernen Nachkommen als ewig sich forterbendes und weiter wirkendes Vermächtnis hinterlassen zu

können, so werde belehrt, daß das ganze Menschengeschlecht einst dem Tode verfallen muß und alle Schöpfungen des menschlichen Geistes, alle Gebilde der menschlichen Hand in einer ungeheueren Katastrophe spurlos und auf immer vergehen müssen. Erlöschen muß einst selbst das strahlende Gestirn des Tages, das Licht und Wärme in die entferntesten Teile seines Bereiches sendet; kalt und finster wird es seine Bahn im Weltraum durchlaufen, bis vielleicht ein furchtbarer Zusammenstoß mit einer anderen Sonne den Stoff zweier Welten in einen glühenden Nebel von unermeßlicher Ausdehnung auflöst, aus dem dann ein neues Sonnensystem, größer und prächtiger als das unsere, vielleicht mit Planeten, von Wesen unserer Art bevölkert, hervorgehen mag, welche künftige Gattungsverwandte aber von unserem einstigen Dasein so wenig eine Ahnung haben und eine Spur vorfinden können, wie wir von möglichen früheren Menschengeschlechtern oder von solchen auf unbekannten Planeten in entlegenen Himmelsräumen.

Den Glauben an eine höhere Bestimmung des Daseins aufgebend, willst du dasselbe wenigstens dem Wohl deiner Mitmenschen widmen, du verzichtest auf eine Entlohnung in einem geträumten Jenseits, welche ja ohnehin mit einer edleren Auffassung der Verdienstlichkeit guter Werke unvereinbar ist und suchst deinen Lohn nur im Glücke deiner menschlichen Geschwister, im heiteren Frieden deines Gemütes. Aber auch dieses Trostes Stützen werden untergraben; man beweist dir, daß alle menschlichen Handlungen, die besten, wie die schlechtesten, derselben gemeinsamen Quelle, einem mißachteten Triebe, der Selbstliebe, entspringen. Vergebens empörst du dich gegen solches Ansinnen, das in den edelsten Antrieben deines Denkens und Handelns dich tief verletzt — deine Gegner gehen noch weiter; sie bestreiten die Freiheit deines Willens mit der unwiderstehlichen Waffe der Logik. Die früher unbezweifelte Willensfreiheit ist Trug; sie besteht nicht und kann nicht bestehen; nicht unabhängige Selbstbestimmung, sondern eiserne

Notwendigkeit beherrscht die Gedanken und Handlungen der Menschen, und was sie für freien Willen hielten, erweist sich nur als ein Bestandteil jener, aus der Ewigkeit kommenden, in die Ewigkeit laufenden Kette, in der jedes Glied Wirkung des vorhergehenden und Ursache des folgenden ist.

Der edelsten Labsal deines Gemütes beraubt, wendest du dich ab von dem geräuschvollen Treiben der Welt, in dem dich Trost und Hoffnung fliehen und widmest dich der ernsten, strengen, wissenschaftlichen Arbeit. In die Betrachtung der Natur willst du dich vertiefen, ihre ewigen Gesetze erforschen, den letzten Grund des Seins und Werdens entschleiern. Hier siehst du den letzten Halt für dein stärkungsbedürftiges Gemüt, aber hier erwartet dich auch die letzte Enttäuschung. Je weiter und tiefer du vordringst in der Zergliederung der Welt und ihres Stoffes, desto sicherer wird die Ueberzeugung, daß deiner Forschung Grenzen gesetzt sind, welche zu überschreiten du niemals vermagst. Die Begriffe Raum und Zeit, die Urformen alles menschlichen Erkennens, werden unanwendbar; das Vertrauen in das Zeugnis deiner Sinne beginnt zu schwanken, vielleicht nur Schein, nicht Wirklichkeit, ist, was sie dir vermitteln. Du siehst die letzte Hoffnung sinken, welche deinem Dasein Wert verleihen konnte, und, überwältigt von der Fülle der Enttäuschungen, stimmst du in die Worte des deutschen Dichterfürsten ein: „Wir Alle leiden am Leben!“

Und doch — läßt die Wirklichkeit keine tröstlicheren Folgerungen zu? Vermag kein Heilmittel die Leiden des Daseins zu lindern? Soll das Streben nach dem für gut Gehaltenen, soll thateifrige leibliche und geistige Kraft Halt machen vor dem Glauben an die Vergeblichkeit alles menschlichen Bemühens zur Erreichung wahren und dauernden Glückes? Soll der natürliche Drang zum Wissen und Erfahren dem Zweifel an die Erkennbarkeit der Wahrheit weichen? Sollen wir uns angesichts der Vergänglichkeit aller menschlichen Errungenschaften völliger Thatlosigkeit ergeben? Wozu noch die an-

strengenden Bemühungen um die Erhaltung und Vermehrung des in unserem Volke oder in der ganzen gebildeten Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht übergehenden Erbschatzes, wenn er einst wegen Mangels genußfähiger Erben Wert und Wesen einbüßt?

Die nachfolgenden Betrachtungen sollen die Antwort auf diese Fragen geben. Sie sind von der Hoffnung durchdrungen, daß das Schicksal der Menschheit und ihrer Glieder, so weit es von menschlichen Einrichtungen abhängt, allerdings der Besserung fähig ist. Sie erkennen im Streben nach *Glückseligkeit* die Quelle aller menschlichen Handlungen, welchem mächtigen, von der Natur uns eingepflanzten Triebe alle Erwägungen über die Vergänglichkeit der Menschheit und ihrer Schätze nachstehen müssen.

Sie gründen sich auf den Glauben an die *Wirklichkeit der sinnlichen Welt*. Wohl stoßen wir auf Unerklärliches in der Natur, und müssen uns bescheiden, es unerklärt zu lassen. Doch, wo das Wissen uns verläßt, kehren wir zum Glauben zurück und schaffen uns so den Boden, auf dem wir, inmitten des Getriebes der Welt, feste Stellung nehmen. Nur glauben wir nicht an Widersprüche in der Natur; wir vertrauen vielmehr darauf, daß die nie gestörte Gesetzmäßigkeit, die wir im Bereiche der Erfahrung beobachten, auch außerhalb deren Grenzen ihre Gültigkeit bewahrt.

Und wahrlich — Nichts ist so sehr geeignet, uns mit dem Laufe der Welt und des eigenen Schicksals zu versöhnen, als die Ueberzeugung, daß alles Sein und Geschehen in der Welt, das Ungeheuerste wie das Geringste, die Wirkung ist jener blinden, unabänderlichen, alle Willkür ausschließenden Allherrscherin *Notwendigkeit*.

# I.

Die Art und Weise unserer Naturauffassung gründet sich zunächst auf unsere Meinung über das Verhältnis, in welchem die außerhalb unseres Geistes vorhandenen, oder als vorhanden angenommenen, Dinge zu unseren Vorstellungen über dieselben stehen. Die meisten Menschen halten ihre sinnlichen Wahrnehmungen für das getreue Bild einer äußeren Welt; andere erblicken darin nur einen eigentümlichen, durch die Art unserer Empfindung bedingten Ausdruck für außerhalb des Bewußtseins bestehende Zustände und sich vollziehende Veränderungen; wieder andere bezweifeln oder bestreiten geradezu das Vorhandensein eines Zusammenhanges zwischen diesen Vorstellungen und einer äußerlichen Ursache.

Während unter der Masse der Menschen niemals ein Zweifel darüber rege wird, daß die Außenwelt, wie wir sie wahrnehmen, auch wirklich besteht und daß die zu ihr gehörigen Dinge so beschaffen sind, wie sie uns erscheinen, hat eine tiefer gehende Betrachtung schon längst daran erinnert, daß wir, indem wir eine äußere Welt zu erkennen meinen, im Grunde genommen doch immer nur unsere eigenen, in unserem Bewußtsein sich bildenden, Vorstellungen kennen lernen; daß daher gefragt werden dürfe, ob diesen Vorstellungen überhaupt eine, außer dem vorstellenden Geiste und unabhängig von diesem bestehende, Welt entspreche, und ob, selbst wenn deren wirkliches Dasein erwiesen werden könne, unsere Vorstellungen

von derſelben auch wirklich in Uebereinſtimmung mit ihr ſtehen. Bereits ſechs Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung beſtritten die eleatiſchen Philoſophen die Möglichkeit einer Bewegung, ſtellten überhaupt die Wirklichkeit von Veränderungen der Dinge in Raum und Zeit in Abrede und erklärten alle ſinnliche Erfahrung für Schein und Trug. Der Sophiſt Protagoras und ſeine Schüler ſtellten den Satz auf, daß der Menſch „das Maß aller Dinge“ und daß entgegengeſetzte Behauptungen gleich wahr ſeien, daß alſo von äußeren Dingen und Vorgängen verſchiedene Menſchen verſchiedene Eindrücke bekommen könnten und gleichwohl jeder im Rechte ſei, wenn er ſeine Auffaſſung für richtig halte. Demokritos, der vielgenannte Begründer der Atomenlehre, betrachtete nur die Atome und den, ſie umgebenden, leeren Raum als beſtehend; alles übrige, was wir an den Körpern wahrzunehmen glauben, — Geſchmack, Wärme, Farbe — als nur in der Meinung vorhanden. Die Atomenlehre bildet bekanntlich die Grundlage unſerer heutigen phyſikaliſchen und chemiſchen Theorieen, und es iſt bemerkenswert, daß der genannte helleniſche Denker, ohne doch von Beobachtungen geleitet zu werden, zu Anſchauungen gelangte, zu welchen ſich auch die Naturlehre der Neuzeit bekennt, die ja ebenfalls Licht, Wärme, Farbe und Schall auf Schwingungen der Moleküle zurückführt. Von geſchichtlicher Wichtigkeit iſt in dieſer Beziehung die Aufſtellung des engliſchen Philoſophen Locke, welcher an den Körpern Eigenſchaften von dreierlei Art unterſchied, nämlich: ſolche erſter Ordnung, welche den Körpern unabhängig von unſeren Sinnen zukommen und zu denen er Ausdehnung, Geſtalt, Zahl, Ruhe oder Bewegung rechnete; Eigenſchaften zweiter Art waren ihm ſolche, welche aus der Größe, Geſtalt, Lage, Bewegung oder Ruhe kleinſter Teilchen hervorgehen und in uns die Empfindungen der Farben, Töne, des Geſchmackes und Geruches hervorrufen; als Eigenſchaften dritter Art endlich oder Kräfte, bezeichnete er ſolche, vermöge welcher ein Körper die Eigen-

schaften eines anderen Körpers in sinnlich wahrnehmbarer Weise verändert. Hume verwarf diese Einteilung und bekannte sich zu der Ansicht, daß der Grund, die Eigenschaften zweiter Art als nur in unserer Empfindung bestehend zu betrachten, auch für jene erster Art giltig sei, womit auch er die Wirklichkeit der Außenwelt in Zweifel stellte. Durch Kant endlich wurde der Begriff des „Dinges an sich" in die Philosophie eingeführt, welches — im Gegensatz zur Erscheinung (der Form unserer Auffassung) — den uns unerkennbaren Grund der Erscheinung bildet.

Die widersprechenden Ansichten, zu denen schon im Altertum die verschiedenen philosophischen Schulen gelangten, veranlaßten manche Denker jener Zeit zum Zweifel, ob es überhaupt möglich sei, ein sicheres Wissen über die äußere Welt zu erlangen. Die Skepsis, d. i. also jene Anschauung, welche die Erkenntnis der Wahrheit über eine uns umgebende äußere Welt für unmöglich hält, fand ihren ersten bedeutenden Vertreter in Pyrrho von Elis, einem Zeitgenossen Alexanders, welcher die Ansicht aussprach, wahre Glückseligkeit, das Endziel alles menschlichen Strebens, sei nie zu erreichen, so lange man über die Dinge etwas Sicheres zu wissen vorgebe. Eine sichere Erkenntnis der Wahrheit sei dem Menschen überhaupt unmöglich; er thue daher am besten, wenn er auf den Glauben, wahre Erfahrungen zu besitzen, ganz Verzicht leiste; nur so könne er zur Gemütsruhe gelangen. Ihm folgten in ihren Anschauungen noch mehrere Gelehrte des Altertums. Seinen hervorragendsten Vertreter aber fand der Skeptizismus im vorigen Jahrhundert in dem schon erwähnten, schottischen Philosophen David Hume. Derselbe griff zunächst den Begriff der Ursächlichkeit an, indem er behauptete, unsere Erwartung, daß irgend ein Vorgang in der Natur einen anderen bestimmten Vorgang herbeiführen müsse, sei nur eine Gewohnheit unseres Denkens; in Wirklichkeit bestehe eine solche Notwendigkeit nicht und es sei auch nicht einzusehen, worin die-

selbe begründet sei. Wenn aber bestritten werden müsse, daß zwischen den Dingen in der Welt ein Zusammenhang bestehe, wie wir ihn uns in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung vorstellen, so gelte dies auch von den Wahrnehmungs-Vorstellungen und es sei daher das Bestehen einer äußeren Welt zu bezweifeln.

Dem Skeptizismus stehen die dogmatischen Systeme gegenüber, welche sich zunächst in Idealismus und Realismus spalten. Der Idealismus glaubt durch reine Denkthätigkeit zur Wahrheit gelangen zu können und zwar auch auf solchen Gebieten, welche der Wahrnehmung verschlossen sind; ihm gelten daher Sein und Denken für Eins und Dasselbe. Die Gegenstände der Außenwelt sind nach seiner Lehre bloße Gebilde unseres Geistes, und wir vermögen überhaupt nur unsere Vorstellungen, nicht Dinge außerhalb unseres Bewußtseins zu erkennen. Dem gegenüber behaupten die realistischen Systeme die Wirklichkeit der sinnlichen Welt; die Wahrheit ist ihnen zufolge nur durch Erfahrung zu erlangen und dem Denken obliegt nur die Reinigung und Ordnung des durch die Wahrnehmung gebotenen Stoffes. Das sogenannte Uebersinnliche (Transcendente), dessen Erforschung der Idealismus mit Vorliebe sich zuwendet, leugnen die realistischen Systeme entweder geradezu, oder sie erklären es als der menschlichen Erkenntnis unzugänglich. Der Empirismus, Sensualismus und Materialismus sind einzelne Verzweigungen der realistischen Richtung.

Gewissermaßen eine vermittelnde Stellung zwischen dem Idealismus und dem Realismus nimmt die Lehre Kant's ein, welche den körperlichen Dingen zwar einen Rest von Wirklichkeit läßt, der jedoch unserer Erkenntnis unzugänglich sei, und alle Eigenschaften, mit welchen die Körper uns ausgestattet erscheinen, einschließlich der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung, als Erzeugnisse betrachtet, welche aus der Anwendung uns angeborener Auffassungs- und Denkformen auf

den Inhalt der sinnlichen Wahrnehmung hervorgehen. Wir kennen demnach nur die Erscheinungen der Dinge, nicht die Dinge, wie sie an sich sind.

Das Kennzeichnende des Materialismus gegenüber anderen Auffassungen von Welt und Leben liegt darin, daß er alles Sein und alle Vorgänge in der Welt auf den Stoff und die dem Stoffe anhaftenden Kräfte zurückführt und das Dasein und die Wirksamkeit einer außerhalb der Natur stehenden Gewalt leugnet. Alle Vorgänge in der Welt sind, nach der Ansicht des Materialismus, die notwendige Wirkung bestimmter Ursachen, und diese Notwendigkeit besteht nicht nur in unserem Denken, sondern liegt in den Dingen selbst begründet. — Auch das Leben und selbst die Bewußtseinserscheinungen gelten ihm nur als Erscheinungen am Stoffe, welche unter bestimmten, wenn auch uns nicht näher bekannten, Bedingungen auftreten und mit dem Wegfall dieser Bedingungen wieder aufhören.

Vom Realismus im engeren Sinne unterscheidet sich der Materialismus darin, daß ersterer die sogenannten „sinnlichen Qualitäten" der Dinge (Farbe, Wärme, Geruch, Geschmack) als wirklich bestehend und den Dingen an sich zukommend betrachtet, während der Materialismus und die Naturwissenschaften diese Eigenschaften als subjektive, also nur in unserer Empfindung vorhanden, erklären und sie auf Schwingungen der Aether- und Körper-Moleküle zurückführen. In dieser Beziehung befindet sich demnach der Materialismus in Uebereinstimmung mit dem Idealismus, zu dem er überhaupt keineswegs immer und grundsätzlich in Gegnerschaft steht; vielmehr hat man Materialismus und Idealismus mit Recht mit zwei sich schneidenden Kreisen verglichen, deren Inhalte sich teilweise decken.

Um zu einem geschlossenen System von Ansichten zu gelangen, sieht auch der Materialismus sich genötigt, die zahlreichen Lücken in dem durch innere und äußere Erfahrung

erlangten Wissen durch Glaubenssätze zu füllen, die er nicht weiter begründen kann, deren Berechtigung daher von gegnerischer Seite bestritten wird und die auch keineswegs zur Erklärung der Schwierigkeiten und Rätsel ausreichen, welche sich uns in der Betrachtung der Welt darbieten. Der Materialismus vermag den Widerspruch nicht zu lösen, in welchen der menschliche Verstand mit seinen eigenen Forderungen gerät, wenn wir uns in eine Betrachtung über die Herkunft der Ursachenreihe vertiefen. Die materialistische Weltanschauung befindet sich daher durchaus nicht, wie übereifrige Anhänger derselben manchmal behaupten, immer auf dem Boden feststehender Thatsachen; sie muß vielmehr — wie alle positiven Weltanschauungen — dem Glauben ein weites Gebiet einräumen. Der Materialismus glaubt an die objektive Giltigkeit unserer Begriffe von Zeit und Raum; er glaubt an das Atom; er vertraut auf die unwandelbare Wirksamkeit des Kausalitäts-Gesetzes. Der Materialismus geht von dem durch Erfahrung erworbenen Wissen aus; sein Angelpunkt ist das aus der Erfahrung abgeleitete Kausalitäts-Gesetz, mit dessen Giltigkeit er steht und fällt.

Die Stärke des Materialismus — wie der übrigen realistischen Systeme — liegt in seiner innigen Uebereinstimmung mit den Forderungen des Lebens. Auf dem Gebiete des praktischen Handelns vermögen Skeptizismus und Idealismus ihre Lehren nicht aufrecht zu erhalten; hier müssen sie die Thatsächlichkeit einer außer dem denkenden Geist vorhandenen körperlichen Welt anerkennen und somit die Anwendbarkeit ihrer Lehren im Leben preisgeben. Welcher Skeptiker oder Idealist möchte auch auf Speise und Trank verzichten, oder es unterlassen, seinen Leib gegen Kälte oder Schmerz zu schützen in der Annahme, daß sein Leib vielleicht gar nicht oder nur in seiner Einbildung bestehe? Oder wer wird, indem er mit anderen Menschen verkehrt, sie etwa unterrichtet oder mit ihnen Vereinbarungen abschließt, Waren austauscht u. s. w., zweifeln,

daß dieselben auch in Wirklichkeit bestehen? Was für einen Sinn hätte es, Gesetze aufzustellen, welche das gegenseitige Verhalten der Menschen zu einander regeln sollen, für öffentliche Wohlfahrt zu sorgen u. s. w., wenn die Welt und die Menschen nur in unserer Vorstellung beständen? Wer wird Vorsätze fassen, Pläne machen und zur Ausführung bringen, wenn er an einem ursächlichen Zusammenhang der Vorgänge in der Welt zweifelt?

Auch die geistreichen Aufstellungen Kant's vermögen uns nicht zu befriedigen. Eine Welt von Dingen ohne räumliche Ausdehnung, von Vorgängen ohne zeitlichen Verlauf ist uns ganz undenkbar und gleichfalls ein unvereinbarer Widerspruch mit unseren Handlungen und Erfahrungen jedes Augenblicks. Uebrigens trägt auch Kant's Lehre einen Widerspruch mit sich selbst in sich, insofern sie den Begriff der Ursächlichkeit aus der wirklichen Welt weg in den menschlichen Verstand verlegt und dennoch ein „Ding an sich" als Ursache der Erscheinungen annimmt.

Der Materialismus ist eigentlich nur die Uebertragung der Grundsätze, nach denen wir im täglichen Leben urteilen und handeln, auf die Betrachtung der Welt überhaupt. So wie Kant Gott, Willensfreiheit und Unsterblichkeit als zwar nicht beweisbar, aber als Forderungen der „praktischen Vernunft", somit als Grundlage des Sittengesetzes hinstellte, so gilt dem Materialismus die objektive Giltigkeit von Raum, Zeit und Ursächlichkeit ebenfalls als zwar unbeweisbar, aber als eine Forderung der Vernunft zur Beurteilung der Erscheinungen in Welt und Leben.

Zum Schlusse soll noch auf das innige Wechselverhältnis zwischen dem Materialismus und den Naturwissenschaften hingewiesen werden. Der neuzeitliche Materialismus kann recht eigentlich als die Philosophie der Naturwissenschaften bezeichnet werden; er hat sich aus diesen entwickelt und hat sich alle deren Errungenschaften zu eigen gemacht. Seine

Atomenlehre, seine Ansichten über die Ewigkeit des Stoffes, über die Entstehung der Welt und der Erde, des Lebens und des Menschen haben durch die Fortschritte in den Naturwissenschaften ihre wissenschaftliche Rechtfertigung erhalten. Dafür ist aber auch der Materialismus diejenige Weltanschauung, zu der die meisten Naturforscher sich gedrängt fühlen; denn in allen Vorgängen erkennen sie nirgends Willkür, nirgends andere, als mit dem Stoff verbundene, Kräfte, überall nur die notwendigen Folgen gesetzlich wirkender Ursachen.

## II.

Die Betrachtung der Beziehungen zwiſchen der Sinnenwelt und unſeren Vorſtellungen von derſelben führt uns weiter zu einer Unterſuchung des Stoffes. Unter Stoff verſtehen wir im allgemeinen Das, was den Raum erfüllt und mit gewiſſen Eigenſchaften behaftet iſt, aus welchen alle zu unſerer Wahrnehmung gelangenden Erſcheinungen hervorgehen. Den räumlich begrenzten, alſo in einer beſtimmten Geſtalt auftretenden, Stoff nennen wir Körper.

Der Stoff, wie er ſich uns in den Erſcheinungen des täglichen Lebens darbietet, iſt, wie bekannt, keineswegs in jeder Beziehung gleichartig, ſondern zeigt in der unendlichen Menge der verſchiedenen Körper zwar eine Anzahl ihm immer und unter allen Umſtänden anhaftender Eigenſchaften; daneben aber mannichfaltige andere, durch welche die beſondere Beſchaffenheit der einzelnen Körper bedingt iſt. Die meiſten Körper oder Stoffe laſſen ſich durch gewiſſe, von der Chemie gebotene, Mittel in einfachere Stoffe zerlegen und ſtellen ſich alſo als Verbindungen zweier oder mehrerer Ur- oder Grundſtoffe dar, welche ſich, wenigſtens bis jetzt, nicht weiter zerlegen laſſen. Dieſer Urſtoffe, aus welchen die geſamte ſtoffliche Welt — ſoweit ſie unſerer Unterſuchung zugänglich — aufgebaut iſt, zählt man ſechzig und einige. Sie unterſcheiden ſich voneinander durch eigentümliche phyſikaliſche und chemiſche Merkmale in bezug auf Dichte, Härte, Farbe, Klang, Schmelz-

und Siedepunkt und die Fähigkeit, mit anderen Grundstoffen sich unter Bildung neuer Körper zu verbinden, in welchen die Eigenschaften der sie zusammensetzenden Grundstoffe aufgehoben oder verändert erscheinen.

In dem Bemühen, die Eigenschaften des Stoffes auf Gründe zurückzuführen, gelangten schon einige Philosophen des Altertums zu der Annahme, daß die Teilbarkeit des Stoffes sich nicht ins Unendliche erstrecke, sondern daß alle Körper aus nicht mehr weiter teilbaren, kleinsten Teilchen, „Atomen", bestehen. Diese Atome betrachtete Demokritos, der eigentliche Schöpfer der atomistischen Lehre, als von Ewigkeit her bestehend und unvergänglich, da ja nichts in sie eindringen, nichts sie verändern könne. Alle stofflichen Veränderungen der Körper bestehen nach ihm nur in einer Vereinigung oder Trennung der sie zusammensetzenden Atome. Diese stellen das Bleibende und Beharrliche im Wechsel der Erscheinungen dar. Die Atome dachte sich Demokritos nicht in beständiger und unmittelbarer Berührung, sondern umgeben von leerem Raum, durch den sie sich in der Richtung des freien Falles, dabei aber doch beständig aufeinander stoßend, bewegen. Die Verschiedenheit der Körper sei aus der Verschiedenheit der Zahl, Größe und Gestalt der Atome zu erklären; es bestehe überhaupt nichts, als die Atome und der leere Raum; alles Uebrige (d. h. alle an den Körpern wahrgenommenen Eigenschaften) sei nur Meinung.

Die von Leukipp und Demokrit begründete, von Epikur weiter ausgebildete und von Carus Lucretius in seinem Lehrgedichte: „de rerum natura" vorgetragene Atomenlehre geriet im Mittelalter wieder in Vergessenheit und wurde erst von Gassendi (Probst zu Digne, später Professor der Mathematik in Paris) in der Mitte des 17. Jahrhunderts in die neuere Wissenschaft eingeführt. Rasch fand sie die Gunst vieler bedeutender Forscher und bildet heute — allerdings in einer von Demokrit's und Epikur's Auffassung abweichenden Form — die Grundlage aller physikalischen und chemischen Theorieen.

Die Atomenlehre verdankt ihren Wert und ihre hohe Bedeutung dem Umstande, daß sich mittelst ihrer nicht nur die physikalischen und chemischen Vorgänge befriedigend erklären lassen, sondern daß sie sogar die Herstellbarkeit vieler, vorher noch gar nicht gekannter, chemischer Verbindungen vorauszusagen ermöglichte.

Die neuere Wissenschaft betrachtet hiernach ebenfalls alle Körper als zunächst aus außerordentlich kleinen Masseteilchen zusammengesetzt, welche man aber seit einigen Jahrzehnten — wenigstens in der Chemie — nicht mehr als Atome, sondern als Moleküle bezeichnet, während dem Begriffe des Atoms eine andere Bedeutung zukommt, welche im Nachstehenden erläutert werden wird. Die einzelnen Moleküle, welche sich beständig in schwingender Bewegung befinden,*) berühren sich nicht unmittelbar, sondern jedes Molekül ist von einer Schicht jenes hypothetischen Aethers umgeben, den wir als den Träger der Licht- und Wärme-Erscheinungen betrachten. Die gegenseitige Lage der Moleküle ist die Wirkung einer ihnen anhaftenden, anziehenden und einer abstoßenden Kraft. Im starren Zustande überwiegt die Anziehungskraft und gestattet den Masseteilchen nur innerhalb sehr enger Grenzen eine Veränderung ihrer Lage gegen einander. Mit der steigenden Temperatur vergrößert sich ihr Abstand von einander und somit auch der Rauminhalt des ganzen Körpers (wie man früher annahm, durch Eindringen von Aether) wodurch die anziehende

*) In gasförmigen Körpern bewegen sich die Moleküle wahrscheinlich nach allen Richtungen des Raumes, wobei sie indessen fortwährend aufeinander prallen und dadurch von ihrer Richtung abgelenkt werden, so daß trotz der ungeheueren Bewegungsgeschwindigkeit der Moleküle die gegenseitige Durchdringung (Diffusion) sich berührender, unter gleichem Druck stehender, Gase verhältnismäßig langsam vor sich geht. Auf Grund gewisser, hier nicht ausführbarer, Thatsachen, hat man die Bewegungsgeschwindigkeit der Moleküle von Gasen berechnet und findet dieselbe für Wasserstoff 1843, für Sauerstoff 461 m pro Sekunde bei 0° C. Temp. und normalem Luftdruck.

Kraft gegenüber der abstoßenden immer mehr an Wirkung verliert. Im flüssigen Zustand ist das Verhältnis zwischen beiden Kräften so weit geändert, daß die Anziehung eines Teilchens gegenüber den Nachbarteilchen, nicht aber gegenüber der ganzen Masse, aufgehoben erscheint; im gasförmigen Zustande endlich überwiegt die Abstoßungskraft und die Teilchen streben auseinander.

Die Moleküle sind nicht die letzten Bestandteile der Körper; sie können zwar nicht durch mechanische, wohl aber durch chemische, Mittel nochmals in einfachere Teile, die eigentlichen Atome, aufgelöst werden, welche nun in keiner Weise mehr weiter zerlegbar sind. Wenn man nämlich Körper von bestimmter Zusammensetzung mit gewissen anderen Körpern von anderer bestimmter Zusammensetzung zusammenbringt, erfolgt eine gegenseitige Durchdringung in der Weise, daß die Atome der Moleküle des einen Körpers sich mit den Atomen der Moleküle des anderen Körpers zu neuen Molekülen vereinigen. Nie, außer im Augenblicke des Austrittes aus einem Molekül, tritt das Atom gesondert und selbständig auf, sondern ist immer mit mindestens einem Atom gleicher oder verschiedener Art zu einem Molekül verbunden.

Ueber die Größe und das absolute Gewicht der Moleküle wissen wir nichts Bestimmtes;*) aber gewisse Gründe führen uns zu dem Schlusse, daß im gasförmigen Zustande gleiche Raumteile aller Körper (gleichen Druck und gleiche Temperatur vorausgesetzt) eine gleiche Anzahl Moleküle enthalten. Die Gewichte der Moleküle verschiedener gasförmiger Körper verhalten

*) Es sei hier übrigens der geistvollen Untersuchungen einiger Physiker unserer Zeit gedacht, welche darauf abzielen, die Größenverhältnisse von Molekülen, die Zahl ihrer Zusammenstöße mit Nachbar-Molekülen in der Zeiteinheit ꝛc. zu ermitteln. Maxwell berechnet, daß zwei Millionen Wasserstoff-Moleküle, nebeneinandergelegt, 1 mm ausmachen, daß eine Quadrillion derselben 4 gr wiege und daß (bei 0° C. Temp. und 760 mm Barometerstand) 19 Trillionen auf 1 Kub.-Zentimeter gehen. Diese Berechnungen stützen sich allerdings auf einigermaßen gewagte Voraussetzungen.

sich also zu einander wie die Raumgewichte (also spezifischen Gewichte) der gasförmigen Körper selbst.

Auf demselben Wege gelangen wir zur Kenntnis des Verhältnisses, in welchem die Gewichte der verschiedenen Atome zu einander stehen. Denn die Moleküle der chemisch einfachen Körper (Grundstoffe) enthalten immer zwei Atome und das Atomgewicht der Elemente ist also gleich der Hälfte ihres Molekular-Gewichtes.

Die physikalischen Eigenschaften zusammengesetzter Körper sind immer andere als die derjenigen, aus welchen sie entstanden sind, und hängen nicht nur ab von der Art und Anzahl der in den Molekülen enthaltenen Atome, sondern auch von deren Lagerung. Gleiche Gewichtsmengen sog. isomerer Verbindungen enthalten gleiche Gewichtsmengen der einzelnen Elemente, zeigen aber verschiedene Eigenschaften, was nur durch eine verschiedene Lagerung der Atome in den Molekülen der betreffenden Körper erklärbar ist. Dieser Umstand ist von großer Wichtigkeit; denn die Erscheinungen der Isomerie und der, ebenfalls hierher gehörigen Polymerie nötigen in zwingender Weise zur Annahme von Atomen.

Was nun die am Stoffe wirksamen Kräfte anbelangt, so wird der Schall hervorgebracht durch eine bestimmte Art von Schwingungen eines tönenden Körpers. Ist dieser von einem elastischen zweiten Körper, z. B. Luft, umgeben, so übertragen sich die schwingenden Bewegungen des ersten Körpers auf den zweiten; die „stehenden" Wellen im Schallerreger rufen „fortschreitende" im Schallträger hervor, welche unter gewissen Bedingungen in unserem Hörorgan die Empfindung des Schalles erzeugen. Dem tiefsten, noch als Ton wahrnehmbaren Schall, entsprechen 30 Schwingungen in der Sekunde; höheren Tönen größere Schwingungszahlen. In der Musik kommen Töne von 40 bis 4000 Schwingungen pro Sekunde zur Anwendung; bei etwa 38000 Schwingungen in der Sekunde hört die Empfindung des Schalles auf.

Die Erscheinungen des Lichtes, der Wärme und der chemisch wirkenden Strahlen beruhen in Schwingungen der Aether-Moleküle, welche durch die schon früher erwähnten Bewegungen der Moleküle warmer, beziehungsweise leuchtender Körper hervorgerufen werden. Licht-, Wärme- und chemische Strahlen unterscheiden sich außer durch ihre Wellenlänge nicht von einander. Solche von größerer Wellenlänge empfinden wir als Wärme, solche von geringerer als Licht in den verschiedenen Farben-Abstufungen, chemische Strahlen haben die kürzesten Wellen. Unter den farbigen Lichtstrahlen hat der rote die größte Wellenlänge und dementsprechend die geringste Wellenanzahl (etwa 400 Billionen Schwingungen in der Sekunde) in der Zeiteinheit; violett die geringste Wellenlänge und die größte Wellenanzahl (etwa 760 Billionen in der Sekunde). Daher beginnt bei steigender Temperatur eines Körpers die Sichtbarkeit der von ihm ausgesendeten Strahlen mit Rot, das allmählich durch Beimischung andersfarbiger Strahlen in Weiß, endlich Bläulichweiß, übergeht.*)

*) Der Umstand, daß eine so ungeheuere Zahl von Bewegungs-Vorgängen innerhalb eines so kurzen Zeitraums außer allem Verhältnis zu unserem Vorstellungsvermögen steht, ist kein Grund, die Möglichkeit der Thatsache zu bezweifeln. Wenden wir doch in unseren Gewerbebetrieben mit Wissen und Willen Geschwindigkeiten an, denen wir weder mit den Augen, noch in der Vorstellung, zu folgen vermögen. Zentrifugen, Schleudermühlen, Kreissägen und Fächergebläse machen 20 bis 40, Holzfräs- und Holzhobel-Maschinen bis zu 85 Umdrehungen in der Sekunde. Dies ist allerdings noch wenig im Vergleich zur Anzahl der Schallwellen hoher Töne in der gleichen Zeit und verschwindend gegenüber der Wellenanzahl der Lichtstrahlen in der Sekunde. Für die Beurteilung der Größenverhältnisse und Bewegungsvorgänge von Molekülen ist eben unser Vorstellungsvermögen, sozusagen, grob, während es gegenüber kosmischen Raum- und Zeit-Verhältnissen sich als zu empfindlich erweist. Wäre es möglich, Zeitabschnitte so zu dehnen wie räumliche Größen durch das Mikroskop oder das Fernrohr, so würden uns wenigstens die Schwingungsdauern von Schallwellen in ähnlicher Weise sinnlich wahrnehmbar werden, wie jetzt die Größenverhältnisse von Mikro-Organismen unter dem Mikroskop.

Ueber jene Vorgänge im Stoffe, welche den elektrischen Erscheinungen zu Grunde liegen, fehlt es derzeit noch an einer befriedigenden Erklärung; vorläufig glaubt man auch hier eine eigentümliche Bewegung der Körper- oder Aether-Moleküle annehmen zu müssen.

Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die verschiedenen Kräfte sich ineinander umwandeln lassen; so z. B. Licht in Wärme; Wärme in mechanische Arbeit, diese in Elektrizität, Elektrizität in Licht oder in Magnetismus u. s. f. und daß bei allen diesen Umwandlungen die Größe der ursprünglichen Kraft weder zu- noch abnimmt. Wo eine Kraft zu verschwinden scheint, ändert sich nur die Art ihrer Wirkung, welcher Vorgang aber der oberflächlichen Beobachtung häufig entgeht. Für das Weltall gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, nach welchem auch in den denkbar längsten Zeiträumen die Menge (oder Größe) der Kraft sich immer gleich bleibt.

Farbe, Temperatur, Klang, elektrischer und magnetischer Zustand der Körper stellen sich uns also nur als Wirkung von Kräften dar; aber auch Härte, Elastizität, Dehnbarkeit, ja selbst die chemischen Eigenschaften, welche bei Verbindungen und Zersetzungen hervortreten, werden auf eine bereits genannte Kraft, die der Anziehung (Kohäsion, Affinität), zurückgeführt und selbst das Gewicht ist im Grunde genommen nichts anderes, als die Wirkung der Schwerkraft auf die einzelnen Massenteilchen. Es blieben somit nur die Ausdehnung und die Unteilbarkeit als dem Atom an sich zukommende Eigenschaften übrig; aber auch diese werden dem Atom von den Dynamikern abgesprochen. Es sei nicht einzusehen, sagen Letztere, daß die Teilbarkeit auf eine Grenze stoße; daß ein raumerfüllendes Molekül oder Atom den letzten Bestandteil der mechanischen oder chemischen Teilung bilden könne. Wenn das Atom körperlich vorgestellt werde, müsse es doch, wie jeder Körper, wieder aus Teilen bestehen und sich in solche zerlegen lassen. Die Atome müßten daher gedacht werden als Dynamiden, d. i. als räumlich voneinander

geschiedene Beziehungspunkte für eine Gruppe nebeneinander wirkender Kräfte.

Es ist offenbar, daß die dynamische Auffassung des Stoffes denselben in reines Nichts auflöst, denn bloße Punkte können sinnlich nicht wahrgenommen werden; ebensowenig die Kräfte, die ja eigentlich nur eine Beziehungsform unseres Denkens bilden, nicht im Seienden vorhanden sind, und von uns nur als nächste Ursachen zwischen den Stoff und seine Eigenschaften oder Wirkungen eingeschaltet werden.

Die Naturwissenschaften und der auf diese sich stützende Materialismus halten daher an der Körperlichkeit des Atoms, seiner Ausdehnung und Unteilbarkeit fest. Sie bestreiten nicht die Grenzenlosigkeit der Teilbarkeit; aber sie lassen nur den vom Atom eingenommenen Raum, nicht das Atom selbst, weiter teilbar sein. Die unendliche Teilbarkeit besteht also nur in unserer Vorstellung; in der Wirklichkeit findet sie ihre Grenze am Atom. Nur aus der Körperlichkeit des Atoms vermögen wir seine Unvergänglichkeit, die chemische Verschiedenheit der Atome und die durch nichts zu vernichtende Beharrlichkeit dieser Verschiedenheit oder Eigentümlichkeit uns zu erklären. Nehmen wir an, daß die Atome eines jeden Elementes eine bestimmte, diesem Elemente eigentümliche, Größe und Gestalt haben, so lassen sich auf die einfachste Weise das Verbindungsgewicht des Elementes mit der Größe seiner Atome, die sog. „Wertigkeit“ und die chemischen Eigenschaften mit der Form der Atome in Beziehung bringen.

## III.

Einer der größten Schwierigkeiten, welche dem menſchlichen Verſtande jemals erwachſen können, begegnen wir in der Erklärung der Welt nach ihrer räumlichen und zeitlichen Ausdehnung. Unſer Denken führt uns hier in beiderlei Beziehungen in die Unendlichkeit, von der wir uns kein Bild zu machen vermögen; wir kennen nur die verneinende Seite des Begriffes als den Mangel jeder Grenze; eine Unendlichkeit im bejahenden Sinne iſt für unſer Vorſtellungsvermögen nicht faßbar.

Die Unmöglichkeit, ſich eine Grenze des Raumes und der Zeit vorzuſtellen, hat viele Denker dazu verleitet, dieſe Grenzenloſigkeit auch ohne weiteres auf die Welt ſelbſt zu übertragen, was jedoch — wenigſtens hinſichtlich der räumlichen Ausdehnung — nicht zuläſſig erſcheint. Die Welt, als der erfüllte Raum, muß eine Grenze und eine beſtimmte Geſtalt haben; die Unendlichkeit gilt nur für den, jenſeits des erfüllten ſich ausdehnenden, leeren Raum. In irgend einem beſtimmten Augenblick muß auch die Zahl der vorhandenen Weltkörper eine beſtimmte ſein oder es muß — wenn der Stoff, aus dem die Weltkörper hervorgegangen, noch nicht überall zu abgeſchloſſenen Formen gelangt wäre — wenigſtens die Menge des Stoffes eine beſtimmte ſein. Ohne dieſe Annahme hätte auch das Geſetz, wonach die Menge des Stoffes und der Kraft in der Welt unveränderlich bleibt, keinen Sinn. In der That

bereitet es uns gar keine Schwierigkeit, in einem grenzenlosen Raum uns eine endliche, begrenzte Welt zu denken; vielmehr ist diese Vorstellung die einzige, bei der ein strengeres Denken sich beruhigen kann.

Eine viel schwieriger zu beantwortende Frage ist die nach dem zeitlichen Anfange der Welt. In dieser Beziehung stellen jene Denker, welche sowohl an der Unentstandenheit des Stoffes, als an der objektiven Giltigkeit unserer Raum- und Zeit-Vorstellung festhalten, die Ansicht auf, daß die Bewegung in dem seit Ewigkeit vorhandenen Stoffe einen Anfang genommen haben müsse. So, wie in Ansehung des Raumes, müsse auch in bezug auf die Zeit zwischen Leere und Erfüllung unterschieden werden. Erfüllt wird die Zeit durch die Veränderung, durch die Aufeinanderfolge unter sich verschiedener Zustände. Im leeren, unbegrenzten, oder in dem von bewegungslosem Stoff erfüllten, Raum gibt es keine Zeit im Sinne unserer Auffassung; die eigentliche, die erfüllte, Zeit beginnt erst mit der Bewegung und endet mit dem Aufhören aller Bewegung. Die leere Zeit ist für unsere Betrachtungen ganz bedeutungslos, so wie der leere Raum jenseits des erfüllten. In der Richtung nach der Zukunft kann die Unendlichkeit der erfüllten Zeit ohne Schwierigkeit gedacht werden; nicht aber in der Richtung nach rückwärts. Denn aus dem Unendlichen kann man niemals ins Endliche gelangen, so wenig wie ein bodenloser Schacht jemals ausgefüllt werden könnte. Die erfüllte Zeit muß daher einen Anfang gehabt haben; ohne einen solchen hätte die Gegenwart nicht erreicht werden können. Der Stoff selbst war nach dieser Ansicht immer da; nur der Wechsel der Zustände hat einen Anfang genommen.

Es fragt sich nun, wie die erste Bewegung in den Stoff kam.

Man denkt an eine Umsetzung von Spannkräften (Molekular-Kräften) in lebendige Kraft, wie wir sie fortwährend wahrnehmen können. In den bis dahin vollkommen bewegungslos gebliebenen Stoff sei hierdurch Bewegung gekommen. Die

Menge der Kraft sei freilich immer die gleiche, nur ihre örtliche Verteilung sei eine ungleiche gewesen und dadurch veranlaßte Spannungsverschiedenheiten hätten den ersten Anstoß zur Bewegung hervorgebracht. Das einstige Hervortreten dieses Anstoßes oder dieser ersten Bewegung sei also in der Stoffmasse von Ursprung an angelegt gewesen.

Aber ohne eine äußerliche Ursache anzunehmen, sei sie auch noch so geringfügig, läßt sich über den Eintritt der ersten Bewegung keine Rechenschaft geben. Ohne solche läßt sich zwischen Ruhe und Bewegung keine Brücke schlagen. Worin bestand die erste Ursache? Von wo kam sie?

Der ursachlose Eintritt der ersten Bewegung wäre gleichbedeutend mit der Aufhebung des Kausalitäts-Gesetzes; allein der Materialismus, welcher auf die durchgängige und ausnahmslose Giltigkeit dieses Gesetzes vertraut, weist jede Erklärung zurück, welche dem Zufall oder der Willkür eine Einwirkung auf die Gestaltung der Welt einräumen würde.

Der Kant'sche Idealismus sucht das vorliegende Rätsel aus der Beschaffenheit unserer geistigen Anlage zu erklären; Zeit und Raum sind nach ihm bloße Formen der Auffassung, während die „Dinge an sich" ganz unabhängig von unseren Raum- und Zeit-Vorstellungen bestehen. Der Materialismus nun kann zugeben, daß unsere Vorstellungen von räumlichen und zeitlichen Merkmalen nur die durch unsere Organisation bedingten *Formen* bilden, in welchen gewisse, *wirkliche* Zustände und Veränderungen der Dinge zu unserem Bewußtsein gelangen, ähnlich wie unsere Empfindungen von Wärme, Farben, Schall u. s. w. nur einen eigentümlichen Ausdruck für gewisse Zustände und Vorgänge in der Außenwelt bilden. Dann aber müssen, so lange das Kausalitäts-Gesetz gilt, zwischen unseren Raum- und Zeit-Vorstellungen einerseits und wirklichen Zuständen und Veränderungen der Dinge andererseits ganz bestimmte, unverrückbare Beziehungen bestehen, sonst wäre die in unserer Vorstellung auftretende Verschiedenheit der Dinge

in räumlicher und zeitlicher Ausdehnung, ebenso wie die Beharrlichkeit desselben Dinges in räumlicher Beziehung unter sonst gleichen Bedingungen, ganz unerklärlich. Die in unserem Bewußtsein sich bildenden Wahrnehmungs-Vorstellungen bleiben aber dann immer der eigentümliche Ausdruck für Wirkliches; die Verläßlichkeit derselben ist dann unbestreitbar und sie stimmen mit der Wirklichkeit so überein, wie eine Buchstaben-Rechnung mit einer Rechnung mit Ziffern, wenn für dieselben Zahlenwerte immer dieselben Schriftzeichen eingesetzt werden. — Kant's „Ding an sich" bildet die Anerkennung dieses ursächlichen Zusammenhangs zwischen unseren Vorstellungen und einer äußeren Wirklichkeit. Wenn aber unsere Zeitvorstellung nur die eigentümliche Ausprägung eines wirklichen Zustandes oder Vorganges bildet, ist nicht zu verstehen, daß der Kant'sche Idealismus das in Rede stehende Rätsel wirklich löst.

Wenn man aber, — eben wieder nach Kant — auch die Ursächlichkeit nur als eine menschliche Denkform gelten läßt und den Zusammenhang unserer Sinneserregungen mit einer äußeren Veranlassung in Abrede stellt, fällt auch das „Ding an sich" in Nichts zusammen und man gelangt zum reinen Idealismus, welcher eine äußere Veranlassung unserer Vorstellungen leugnet.*)

---

*) Für die Zuverlässigkeit, wenigstens unserer Raumvorstellung, spricht übrigens die nachstehende Thatsache. Wenn unsere Raumvorstellung richtig ist, so müssen in einem, mit einem allseitig gleich beschaffenen Mittel erfüllten, Raum die von einer Schall-, Licht- oder Wärme-Quelle ausgehenden Schallwellen, Licht- und Wärme-Strahlen sich nach allen Richtungen gleichmäßig verbreiten. Die in gleichem Abstand von der Quelle befindlichen Punkte sind auf derselben Kugelfläche gelegen und müssen also Licht, Schall oder Wärme in gleicher Stärke erhalten. Da nun Kugelflächen sich zu einander verhalten wie die Quadrate ihrer Halbmesser, müssen die Stärken des Schalles, Lichtes oder der Wärme, welche zwei Punkte von derselben Quelle empfangen, sich verhalten wie die Quadrate ihrer Entfernungen von dieser Quelle. Diese, auf unseren Raumbegriff gegründete, Erwartung wird auch durch die Thatsache bestätigt.

In der That vermag auch nur der reine Idealismus über die hier vorliegende Schwierigkeit hinweg zu helfen und ihm möge folgen, wer immer sich mit dem Gedanken aussöhnen kann, daß die Außenwelt nur in unserer Vorstellung bestehe. Der Materialismus, welcher die sinnliche Welt für die wirkliche, wenn auch in eigentümlicher Weise empfundene hält und neben dieser keine geheimnisvolle, zweite Welt anerkennt, vermag sich weder der vom Idealismus, noch der vom Kant'schen Subjektivismus gebotenen Erklärung zu bedienen. Er räumt ein, daß unsere Erkenntnismittel zu einem klaren und durchdringenden Verständnis der Welt unzureichend sind; er gibt zu, daß die menschliche Forschung auf nicht zu überwindende Schranken stößt, welche ihren Grund in unserer geistigen Anlage haben mögen, ohne jedoch darum das Unverständliche durch Annahmen erklären zu wollen, welche unser Dasein und die ganze äußere Welt als traumartiges Gebilde erscheinen lassen.

Wie die nach rückwärts sich ausdehnende Ewigkeit der Welt zu denken sei, bleibt daher für die materialistische Weltbetrachtung eine offene Frage.

## IV.

Während wir also über den Beginn des Zeitlichen (der Bewegung) in der Welt, als Ganzes betrachtet, uns keine Vorstellung zu machen vermögen, und über die räumliche Ausdehnung und Gestalt des Weltganzen nichts auszusagen wissen, besitzen wir verhältnismäßig klare Einsichten in die Größe, die Zusammensetzung und die Bewegungsvorgänge jenes Teilchens des Weltalls, welches wir als unser Sonnensystem bezeichnen und selbst über dessen Entstehung und bisherige Geschichte sind wir in der Lage, annehmbare, aus Thatsachen gefolgerte, Meinungen aufzustellen.

Den von dem Weltganzen eingenommenen Raum betrachten wir als zunächst erfüllt von einem außerordentlich dünnen, unwägbar leichten, unserer Beobachtung nicht zugänglichen Stoffe, dem Aether, ohne dessen Vorhandensein die Uebertragung von Licht und Wärme im Weltraum nicht erklärlich wäre, dessen Wirkung man übrigens auch an der Bahnveränderung von Kometen, insbesondere des Enke'schen, zu erkennen glaubt. Innerhalb dieses Raumes schweben die von uns als Sterne bezeichneten Weltkörper. Dieselben sind in großen Gruppen angeordnet; eine solche Gruppe bildet das Fixsternen-System, zu welchem unsere Sonne gehört (das Milchstraßen-System), während wir in den meisten der, nach Tausenden zählenden, sogen. Nebelflecken andere, selb-

ständige, Fixstern-Systeme erkennen. Die Fixsterne sind Sonnen und mögen in vielen Fällen den Mittelpunkt eines kleineren Sternsystems, eines Planeten-Systems, bilden.

Die Fixsterne unseres Sternsystems befinden sich vielleicht alle in beständiger Bewegung; von vielen wissen wir dies bestimmt. Unsere Sonne (natürlich samt allen zu ihrem System gehörigen Weltkörpern) nähert sich mit großer — nach unsicheren Anhaltspunkten auf sechs Meilen in der Sekunde geschätzten — Geschwindigkeit einer Stelle im Sternbilde des Herkules. Möglicherweise drehen sich, so wie die Planeten um die Sonne, alle Sonnen des Milchstraßen-Systems um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, doch lassen die bis jetzt vorliegenden Beobachtungen keine bestimmten Mutmaßungen zu.

Am genauesten sind uns die Bewegungen der zu unserem Planeten-System gehörigen Weltkörper — der Planeten und ihrer Begleiter — deren Umlaufszeiten, Entfernungen von der Sonne, Größe, Dichte und zum Teil Tageslängen bekannt. Die Einzelheiten dieser Verhältnisse hier anzuführen, erscheint für die ferneren Betrachtungen überflüssig. Ein Umstand muß indessen als besonders bemerkenswert hervorgehoben werden, nämlich die allen Planeten und deren Satelliten — mit einer Ausnahme*) — gemeinsame Bewegungsrichtung, sowohl hinsichtlich ihres Laufes um die Sonne oder (bei den Satelliten) um Planeten, als auch ihrer Drehung um die eigene Achse, übereinstimmend mit der Achsendrehung der Sonne, welche Bewegungen alle umgekehrt wie die der Zeiger an einer Uhr erfolgen. Des Weiteren verdient noch die große Uebereinstimmung in der stofflichen Zusammensetzung der Weltkörper, welche einer Untersuchung in dieser Beziehung zugänglich sind, erwähnt zu werden. Die Meteore enthalten keine anderen als solche Grundstoffe, die auch auf der Erde vorkommen; ebenso führt uns die spektralanalytische Unter-

*) Die Uranus-Monde folgen der allgemeinen Bewegungsrichtung nicht.

suchung des Sonnenlichtes, ja selbst der Fixsterne, hauptsächlich solche Grundstoffe vor, die uns von der Erde her bekannt sind.

Die Gleichartigkeit der Bewegungsrichtung der zu unserem Sonnen- oder Planeten-System gehörigen Weltkörper ist ein so auffallender Umstand, daß er die Aufmerksamkeit hervorragender Gelehrter des vergangenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts auf sich lenkte und dieselben zu übereinstimmenden Erklärungsversuchen über die Entstehung und Ausbildung unseres Sonnensystems veranlaßte. Wahrscheinlich durch gelegentliche Aeußerungen Newton's und Buffon's angeregt*), stellten Kant und später — unabhängig von Kant — Laplace eine Theorie auf, nach welcher einstens die gesamte Menge des Stoffes, aus welchem die, zu unserem Sonnensystem gehörigen, Weltkörper bestehen, in einer zusammenhängenden Masse vereinigt war, welche sich um eine, in ihrer Mitte gelegene, Achse in derselben Richtung drehte, in der die Planeten sich jetzt um die Sonne bewegen. Die Temperatur der Masse war so hoch, daß sie sich gänzlich, oder doch mindestens größtenteils, in gasförmigem Zustande befand. Unter der gleichzeitigen Einwirkung der Schwerkraft und der, aus der Achsendrehung hervorgehenden, Fliehkraft nahm diese Dampf- oder Nebelmasse die Gestalt eines Sphäroïdes an, dessen Aequatorial-Durchmesser wegen des lockeren Zusammenhanges der einzelnen Massteilchen die Länge der Achse um ein Vielfaches übertraf. Diese Masse strahlte fortwährend Wärme nach dem um einige tausend Grad kälteren Weltraum aus und kühlte dadurch allmählich ab. Die Abkühlung erfolgte aus leicht begreiflichen Gründen in verschiedenen Teilen der Linse ungleich schnell, und zwar mußte die Schnelligkeit der Abkühlung in der Richtung vom Mittelpunkt zum Umfang fortwährend und gleichförmig zunehmen. Sie hatte zunächst eine

*) Vergleiche Liebmann: „Analysis der Wirklichkeit."

Zusammenziehung der Masse und endlich auch in den am meisten abgekühlten Teilen den Uebergang des Stoffes in den tropfbar flüssigen Zustand zur Folge. Während der Zusammenziehung bewahrten, nach dem Gesetze der Trägheit, die Massenteile ihre frühere Geschwindigkeit; sie durchliefen also ihre immer kleiner werdende Bahn in entsprechend kürzerer Zeit als früher die große; die Umdrehungsgeschwindigkeit der Linse nahm also in dem Maße zu, als die Zusammenziehung fortschritt. Da nun die Abkühlung und Zusammenziehung der Linse am Umfang viel rascher erfolgte, als in der Mitte, erlangten auch die am Umfange gelegenen Teile eine größere Umlaufgeschwindigkeit als die inneren; sie strebten also, den letzteren vorauszueilen; die Kohäsion der Massenteile wurde endlich überwunden und es löste sich am Linsen-Umfang ein ringförmiger Teil von dem übrigen, inneren Nebelkörper ab. Die Bildung und Abtrennung von Ringen wiederholte sich während der fortschreitenden Zusammenziehung der Linse. Aus den abgetrennten Ringen entstanden später die Planeten und deren Monde; sie mußten nämlich bei zunehmender Abkühlung zerreißen und die Rißflächen sich immer weiter von einander entfernen, indem der Stoff, aus welchem der Ring bestand, sich allmählich um die Stelle lagerte, welche dem Riß gegenüber lag. Die zusammengezogene Masse erlangte eine Drehung um eine in ihrer Mitte gelegene Achse in gleichem Sinne wie die ursprüngliche Hauptmasse.

Für die Entstehung der Achsendrehung hat man folgende Erklärung aufgestellt: Nach der Abtrennung der einzelnen Planetenmassen vom Hauptteil der Linse oder Sonne war der Raum zwischen ersteren und letzterer viel dichter als heute mit selbständigen kleinen Weltkörpern, Meteoren, erfüllt, was schon daraus hervorgeht, daß, seitdem die Planeten unaufhörlich Meteore an sich reißen, ohne daß eine Neubildung solcher stattzufinden scheint. Es ist auch ganz begreiflich, daß die Trennung der Ringe von der Hauptmasse keine so scharfe war,

und zwischen jener und dieser kleinere Stoffmassen verblieben. Die Dichtigkeit dieses Meteorschwarmes nahm mit zunehmender Entfernung von der Sonne ab. Die neugebildeten Planetenmassen wurden daher in ihrer Bewegung auf ihrer, der Sonne zugekehrten, Seite stärker gehemmt, als auf der ihr abgewendeten und die Wirkung dieser Verschiedenheit war die gleiche, wie wenn die Planetenmasse auf der erstgenannten Seite einen ununterbrochenen Antrieb im Sinne der jetzigen Achsendrehung erhalten hätte.

In Fällen, wo die Masse des abgetrennten Planeten noch gasförmig war, nahm sie unter dem Einflusse der Achsendrehung ebenfalls linsenförmige Gestalt an, und es lösten sich Ringe ab, aus denen die Monde hervorgingen; in Fällen aber, wo die Masse des abgetrennten Planeten verhältnismäßig gering war und deren Abkühlung und Verflüssigung rasch erfolgte, konnte das entstandene Sphäroïd nicht sehr flach sein, und es konnten sich keine Ringe zweiter und dritter Ordnung von demselben ablösen, daher die kleinen Planeten — mit Ausnahme der Erde — keine Monde und die Monde keine Nebenmonde haben. Die nach der Abtrennung von Ringen hinterbliebenen Massen der Sonne und der einzelnen Planeten nahmen, indem sie sich verflüssigten oder dem flüssigen Zustande näherten, eine der Kugelform sich nähernde Sphäroïdgestalt an, da bei fortschreitender Zusammenziehung die Fliehkraft am Aequator gegenüber der Kohäsion der Massenteilchen immer an Wirkung verlor. Ohne Achsendrehung würden die Weltkörper in flüssigem Zustande die reine Kugelgestalt angenommen haben, da nur in dieser alle Massenteilchen sich im Gleichgewicht befinden; unter der Einwirkung der Achsendrehung bildeten sich die Planeten zu Sphäroïden aus, in welchen der Durchmesser des Aequators größer ist als die Achse.

Der Planet Saturn mit seinen Ringen und Monden bietet in kleinerem Maßstabe das Bild eines früheren Zustandes unseres Sonnensystems.

Die Umdrehungsgeschwindigkeit der Ringe und der daraus hervorgegangenen Planeten mußte um so größer sein, je später die Ablösung von der Hauptmasse erfolgte; ebenso ist es einleuchtend, daß im Anfange, wo der Zusammenhang der Massenteilchen viel lockerer und die, die Abtrennung bewirkenden Kräfte viel mächtiger waren als später, sich auch viel größere Stoffmassen lostrennen konnten. (In dieser Beziehung vermissen wir indessen die erwartete Regelmäßigkeit; die Masse der Planeten nimmt nicht vom äußersten zum innersten beständig ab, sondern steigt erst an, erreicht ihren größten Wert im Jupiter und fällt dann plötzlich sehr stark ab, um in Erde und Venus wieder etwas zuzunehmen, ehe sie im innersten Planeten, Merkur, auf den kleinsten Wert herabsinkt.) Große Stoffmassen kühlten sich langsamer ab, als kleine; die geringe Dichte der großen Planeten ist vielleicht einem teilweise noch gasförmigen Zustande derselben zuzuschreiben. — Dem Gesagten entsprechend finden wir auch, daß die Umlaufgeschwindigkeit der Planeten vom äußersten bis zum innersten fortwährend zunimmt; daß die vier äußeren Planeten eine große Masse bei geringer Dichte besitzen, die Planeten diesseits des Jupiter aber klein und sehr dicht sind.

Mit der, von den genannten Gelehrten aufgestellten, Hypothese über die Entstehung unseres Sonnensystems stimmt also eine Reihe von Thatsachen in Betreff der Bahn, Umlaufzeit, Größe, Gestalt und Dichte der einzelnen Himmelskörper überein; dagegen gibt sie uns keinen Aufschluß über die Ursache des Zusammenballens der abgelösten und zerrissenen Planetenringe, über die Exzentrizität der Planetenbahnen, deren Neigung zu einander, über die Neigung der Planeten-Achsen zu den Ebenen ihrer Bahnen, über die Neigung der Mondbahnen zu den Planetenbahnen, welche bei den Uranusmonden mehr als einen rechten Winkel beträgt, und über das Dasein von mehr als zweihundert sehr kleinen Weltkörpern an Stelle eines einzigen Planeten zwischen Mars und Jupiter. Es scheint demnach,

daß noch andere Ursachen, als die aus jener Hypothese abzuleitenden, auf die Gestaltung unseres Sonnensystems eingewirkt haben.

Das Entstehen des Urnebels, aus welchem unser Sonnensystem hervorging, erklärt man sich in neuerer Zeit aus dem Zusammensturz zweier Sonnen. Beim Zusammenstoß von Körpern wird bekanntlich deren lebendige Kraft zum großen Teil in Wärme umgesetzt. Ein Stoß, welcher die Erde in ihrem Umlauf um die Sonne zum Stillstand brächte, würde so viel Wärme entwickeln, als durch die Verbrennung von 14 Erden aus reiner Kohle sich ergäbe. Der Zusammenstoß jener zwei Sonnen würde also eine Wärmemenge freigesetzt haben, welche wohl hingereicht hätte, den Stoff beider Sonnen zu verdampfen. Wenn die Sonnen nicht in einer durch ihre Schwerpunkte gelegte Linie aufeinander stürzten, sondern, wie wahrscheinlich, vorher in immer enger werdenden Schneckenlinien um ihren gemeinsamen Schwerpunkt sich bewegten, war der Stoß ein exzentrischer und veranlaßte daher die Achsendrehung der entstandenen Dampfmasse.

Die gegenwärtige Ausgestaltung unseres Sonnensystems und die nunmehrige Beschaffenheit seiner einzelnen Bestandteile können nur als ein vorübergehender Zustand in einer fortschreitenden Reihe von Veränderungen betrachtet werden; denn die kosmischen Ursachen, welche den heutigen Zustand herbeiführten, wirken fort und werden weitere Veränderungen zur Folge haben. — Fragt man nach dem ferneren Schicksal unserer Erde, so zeigen sich die Aussichten wenig tröstlich für Jene, welche auf deren ewige Dauer vertrauen. Zunächst muß die Achsendrehung der Erde unter dem störenden Einflusse des Mondes — beziehungsweise wegen der Reibung der, hauptsächlich durch den Mond hervorgerufenen, Flutwelle des Meeres und des feuerflüssigen Erdinnern an der festen Erdoberfläche — sich fortwährend verlangsamen, bis endlich ein Gleichgewichtszustand erreicht sein wird, in welchem Erdmeridian und Mond

mit gleicher Geschwindigkeit sich um die Erdachse drehen, also Tag und Monat gleich lang werden und auf der einen Hälfte der Erdoberfläche der Mond nicht mehr sichtbar wird. Dies unter der Voraussetzung, daß nicht vorher der Mond sich wieder mit der Erde vereinigt. Aber auch die Erde selbst scheint verurteilt, durch einen Zusammenstoß mit der Sonne ihr Dasein einzubüßen. In einem bestimmten Abstande von der Sonne kann sie nur so lange verharren, als die Fliehkraft, welche sie in der Richtung der Bahntangente von der Sonne abzuziehen strebt, der Schwerkraft, welche sie zur Sonne hintreibt, das Gleichgewicht hält. Irgend eine Ursache, welche die eine Kraft vermindert, verleiht der anderen die Uebermacht. Nun wirken aber wahrscheinlich zwei Ursachen hemmend auf den Lauf der Erde in ihrer Bahn um die Sonne; die eine ist die Reibung am Weltäther (dessen Dasein und Widerstandsvermögen allerdings nicht unanfechtbar feststehen), die andere das unaufhörliche Zusammenprallen mit kleinen, im Weltraum schwebenden Körpern. Die Wirkung dieser Ursachen muß eine beständige Annäherung der Erde an die Sonne sein; in immer engeren Linien muß sie das Muttergestirn umkreisen, bis endlich dieses sie erfaßt und verschlingt.

Dem gleichen Schicksale werden — die dauernde Wirksamkeit der erwähnten Ursachen vorausgesetzt — die übrigen Planeten unterliegen. Jene Ursachen wirken aber auch auf die Bewegungen der Satelliten ein und müssen zu deren Wiedervereinigung mit den Planeten führen, lange bevor letztere in die Sonne stürzen. Durch das einstige Zusammenprallen des Mondes mit der Erde würde eine Wärmemenge frei werden, hinreichend, die feste Erdrinde neuerdings zu schmelzen und das auf ihr vorhandene Wasser zu verdampfen. Die Vorgänge, welche vor ungezählten Millionen von Jahren auf der Erdoberfläche sich abspielten — ihre allmähliche Erstarrung, die spätere Bedeckung mit Wasser, die Bildung von Inseln und deren allmähliche Vergrößerung, die Entstehung von Gebirgen,

endlich einer reichen Fülle von Tier- und Pflanzenformen — würden nochmals, in ähnlicher Reihenfolge wie einstens, sich vollziehen; die gleichsam verjüngte Erde würde mondlos ihren Lauf um die Sonne fortsetzen, bis in einem Zusammenstoß mit letzterer ihr Dasein als selbständiger Weltkörper auf immer endigte.

Voraussichtlich wird also in ferner Zukunft aller in unserem Sonnensystem vorhandene Stoff sich wieder in der Sonne vereinigt finden. Der unaufhörliche Zusammenstoß kleinerer und größerer Weltkörper mit der Sonne wird inzwischen diese in ihrem gegenwärtigen, — anscheinend teils feurigflüssigen, teils dampfförmigen, oder in einem diesem ähnlichen, — Zustande erhalten. Die Wärmezufuhr, welche die Sonne durch diese Zusammenstöße empfängt, wird aber aufhören, sobald alle in ihr System gehörigen, jetzt noch selbständigen, Planeten, Satelliten, Meteore u. s. f. in ihr untergegangen sein werden. Für die Wärme, welche sie durch Ausstrahlung in den Weltraum fortwährend verliert, wird dann kein Ersatz mehr geboten; der Sonnenkörper wird immer kälter werden und die ganze Masse wird endlich die Temperatur des Weltraums annehmen. In diesem Zustande wird dann der Sonnenkörper verharren, bis etwa ein Zusammenstoß mit einer anderen Sonne eine neue Kette von Zustandsveränderungen auslöst.

Mechanische Arbeit kann immer in Wärme umgesetzt werden; Wärme in mechanische Arbeit jedoch — nach dem Carnot'schen Gesetze — nur dann, wenn sie von einem wärmeren auf einen kälteren Körper überströmt. Nun strahlen alle Sonnen unaufhörlich Wärme in den Weltraum aus und es muß dadurch eine Ausgleichung der Temperatur im ganzen Weltall herbeigeführt werden. Durch den zeitweiligen Zusammenstoß von Weltkörpern kann zwar der Eintritt jenes Zustandes noch lange hinausgeschoben werden; aber selbstverständlich immer nur auf Kosten des Vorrates an mechanischer Kraft; wenn einmal letztere erschöpft ist, steht dem durchgängigen Temperatur-

Ausgleich nichts mehr im Wege. Mit der gleichmäßigen Durchwärmung des Weltraumes und der Vereinigung alles Stoffes zu einer zusammenhängenden Masse würde auch alle Bewegung aufhören und das Weltall wieder in jenen Zustand eintreten, in dem es sich nach unserer Meinung vor Beginn alles Zeitlichen befunden haben muß.

## V.

Die im Vorstehenden entwickelte Hypothese über die Entstehung unseres Sonnensystems und seine Ausbildung zu seiner gegenwärtigen Gestalt stützt sich auf so schwer wiegende Wahrscheinlichkeits-Gründe, daß sie — in der ursprünglichen oder einer wenig veränderten Form — die Anerkennung der meisten Fachgelehrten gefunden hat. Mit noch größerer Sicherheit vermögen wir auf die Vorgänge zu schließen, welche auf der Oberfläche unseres Planeten sich vollzogen und zur Bildung der *festen Erdrinde* in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Beschaffenheit führten; ebenso konnte die Geschichte des pflanzlichen und tierischen Lebens auf Erden in vielen wichtigen Teilen mehr oder minder befriedigend aufgehellt werden.

Die Oberfläche der einst feurig flüssigen Erdmasse ging durch fortschreitende Wärmeabgabe allmählich in die feste Form über, während in den tiefer — also dem Mittelpunkt näher — gelegenen Teilen die Erkaltung begreiflicherweise viel langsamer vor sich ging. Infolge der mit der Abkühlung verbundenen starken Zusammenziehung riß die Erdrinde an manchen Stellen auseinander, ähnlich wie die Rinde eines Baumes, welche ihre Dehnbarkeit schon eingebüßt hat, während der von ihr umschlossene Stamm an Umfang noch zunimmt. In diese Risse drang häufig flüssige Erdmasse ein, wobei die Ränder der

Rinde nach aufwärts gebogen wurden; es bildeten sich Grate, welche uns in manchen unserer heutigen Gebirge entgegentreten. An anderen Orten durchbrach die flüssige Masse, getrieben von dem Drucke hochgespannter Dämpfe, die erstarrte, noch dünne Schale und breitete sich über derselben aus. Oder auch der Druck der Dämpfe von innen bewirkte Hebungen der Erdrinde in oft bedeutender Ausdehnung, im Zusammenhang womit an anderen Orten entsprechende Einsenkungen entstanden. Bei noch weiter fortschreitender Abkühlung schlugen sich die Wassermassen, welche bis dahin in Dampfform die Erde umhüllten, in flüssiger Form auf deren Oberfläche nieder und nahmen an der ferneren Ausbildung der letzteren den wichtigsten Anteil.

Denkt man sich von der Erdoberfläche in der Richtung nach dem Erdmittelpunkt vordringend, so findet man eine größere Anzahl gesonderter Gesteinsmassen vor, welche sich durch ihr Aussehen, ihre stoffliche Zusammensetzung und ihre physikalischen Eigenschaften von einander unterscheiden und welche an den verschiedensten Orten immer in derselben Reihenfolge schichtenweise über einander liegen. Aus der Zusammensetzung und sonstigen Beschaffenheit dieser Schichten kann man auf die Ursachen schließen, welchen sie ihr Entstehen verdanken, da bei ungestörter Lagerung die tiefer liegende Schicht älter als die überdeckende sein muß. Die Unterlage der geschichteten Gesteine bildet das aus Gneiß, Thonschiefer und Glimmerschiefer bestehende sogenannte Urgebirge. Dasselbe zeigt die krystallinische Beschaffenheit plutonischer (auf feurigem Wege entstandener) Gesteine, während es aus anderen Gründen zu den auf nassem Wege entstandenen, neptunischen, gezählt werden muß. Die annehmbarste Erklärung über die Entstehungsweise dieses Gesteines ist, daß es, wie die späteren geschichteten Gesteine, durch allmählichen Absatz aus Wasser sich gebildet habe, jedoch beim Dickerwerden der festen Erdrinde unter der Einwirkung der von ihm überdeckten, noch glühenden Erdmasse

nochmals eine hohe, zur Glut sich steigernden, Temperatur erlangte, wodurch auch in ihm vorhandene, organische Reste vollständig zerstört wurden.

Nachdem das Wasser in flüssiger Form auf der Erde sich niedergeschlagen hatte, bedeckte es lange Zeit einen weitaus größeren Teil ihrer Oberfläche als gegenwärtig; allmählich erst gewann durch die erwähnten Hebungen und durch vulkanische Ausbrüche das feste Land an Ausdehnung. Das anfangs siedend heiße Wasser erkaltete; nachdem es unter den Gerinnungspunkt des Eiweißes abgekühlt war, trat die Möglichkeit zur Bildung und zum Bestande von Protoplasma-Zellen, den anatomischen Grundlagen alles pflanzlichen und tierischen Lebens, ein. Seealgen sind die ältesten Pflanzen, von denen durch Abdrücke in der, das Urgebirge überlagernden, silurischen Gesteinsbildung Kunde auf uns gekommen ist. Durch die Ausbreitung des Pflanzenwuchses zunächst im Meere wurde nun auch der Boden für tierisches Leben geschaffen, das ebenfalls mit den einfachsten, unvollkommensten Formen begann. In der später folgenden Periode der Steinkohlenbildung hatte der Pflanzenwuchs bereits vom Festlande Besitz ergriffen, woselbst durch die Wirkung jener Ursachen, die wir als „Atmosphärilien" bezeichnen, aus zerbröckelten und zersetzten Gesteinsmassen die Ackererde sich gebildet hatte. Begünstigt durch das tropische Klima, welches damals auf dem größten Teile der Erdoberfläche herrschte, entfaltete sich der Pflanzenwuchs zu großer Ueppigkeit; aus den Leichen von Farnen und Schachthalmen, welche die riesigen Urwälder jener Zeit zusammensetzten, bildeten sich im Laufe eines Zeitraumes, den wir nach Hunderttausenden von Jahren schätzen müssen, die ungeheueren Lager von Steinkohle, welche für die Menschheit der Gegenwart eine wichtige Quelle des Volkswohlstandes bildet und das unentbehrliche Hilfsmittel fast ihrer gesamten Gewerbthätigkeit geworden ist. Nicht minder nahm schon in diesem, wie namentlich in den folgenden, Zeitabschnitten die Tierwelt wichtigen

Anteil an der Bildung der Erdrinde. Die der Verwesung widerstehenden Schalen von Muscheln, Schnecken, die Wohngehäuse der Korallentierchen und die Kieselpanzer von Infusorien lieferten im Laufe der Zeit in ungeheurer Masse den Stoff zur Bildung von Gesteinsablagerungen. Den Weichtieren, Strahltieren, Krebsen, welche in früheren Zeiträumen tierischen Lebens die Meere bevölkerten, folgten die Wirbeltiere des Wassers: Fische; in den, dem Steinkohlenalter folgenden Bildungsperioden des mesozoischen Zeitalters (Trias, Jura, Kreide) treten neben riesigen Sauriern auch schon Säugetiere auf und in der darauffolgenden Tertiärperiode finden wir bereits alle jetzt bestehenden Ordnungen der Säugetiere durch Arten vertreten, welche freilich zum Teil schon längst wieder ausgestorben sind, indem sie anderen, aus ihnen hervorgegangenen, meist höher entwickelten Arten das Feld räumten.

---

Mit dem gegenwärtigen Zustande hat der Gestaltungsgang der Erdoberfläche seinen Abschluß offenbar noch nicht erreicht. Selbst von jenen Rückwirkungen abgesehen, welche aus der allmählichen Annäherung der Erde an die Sonne hervorgehen müssen, vollziehen sich auf der Erdoberfläche vor unseren Augen Veränderungen, welche zwar während der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne, die wir als Geschichte bezeichnen, nur zu geringem Belange gediehen sind, im Laufe solcher Zeiträume aber, in welchen frühere Veränderungen der festen Erdrinde vor sich gingen, das Antlitz unseres Planeten wesentlich umgestalten werden. Unaufhörlich nagen Regen, Frost und Sonnenwärme an unseren Gebirgen, tragen die Ströme die zerbröckelten, zermalmten Gesteinsteile dem Meere zu, und bilden solcherweise an ihren Mündungen Ablagerungen, welche selbst innerhalb geschichtlicher Zeit einen bedeutenden Zuwachs erhalten

haben.*) Viel bedeutender noch sind die Veränderungen, welche dadurch hervorgerufen werden, daß der feurig flüssige Erdkern, wenn auch langsam, so doch stetig, Wärme abgibt und sich zusammenzieht, sodaß die ihn umschließende Hülle sich einem immer kleiner werdenden Inneren anzuschmiegen hat, was nur durch Vermehrung und Vergrößerung ihrer Unebenheiten möglich wird. In der That belehren uns zahlreiche Beobachtungen, daß in manchen Gegenden die Erdoberfläche langsam, aber fortwährend sich hebt, während sie an anderen Orten ebenso allmählich sich senkt; es steht zu erwarten, daß ausgedehnte Teile des Festlandes im Laufe der Zeiten in's Meer versinken, während anderwärts durch Aufsteigen des Meeresbodens Inseln und neues Festland entstehen, wie dies auch bisher in stetem Wechsel der Fall war. Endlich wirkt selbst die Kulturthätigkeit des Menschen verändernd auf das Klima und dadurch mittelbar auf Beschaffenheit und Gestalt der Erdoberfläche ein. Alle diese Einflüsse zusammenfassend, darf man mit Bestimmtheit voraussagen, daß nach Ablauf eines Zeitraumes, welcher früheren Perioden in der Bildung der Erdoberfläche entspricht, diese ein ganz anderes Gepräge bieten wird, als jetzt.

---

Die Frage nach dem Alter der Erde und des Menschengeschlechtes kann vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht

*) Nach den Schätzungen von Fachgelehrten werden jährlich gegen 16 Kubik-Kilometer fester Bestandteile — wovon etwa $^1/_3$ in Lösung, $^2/_3$ suspendirt — durch die Flüsse in's Meer geführt. Diese Menge entspricht einer von der festen Erdoberfläche abgehobenen Schale von $^{11}/_{100}$ mm Dicke. Demgemäß hebt sich der Meeresboden durch Auflagerung der zugeführten Erdmassen (deren gleichmäßige Verteilung angenommen) um $^{45}/_{1000}$ mm, sodaß der Höhenabstand zwischen dem Meeresspiegel und der durchschnittlichen Erhebung des Festlandes über denselben (700 m) sich jährlich um $^{155}/_{1000}$ mm vermindert. Sieht man von anderen Ursachen ab, welche an der Zertrümmerung und am Wiederaufbau des Festlandes arbeiten, und nimmt man die hier betrachteten als immer sich gleich-

in positivem Sinne beantwortet werden. Nur so viel erkennen wir, daß die Geschichte der Erdbildung über — nach unseren Begriffen — ganz ungeheure Zeiträume sich erstrecken muß, auf welche der Maßstab, nach welchem wir zeitliche Veränderungen im gewöhnlichen Leben zu beurteilen gewohnt sind, kaum mehr anwendbar ist. Allein die Bildung der jüngsten, obersten Schichte der Erdrinde erforderte nach Messungen und Beobachtungen an den, aus den Ablagerungen großer Ströme hervorgegangenen Erdmassen, Hunderttausende von Jahren; zur Bildung des gesamten Schichtengebäudes der Erdrinde sollen nach den Schätzungen mancher Geologen einige hundert Millionen Jahre nötig gewesen sein. Wenn auch solche Schätzungen von unsicheren und anfechtbaren Voraussetzungen ausgehen, so gestatten uns doch unsere Beobachtungen über die Entstehung des an- und aufgeschwemmten Landes, der aus Tierresten (Korallen, Muscheln) hervorgehenden Gesteinsmassen, des Verhältnisses zwischen der Wachstumsdauer von Wäldern und der Mächtigkeit daraus hervorgehender Kohlenflötze den Schluß, daß gegenüber der zur Bildung dieser Erdschichten erforderlichen Zeitlänge die sogenannte „Geschichte“ eine verschwindende Größe ist. Wenn aber die, unter Mitwirkung des Wassers erfolgte Bildung der geschichteten Gesteine schon so riesenhafte Zeiträume umfaßt, — welche Aeonen müssen verflossen sein, bis die einst feurigflüssige Erdoberfläche unter den Siedepunkt des Wassers abgekühlt war?

Auch über das Alter der Menschheit lassen sich bestimmte Angaben nicht machen. Jedenfalls muß es nach Zehntausenden, vielleicht — um nicht zu sagen wahrscheinlich — nach Hunderttausenden von Jahren gezählt werden. Tief unter

---

bleibend an, so wäre in $4^1/_2$ Million Jahren alles Festland in's Meer gewaschen.

(Nach einem Vortrage des französischen Geologen A. de Lapparent in der Société de géographie.)

der Oberfläche des vom Nil aufgeschwemmten Landes fand man Ziegel und Topfscherben, bedeckt von einer Erdschicht, deren Bildung nach der angestellten Berechnung 70000 Jahre erheischte. Die Menschen, von denen jene Erzeugnisse herrühren, müssen also schon mit dem Gebrauche des Formens und Brennens von Ziegeln und Geschirren bekannt gewesen sein, somit den Urzustand längst überschritten gehabt haben. In den Ablagerungen des Mississippi fand man menschliche Ueberreste, denen amerikanische Gelehrte ein Alter von 90000 Jahren beilegten. In den letzten Jahrzehnten sind zahlreiche Funde von menschlichen Gebeinen, steinernen Waffen und Werkzeugen in diluvialen Ablagerungen gemacht, und ist das gleichzeitige Vorkommen des Menschen mit längst ausgestorbenen Tiergattungen nachgewiesen worden. Ja, neuere Funde, nämlich die Fiorentino Ameghino's in den Pampas bei Buenos Ayres und bei Bahia blanca an der Südgrenze Argentiniens, diejenigen Ribeiro's in Portugal, des Abbé Bourgeois bei Thenay in Frankreich, sowie die Funde am Table Mountain in der Sierra Nevada (Nord-Amerika) und in den Spring Valley Gold Mines in Kalifornien beweisen das Vorkommen des Menschen schon in der Tertiär-Periode.

Was nun die Abstammung des Menschen anbelangt, so verliert unter den Gebildeten die Anschauung immer mehr an Boden, welche den Menschen als ein von der Gottheit begnadetes Wesen von der übrigen Tierwelt absondert und ihn von der Zeit seines ersten Auftretens an als mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet annimmt, welche ihm gegenwärtig in seinen höchsten Entwickelungsformen zukommen. In der ganzen organischen Welt beobachten wir eine stufenweise Entwickelung; ein allmähliches Hervorgehen der höheren, vollkommeneren Formen aus den einfacheren. Nach zoologischen Einteilungsgründen gehört der Mensch mit den Affen in eine und dieselbe Ordnung und ist der nächste Verwandte der

Katarrhinen oder ſchmalnaſigen Affen, mit denen er nach der Meinung der hervorragendſten Naturforſcher der Neuzeit gemeinſamen Urſprung hat. Die entgegengeſetzte Anſicht vieler Bekämpfer dieſer Meinung entſpringt nur ihrem Widerwillen gegen eine Verwandtſchaft mit den Affen, in welcher ſie eine Erniedrigung der Menſchheit erblicken. Indeſſen können ſolche Vorurteile weder am Thatſächlichen etwas ändern, noch der unbefangenen Forſchung Grenzen ſetzen.

## VI.

Das Wesen und die Entstehung des Lebens gehören zu den schwierigsten Aufgaben, welche dem, nach Erklärung aller Naturerscheinungen ringenden menschlichen Geiste sich bieten. Die leblose Welt ist in allen Richtungen unserer Forschung zugänglich; in allen hierher gehörigen Vorgängen begegnen wir denselben wenigen Kräften, welche wir ihrer Wirkung nach aus zahllosen anderen Fällen kennen und alle diese Vorgänge vollziehen sich nach erkennbaren mechanischen, physikalischen und chemischen Gesetzen. Deutlich wahrnehmbar liegt das, Ursache und Wirkung verknüpfende, Band in den meisten Fällen vor unserem Verstande, und selbst da, wo uns ein tieferer Einblick in den Zusammenhang der Vorgänge noch fehlt, erwarten wir zuversichtlich, ihn auf einem höheren Standpunkte des Wissens zu erlangen und vermögen wenigstens annehmbare, versuchsweise Erklärungen aufzustellen, ohne dabei zu einer fremden Macht unsere Zuflucht nehmen zu müssen. So fest gegründet ist unser Vertrauen in die Wahrheit und ausnahmslose Giltigkeit jener Gesetze, daß es durch anscheinend widersprechende Erscheinungen nicht erschüttert wird, wir vielmehr in einem solchen Falle von dem Dasein einer weiteren, die Abweichung vom Gesetze begründenden, Ursache überzeugt sind und derselben nachforschen.

Für das Bestehen der unbelebten Körper ist deren Größe

und äußere Form ganz gleichgiltig; ihre innere Zusammensetzung ist entweder in allen Teilen gleichartig oder etwaige Verschiedenheiten sind doch für das Bestehen des Körpers unwesentlich. Die lebenden Körper dagegen treten in der Regel in einer bestimmten Gestalt und Größe auf und zeigen — von den selten vorkommenden hülle- und kernlosen Zellen abgesehen — meist eine verschiedene chemische und mechanische Zusammensetzung ihrer einzelnen Teile. Die leblosen Körper bestehen aus chemischen Elementen oder vergleichsweise einfachen und sehr beständigen chemischen Verbindungen; die Bestandteile der lebenden Körper aber sind zumeist sehr verwickelt zusammengesetzt, vermögen sich nur im lebenden Körper zu halten und zerfallen mit dem Erlöschen des Lebens wieder in einfachere Verbindungen. Das hervortretendste Merkmal des lebenden Körpers aber ist der Stoffwechsel; unter Beibehaltung oder doch nur sehr allmählicher Veränderung seiner äußeren Form ist der Stoff des lebenden Körpers in beständiger Erneuerung begriffen; er nimmt fortwährend Stoffbestandteile aus seiner Umgebung auf; dieselben werden in seinem Inneren chemisch verändert und ebenso werden abgenützte, chemisch veränderte Körperbestandteile beständig nach außen abgestoßen. Alle lebenden Körper werden von Flüssigkeitsströmen durchzogen, welche die aufgenommenen Stoffe den einzelnen Körperteilen zu- und die auszustoßenden abführen.

Auf dieser Stoffzufuhr ins Innere beruht das Wachstum der lebenden Körper (während der Krystall durch Stoffanlagerung an seine äußeren Flächen wächst); ebenso das Heilvermögen: die Vernarbung mechanischer Verletzungen und Ueberwindung von inneren Störungen. Ein weiteres auszeichnendes Merkmal aller lebenden Körper ist das Vermögen, gleichartige Individuen aus sich selbst hervorzubringen.

Alle diese Eigenschaften finden sich schon bei den niedrigsten, unvollkommensten, auf der Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich stehenden Gebilden. Bei den höher entwickelten Tieren

gesellen sich zu den bereits genannten Eigentümlichkeiten noch andere, äußerst merkwürdige: die Empfindung, die willkürliche Bewegung, das Bewußtsein und endlich die Fähigkeit zu denken, zu überlegen und nach erkannten und bewußten Gründen zu handeln.

Die letztgenannten Lebenserscheinungen insbesondere sind uns etwas Rätselhaftes. Wie z. B. Aetherschwingungen in Empfindungen von Licht, Farben oder Wärme sich umsetzen können, ist uns ganz unverständlich; mechanische Bewegungen, Molekülschwingungen einerseits — Empfindungen, Denken, Wollen andererseits, sind etwas ganz und gar Verschiedenes. Die Unmöglichkeit, die Vorgänge im lebenden Körper und insbesondere das Wesen und den Grund der verschiedenen Seelenvermögen aus uns bekannten Eigenschaften des Stoffes zu erklären, hat von jeher die ungeheuere Mehrzahl der Menschen bestimmt, hier das Eingreifen einer höheren, unserer sinnlichen Erkenntnis unzugänglichen, Macht anzunehmen.

Die naturwissenschaftliche Weltbetrachtung, welche kein Wunder, keinen über den Naturgesetzen stehenden Willen anerkennt, weist eine solche Erklärung zurück, welche die Welt erst doppelt unbegreiflich machen würde. Wir müßten, von dem in unsere Natur gelegten, nie rastenden Wissenstrieb gedrängt, nach dem Wesen und der Herkunft dieser höheren Gewalt fragen; wir hätten ein Recht zu verlangen, daß sie ihre Allmacht in einer für uns überzeugenden Weise darthue, indem sie auch nur einmal in den gesetzmäßigen Verlauf alles Geschehens hemmend oder verändernd eingriffe. Vermögen wir uns auch die verwickelten Erscheinungen des Lebens aus den uns bekannten Naturgesetzen nicht ausreichend zu erklären, so sehen wir den letzteren doch auch nirgends — auch in den höchst organisierten Lebewesen nicht — widersprochen; auch in der belebten Welt beobachten wir dieselbe strenge Gesetzmäßigkeit wie in der unbelebten, und alle Lebensvorgänge — selbst die geistigen — dürfen wir als die notwendigen Wirkungen im

Stoffe liegender, wenn auch uns unbekannter, Ursachen betrachten.

Man hat sich von jeher das Verständnis des Lebens übermäßig erschwert, indem man das höchst ausgebildete Lebewesen, den Menschen, zumal im weitest vorgeschrittenen Zustande seiner Entwickelung, der unbelebten Natur gegenüber stellte. Um aber die Brücke zwischen der leblosen und der belebten Welt zu finden, müssen wir zu der untersten Stufe des Lebens herabsteigen. Hier begegnen wir entweder einfachen Protoplasma-Zellen, das sind Bläschen, erfüllt mit einer eiweißartigen, flüssigen Masse (Protoplasma, Sarkode), gewöhnlich einen Zellkern enthaltend und nach außen durch eine Zellhaut abgegrenzt, oder sogar bloße Protoplasma-Klümpchen, ohne Zellhaut und daher ohne bestimmte Form. Zu den Gebilden ersterer Art gehören beispielsweise die Gregarinen, die Spaltpilze und die Schleimpilze. Die Aufnahme von Nahrung und die Fortpflanzuug erfolgen hier ohne besondere Organe; erstere durch Osmose durch die Zellwand, die Fortpflanzung durch Teilung, Knospung oder Absonderung von Schwärmsprößlingen. Das Beispiel einer hautlosen, an gar keine bestimmte Form gebundenen, Protoplasma-Masse bildet der Tiefsee-Schlamm (Bathybius). Aehnliche niedrigste Lebewesen, kernlose Protoplasma-Klümpchen, sind die Amöben und die in Süß- und Salzwasser vorkommenden Moneren. Von Ernährungs-Organen findet sich an ihnen keine Spur; die Leibesmasse umschließt den Nahrungsstoff und fließt, nachdem sie das Aufsaugbare aufgenommen, wieder zurück. Auch die Wurzelfüßer bestehen aus einer hautlosen Protoplasma-Masse, welche durch Absonderung einer Kalk- oder Kieselsäure-Schale eine feste Begrenzung nach außen erlangt. Die Mehrzahl der hier genannten Gebilde ist einer selbständigen Bewegung fähig, die aber in den meisten — wenn nicht in allen — Fällen auf die Strömungen des Protoplasmas zurückzuführen ist und demnach mit einem Willensantrieb nichts gemein hat.

In allen lebenden Zellen, auch in denen des höchst entwickelten Tier- oder Pflanzenkörpers, ist das Protoplasma in einer beständigen Bewegung begriffen, welche sich aus rein mechanischen Ursachen — den Gleichgewichtsstörungen in der Molekular-Zusammensetzung, hervorgerufen durch chemische Zersetzungen und Verbindungen — erklären läßt. Wo die Protoplasma-Masse nicht von einer harten Wand umschlossen ist, vermögen diese Strömungen eine Bewegung des ganzen Körpers zu veranlassen. Die Schleimpilze bewegen sich, indem Protoplasma-Masse in Form von Aermchen oder Füßchen aus dem Körper hervortritt; wenn diese Ausquellungen in einer bestimmten Richtung erfolgen, bewegt sich auch der ganze Körper in der gleichen Richtung. Auch die Scheinfüßchen der Wurzelfüßer sind nichts anderes, als durch solche Protoplasma-Ströme verursachte Hervorquellungen der Körpermasse.

Aehnlich niedere Lebensformen stellen sich uns in den Aufgußtierchen und in den Schwämmen dar. Die Schwämme zeigen in ihrer Leibesbildung, Ernährung und Fortpflanzung so viel Aehnlichkeit mit den Algen, daß sie früher zu diesen gezählt wurden. Ihr Körper besteht aus einer auf der Unterlage festgewachsenen, von vielen Kanälen durchzogenen Protoplasma-Masse ohne alle Organe. Wimperhärchen, welche die Kanäle auskleiden, befördern durch ihre Bewegung — die vielleicht keine willkürliche ist, denn ähnlicher Bewegungen sind auch die Wimperhärchen pflanzlicher Schwärmsporen, sowie Samenfäden, fähig — die Zufuhr von Wasser und der darin gelösten Nährstoffe, welche durch Osmose in den Schwammkörper eintreten. Die Fortpflanzung erfolgt durch Zellen, welche sich an der Außenfläche des Schwammkörpers ausbilden und ablösen; die Eizelle furcht sich wiederholt; es entsteht dadurch ein brombeerartiger Körper, die Darmlarve, welche vermittelst Wimperhärchen sich selbständig weiter bewegt, endlich festwächst und zu einem neuen Schwamme sich ausbildet. Bei den Aufgußtierchen (Infusorien) finden sich endlich die ersten

und roheſten Anlagen zu Organen, nämlich eine Speiſeröhre und Lichtempfindung. Für Träger der letzteren werden farbige Punkte auf der Körperoberfläche gehalten; indeſſen darf daran erinnert werden, daß auch viele Pflanzen Reizbarkeit für Licht zeigen.

Der Materialismus iſt nun der Anſicht, daß das geſamte Tier- und Pflanzenleben auf der Erdoberfläche mit ähnlichen einfachen Formen, wie ſie im Vorſtehenden beſprochen ſind, ſeinen Anfang nahm und daß aus ihnen allmählich, im Laufe ungeheurer Zeiträume, alle übrigen, auch die höchſt entwickelten, Daſeinsformen hervorgingen, indem eine, in zeitlicher Richtung ſich ausdehnende Stufenleiter von den niedrigſten zu den höchſten uns bekannten Arten führe; er iſt ferner der Anſicht, daß die früheſten und einfachſten lebenden Körper nicht durch eine übernatürliche Urſache hervorgerufen wurden, ſondern daß ſie durch ſog. „Urzeugung“ aus lebloſem Stoffe entſtanden, und daß ſolche Urzeugung vielleicht in der Gegenwart noch ſtattfinde. Der Materialismus kann die Richtigkeit dieſer Anſicht nicht beweiſen; aber er ſtützt ſich auf Wahrſcheinlichkeitsgründe, welche aus thatſächlichen Zuſtänden und Vorgängen ſich ergeben.

Ueber die Geſchichte des Lebens auf der Erde erhalten wir die beſte Belehrung aus den Abdrücken und verſteinerten Reſten, welche das Schichtengebäude der feſten Erdrinde aus den auf einander folgenden Zeitabſchnitten uns aufbewahrt hat. Die Ausſage jener ſteinernen Zeugen längſt entſchwundener Zeiten iſt unparteiiſch und unwiderleglich. Wie ſchon erwähnt, begegnen wir in den älteſten Ablagerungen, welche überhaupt vom Daſein lebender Weſen Zeugniß ablegen, den einfachſten Lebensformen; dann ſteigt die körperliche Ausbildung um ſo höher, je mehr wir in den übereinander liegenden Schichten uns den jüngſten nähern.

Die Ergebniſſe der paläontologiſchen Forſchung erhielten nun in unſerem Zeitalter durch die auf zoologiſchem und botaniſchem Gebiete gemachten Beobachtungen eine weitere Be-

kräftigung. Nach einer von Lamarck begründeten, von späteren Gelehrten (Geoffroy St. Hilaire, Goethe, Oken) gutgeheißenen, endlich von Darwin in glänzender Weise bestätigten, auf eine ungeheure Fülle von Beobachtungen gegründeten Lehre sind die Merkmale, nach welchen wir die Pflanzen und Tiere in Arten, Gattungen u. s. w. einteilen, keineswegs beständig, in allen Zeiten sich gleich bleibend, sondern fortwährenden Veränderungen unterworfen, welche sich aus der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein, aus der geschlechtlichen Zuchtwahl, der Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen und der Vererbung der so erworbenen Eigenschaften ergeben. Die nach Darwin benannte Theorie, welche hier nicht ausgeführt werden kann, gelangt also zu dem Ergebnisse, daß unter dem Einfluß äußerer Einwirkungen und der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl die Arten einer beständigen Veränderung unterliegen, daß bei Andauer der Veränderungsursachen aus einer Art andere Arten sich bilden, die sich immer weiter von der ursprünglichen entfernen, und die vom Materialismus aus dieser Lehre gezogene Folgerung ist, daß überhaupt alle Verschiedenheiten in der Ausbildung der einzelnen lebenden Wesen, nach welchen wir dieselben in zwei Reiche, diese in Typen, Klassen, Ordnungen, Familien u. s. w. einteilen, auf die genannten Einwirkungen zurückzuführen sind, daß also alle lebenden Wesen der Vergangenheit und Gegenwart einem gemeinsamen Stammbaume angehören, dessen Wurzeln aus den einfachsten Formen des Lebens hervorsprießen. Da die Veränderungen der Art-Merkmale im allgemeinen sehr allmählich, während langer Zeiträume sich vollziehen, kann der Vorgang der Veränderung — von den zahlreichen Versuchen künstlicher Züchtung abgesehen — in der Regel nicht beobachtet werden. Wir sehen also nur die der Gegenwart angehörigen, letzten Verzweigungen des Stammbaumes, nicht die Aeste, aus denen die Zweige hervorgehen, geschweige den Stamm. Daß so hoch ausgebildete tierische

Wesen wie die Säugetiere, oder der Mensch selbst, ihren letzten Ursprung in ungeformter Protoplasma-Masse haben, kann daher nicht nachgewiesen werden; wer aber die bedeutenden Veränderungen in Betracht zieht, welche durch künstliche Zuchtwahl bei vielen Tierarten schon nach wenigen Generationsfolgen hervorgebracht werden, wer ferner die gar nicht abzuschätzenden Wirkungen in Anschlag bringt, welche die Veränderungen in der Temperatur, in der stofflichen Zusammensetzung unseres Luftmeeres, im Luftdruck, im Erdmagnetismus, vielleicht auch im Ozongehalt der Luft, sowie in der Bodenbeschaffenheit, in der Nahrung u. s. w. in der körperlichen Ausbildung der lebenden Wesen hervorbringen mußten, und wer noch die — für unsere Vorstellung ganz riesenhaften — Zeiträume berücksichtigt, welche für die Ausbildung und weitere Gliederung der einzelnen Lebenstypen gewährt waren, — der wird die Ansicht nicht unberechtigt finden, daß auch die höchst stehenden Tierformen aus den einfachsten Gebilden der lebenden Welt hervorgingen.

Die Ansicht, daß alle lebenden Wesen unter sich verwandt sind und ihr Stammbaum in einer niedrigsten Form des Lebens wurzelt, erhielt in den letzten Jahrzehnten durch die Embryologie eine merkwürdige Bekräftigung. Die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Tieres und jeder einzelnen Pflanze ist ein Hinweis auf den Weg, auf welchem die Reiche, Typen, Klassen u. s. w. aus einer einzigen Urform hervorgehen konnten; sie bildet — wie Häckel sagt — gleichsam in gedrängtester Form eine Wiederholung der Entstehungsgeschichte der Art. Jede Pflanze und jedes Tier — es ist hier nur von echten, auf geschlechtlichem Wege sich fortpflanzenden Tieren und Pflanzen die Rede — hat seinen Ursprung in einer einfachen, amöbenartigen Zelle, welche nach erfolgter Befruchtung — d. h. Vereinigung und Verschmelzung mit einer Samenzelle — sich unter günstigen Umständen zu einem, den Eltern ähnlichen Individuum ausbildet. Diese Ausbildung er-

folgt zunächst durch Bildung neuer Zellen aus der durch Vereinigung von Ei und Samen entstandenen; wiederholte Vervielfältigung der neuen Zellen; Sonderung, bestimmte Verteilung, Lagerung und Gestaltung der Zellen, wodurch allmählich die einzelnen Körperteile und Organe entstehen, bis das junge Individuum — nicht nur mit den Merkmalen seiner Gattung, sondern selbst den Eigentümlichkeiten der Eltern ausgerüstet — fertig gebildet ist. Bis zu einer gewissen Grenze bilden sich die Embryonen der fünf Wirbeltierklassen in gleicher Weise aus und zeigen bis zu einer Entwickelungsstufe, in der bereits Kopf, Kiemenbogen, Gliedmaßen und Rückgrat deutlich ausgebildet sind, eine solche Uebereinstimmung, daß sie nach ihrem Aussehen nicht unterschieden werden könnten. Erst im weiteren Verlaufe des Wachstumes treten die Kennzeichen der Klasse und Ordnung hervor.

Mit der Frage nach dem Ursprung der Arten hängt diejenige nach dem Ursprung des Lebens überhaupt innig zusammen. An den vielgenannten Harvey'schen Satz: „omne vivum ex ovo", welcher in seiner allgemeineren Fassung besagt, daß alles Lebende aus Lebendem hervorgegangen sei, werden wohl selbst dessen eifrigste Bekenner den Vorbehalt knüpfen, daß sich die Giltigkeit dieses Satzes nur auf den Bereich unserer Beobachtungen erstrecke; denn in einer unbeschränkten Anwendung würde er bestreiten, daß es erste lebende Wesen gegeben habe und somit dem Leben ein Bestehen von Ewigkeit her zuerkennen, womit sich die wenigsten Anhänger dieser Lehre einverstanden erklären werden. Was insbesondere das Leben auf unserer Erde anbelangt, das einzige, von dem wir wissen, so muß dasselbe einen Anfang gehabt haben, nach der Ueberzeugung eines Jeden, welcher glaubt, daß die Erde selbst einmal entstand, oder wenigstens, daß ihre Oberfläche einst so heiß war, daß pflanzliches und tierisches Leben auf derselben nicht bestehen konnte.

Es fragt sich nun, wie kam das erste Leben auf die

Erde? Von Einzelnen ist die Meinung aufgestellt worden, dasselbe sei von anderen Himmelskörpern, von Meteoren, auf die Erde gelangt. Der Gedanke ist nicht gerade von vornherein zu verwerfen; allein gegen die Möglichkeit einer solchen Uebertragung, für welche auch nicht ein Umstand spricht, liegen schwere Bedenken vor. Noch weniger haltbar scheint die Ansicht, daß Lebenskeime frei im Weltäther vorhanden seien und unter günstigen Bedingungen auf den Weltkörpern zur Entwickelung gelangten. Von der Beschaffenheit und von den Erhaltungsbedingungen solcher Lebenskeime könnten wir uns gar keine Vorstellung machen. Die Frage nach der Herkunft des Lebens wird durch beide Ansichten auch nicht beantwortet, sondern nur hinausgeschoben.

Für denjenigen, welcher nach einer Erklärung der Entstehung des Lebens sucht, bleiben daher nur zwei Wege offen: entweder der Glaube an einen übernatürlichen Schöpfer, aus dessen Willen die belebte Natur hervorging, oder die Annahme, daß unter besonderen Bedingungen einstens Leben aus unbelebtem Stoffe entstand, ja vielleicht heute noch zu entstehen vermag. Diese letztere Annahme steht im engsten Zusammenhange mit der oben erwähnten, nach welcher alle Lebensformen aus einfachen Anfängen sich entwickelten; denn nur wer das Eingreifen einer göttlichen Gewalt in den Weltlauf bezweifelt oder leugnet, hat es nötig, den Ursprung alles Lebenden in einfachsten Formen und Verbindungen zu suchen, deren Entstehen aus unbelebtem Stoffe unserem Verstande als annehmbar erscheint. — Ein allweiser, allmächtiger Schöpfer dagegen konnte alle gewollten Arten unmittelbar ins Dasein rufen, ohne durch unzählige Versuche an der Hervorbringung von Uebergangsformen seine Schöpferkraft erst üben und ausbilden zu müssen.

Die zahlreichen Versuche, welche in der neueren Zeit in der Absicht gemacht wurden, die Möglichkeit der Urzeugung zu beweisen oder zu widerlegen, haben in keinem einzigen Falle

zu einem sicheren Ergebnisse geführt. Wenn nämlich eine, Nährstoffe — Eiweiß und Salze, worunter Phosphate — enthaltende Flüssigkeit unter gewöhnlichen Umständen und bei Zutritt der Luft sich selbst überlassen bleibt, so findet man darin schon nach kurzer Zeit niedrige Organismen, die sich unter günstigen Bedingungen mit großer Schnelligkeit vermehren, in vielen Fällen durch ihre Lebensthätigkeit die chemische Zersetzung bestimmter Stoffe, mit denen sie in Berührung kommen, bewirkend. In dieser Weise wirken die Spaltpilze, welche die Erreger der Gährung, der Fäulnis und mancher Krankheiten im pflanzlichen und tierischen Körper bilden. Man beobachtet das Entstehen solcher niedriger Organismen namentlich auch in Flüssigkeiten, die man durch Uebergießen von Heu oder anderer pflanzlicher oder tierischer Stoffe erhält, daher auch der Name Infusorien, Aufgußtierchen, für auf solche Weise erhaltbare Tiere. Diese Thatsachen können aber keineswegs als ein Beweis von Urzeugung gelten, da jene Organismen sich schon in der Luft finden und auf günstigem Nährboden sich rasch weiter entwickeln. Leitet man die Luft, welche mit der zu untersuchenden Flüssigkeit in Berührung gebracht wird, behufs Zerstörung der darin enthaltenen Lebenskeime, durch Säuren oder Lösungen von Alkalien oder durch glühende Röhren, so tritt keine Bildung von Lebewesen ein. Allein mit Recht wird darauf hingewiesen, daß durch die genannten Behandlungen der zugeführten Luft dieselbe chemisch verändert wird, somit auch die in der Natur vorhandenen Bedingungen geändert werden.

Könnte übrigens selbst nachgewiesen werden, daß Urzeugung heute nirgends und unter keinen herstellbaren Umständen stattfindet, so wäre damit keineswegs auch erwiesen, daß dieselbe nicht einmal in früherer Zeit erfolgte. Zur Zeit des ersten Auftretens organischen Lebens auf der Erde waren die Grundlagen für die Lebensentstehung ganz andere als jetzt. Sowohl der Wärmezustand als die stoffliche Zusammensetzung

des Meeres und der Luft wichen von der jetzigen Beschaffenheit beider bedeutend ab; welchen Anteil an dem Entstehen des Lebens vielleicht noch Ozon, Erdmagnetismus und andere uns unbekannte Ursachen hatten, die damals in veränderter Art und Menge vorhanden sein mochten, läßt sich gar nicht sagen.

Ein merkwürdiges Vorkommnis, welches die Annahme der Urzeugung beinahe zur Notwendigkeit macht, bietet sich uns in dem schon erwähnten Tiefsee-Schlamm. Derselbe stellt ungeheuere Protoplasma-Massen dar, welche sich in Meerestiefen von tausend Meter und mehr, den Grund bedeckend, vorfinden. Diese Massen leben und scheiden wahrscheinlich die aus Kalk und Kieselsäure bestehenden, in ihnen eingebetteten, Körperchen aus. Die riesige Ausdehnung dieser Schleimmassen macht es höchst unwahrscheinlich, daß dieselben ihre Nahrung aus den unbedeutenden Mengen im Meerwasser enthaltener organischer Substanz ziehen, so daß fast nur der Schluß übrig bleibt, die Bildung des Tiefseeschlammes erfolge unmittelbar aus unorganischer Substanz.

Wiewohl also Urzeugung nicht in unanfechtbarer Weise nachgewiesen werden kann, läßt sich doch auch ebensowenig widerlegen, daß sie einst erfolgte, oder selbst heute noch stattfindet. Der Materialismus hält sich daher für berechtigt, sie in seine Welterklärung aufzunehmen, in der sie ein notwendiges und unauslösbares Glied ausmacht. Wer überzeugt ist, daß alle Vorgänge in der Welt in natürlicher Weise verlaufen, daß es keinen über den Naturgesetzen stehenden Willen gibt, muß auch die Entstehung des Lebens, sowie dessen Ausbildung zu den höchsten und edelsten Formen, auf natürliche Ursachen zurückführen.

Daß zur Erklärung der Lebenserscheinungen uns bekannte Gründe nicht ausreichen, stellt der Materialismus nicht in Abrede. Schon die einfachsten tierischen und pflanzlichen Organismen bieten uns in ihrem Widerstande gegen die als Fäulnis

oder Verwesung bezeichnete Art der Zersetzung, welcher so lange andauert wie das Leben, in ihrem Stoffwechsel, Wachstum und Fortpflanzungs-Vermögen, Thatsachen, die wir mit Hilfe der bekannten Naturgesetze nicht zu begründen vermögen.

Noch viel unverständlicher — man darf sagen wunderbar — werden die Lebenserscheinungen an den höher ausgebildeten tierischen Wesen. Betrachten wir — um aus der großen Fülle unerklärlicher Vorgänge einen herauszugreifen — die Entstehung eines Menschen-Individuums und dessen weitere körperliche Ausbildung! Ein Samentierchen, ein fadenartiges Gebilde von so geringer Größe, daß es mit freiem Auge eben noch wahrnehmbar ist, trifft mit einem etwa eben so großen Ei zusammen; beide vereinigen sich zu einem neuen Körper, dem Embryo. Samentierchen und Ei lassen auch unter den stärksten Vergrößerungsgläsern nur wenige gesonderte Formbestandteile erkennen und unterscheiden sich von denen anderer Wirbeltiere in gar keiner wesentlichen Beziehung; ebenso weist, wie schon erwähnt, der aus der Verwachsung beider hervorgehende Embryo bis zu einer gewissen Ausbildungsstufe gar keine besondere Abweichung von demjenigen anderer Wirbeltiere auf. Aus diesen rohen, anscheinend ganz unbestimmten, Anfängen geht allmählich ein Wesen hervor, dessen kunstvoll gebaute Organe aus tausend und abertausend feinen Bestandteilen zusammengesetzt sind.

Wenn nun auch die uns bekannten Eigenschaften des Stoffes zur Erklärung der Lebensvorgänge nicht ausreichen, so halten wir die letzteren doch in natürlichen, wenn auch unserer sinnlichen Wahrnehmung unzugänglichen, Ursachen begründet. Die Annahme eines, in den Lebewesen wirkenden, nach Zwecken handelnden, übernatürlichen Willens brächte in unsere Vorstellungen von der Welt die größte Verwirrung und ist auch mit der strengen Gesetzmäßigkeit, mit der alle Vorgänge in der Natur, — auch im lebenden Körper — er-

folgen, ganz unvereinbar. Daß aus dem winzigen, einzelligen Ei nach seiner Vereinigung mit dem ebenso einfachen Samentierchen ein Wesen hervorgeht, das nicht nur die Merkmale seiner Gattung, sondern auch die besonderen Eigentümlichkeiten der Eltern aufweist, das wächst, dessen Wachstum aber immer an einer bestimmten Grenze stillsteht — das Alles erscheint uns wunderbar; aber die ausnahmslose Regelmäßigkeit, mit der diese Vorgänge so und nicht anders erfolgen, beweist uns, daß sie gesetzmäßig, mit einer über aller Willkür stehenden Notwendigkeit aus ihren Ursachen hervorgehen. Diese Ursachen vermögen wir uns in nichts Anderem zu denken, als in der chemischen und mechanischen Beschaffenheit der Stoffteile, in der gegenseitigen Lagerung und Anordnung und in den Bewegungen der Moleküle. Die Bildung der tausende von lichtempfindenden Stäbchen und Zäpfchen in der Netzhaut des Auges, der Millionen von Labdrüsen in der Schleimhaut des Magens, überhaupt der vielfältigst und verwickeltest zusammengesetzten Organe muß in der Eizelle und in der Samenzelle schon angelegt sein.

Sehen wir von dem tieferen, unserer Einsicht verborgenen Grunde der Lebenserscheinungen ab, so können wir heute schon viele derselben aus der Wirksamkeit jener chemischen, physikalischen und mechanischen Gesetze erklären, welche wir in der ganzen übrigen Natur walten sehen. Beispielsweise stellt sich die Bewegung des Saftes in den Pflanzen als die vereinigte Wirkung von Osmose, Haarröhrchenkraft und Luftdruck dar. Auf Osmose beruht die Thätigkeit der Nieren im Körper der höheren Tiere. Der bei der Atmung der Pflanzen und Tiere stattfindende Gasaustausch erfolgt nach dem Dalton'schen Gesetze der Diffusion. Die Bewegung der Muskeln erfolgt durch elektrische Reize seitens der Bewegungsnerven; der gesamte Stoffwechsel stellt sich als eine Reihe von chemischen und physikalischen Vorgängen dar.

Nicht minder müssen wir die Erscheinungen des Geistes-

lebens auf stoffliche Vorgänge zurückführen. Wie innig die sogenannte Seele mit dem Körper verbunden ist, in wie hohem Grade Empfindung, Denken und Wollen von den jeweiligen Zuständen des Körpers abhängen, ist zu allgemein bekannt, um besondere Ausführung zu erfordern. Wenn wir nun beobachten, daß Verletzungen des Gehirnes Beeinträchtigung bestimmter Geistesfähigkeiten nach sich ziehen, daß Geistesstörungen in der Regel nachweisbare anatomische Veränderungen des Denkorgans zu grunde liegen, daß unser Wille unter dem Einflusse unserer Nahrung steht, daß die Einführung bestimmter chemischer Verbindungen in den Blutkreislauf die Empfindung aufhebt und Traumvorstellungen hervorruft, daß anstrengendes Denken den Phosphorgehalt des Harnes vermehrt, so bleibt uns nur die Folgerung übrig, daß unserem Empfinden, Denken und Wollen chemische und mechanische Vorgänge in den Nerven — Veränderungen in der Zusammensetzung und Bewegung ihrer Moleküle — zu grunde liegen.

Auch das geistige Leben im Tierreiche zeigt einen ähnlichen Fortschritt von niedrigsten Anfängen zur höchsten Ausbildung, wie der körperliche Bau der Tiere. Nicht eine Kluft scheidet Empfindendes und Empfindungsloses, Wollendes und Willenloses streng von einander, vielmehr scheint auch hier eine Vermittelung, ein allmählicher Uebergang stattzuhaben. Bei vielen festgewachsenen Tieren können Willensregungen, wenn überhaupt, nur in unvollkommensten Anfängen vorhanden sein.

Es ist klar, daß die in der Darwin'schen Lehre aufgestellten Gesetze nicht nur eine Veränderung der Arten möglich machten, sondern unter günstigen Umständen auch eine fortschreitende Vervollkommnung derselben bewirken mußten Entwickelung und allmähliche Veredelung bilden demnach den Weg, welcher von den rohesten Urformen zu den höchst ausgebildeten Wesen führt. Die so wunderbaren Thatsachen, welche das leibliche und geistige Leben des vollkommensten der Erd-

bewohner, des Menſchen, uns darbieten, betrachten wir ebenfalls als die in vielen Millionen von Jahren gereifte Wirkung der Züchtung, Anpaſſung und Vererbung; nur unter Anerkennung der Entwickelungslehre wird uns das Zuſtandekommen dieſer Thatſachen auf natürlichem Wege glaubwürdig.

## VII.

Die Unmöglichkeit, auf dem gegenwärtigen Standpunkte des Wissens alle Lebenserscheinungen aus den uns bekannten Naturgesetzen zu erklären, ist eine Hauptstütze der teleologischen, d. h. derjenigen Weltanschauung, welche die Beschaffenheit der Welt und alle Vorgänge in derselben als das Werk einer nach Zwecken handelnden, übernatürlichen, Kraft betrachtet. Alle Zustände und Veränderungen in der Welt sind dieser Anschauung zufolge die von dieser Kraft in Anwendung gebrachten Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke und das Vermögen dieser Kraft in der Auswahl und Beherrschung geeigneter Mittel wird als weit über menschliche Fähigkeiten hinausreichend angesehen. Ueber das Wesen und den Endzweck dieser Kraft sind die Anhänger der teleologischen Richtung verschiedener Meinung.

Hätte die teleologische Weltbetrachtung sich auf das Gebiet des Lebenden beschränkt, so wäre sie niemals zur naturwissenschaftlichen Anschauung in den schroffen Gegensatz getreten, in welchem sie sich gegenwärtig dieser gegenüber befindet. Auch der hartnäckigste Materialist — wenn er selbst den Gebrauch des Begriffes „Zweck“ vermeiden will, — wird zugeben, daß zur Erhaltung des Lebens, zur Bewegung, zur Fortpflanzung, zur Ermöglichung der Wahrnehmung u. s. f. bestimmte Einrichtungen des lebenden Körpers nötig sind, welche sich als Glieder und Organe an demselben thatsächlich vorfinden, daß

diese Glieder und Organe zur Erfüllung von Bedingungen, auf welchen Lebenserhaltung, Fortpflanzung, Bewegung u. s. f. beruhen, vorzüglich geeignet erscheinen und daß deren Ausbildung im Vergleich zu den Verrichtungen, welche sie übernehmen, oft eine vortreffliche ist und nicht besser ersonnen werden könnte. Die Streitfrage würde sich dann lediglich darum drehen, ob die nicht zu verkennende Eignung der Organe zu bestimmten Verrichtungen aus einem seiner bewußten und sich Zwecke setzenden Willen hervorgegangen, oder ob sie unter Ausschluß eines solchen Willens zu erklären sei.

Die letztere Auffassung ist diejenige der materialistischen oder — wie sie im Gegensatz zur teleologischen auch genannt wird — der mechanischen Weltanschauung. Dieselbe erhielt in neuerer Zeit einen wertvollen Beistand in der schon erwähnten Darwin'schen Lehre, welcher zufolge vieles zweckmäßig Erscheinende im tierischen und pflanzlichen Körper durch Anpassung an die äußeren Lebensumstände sich ausbildete; nur solche Lebewesen, welche veränderten Lebensbedingungen durch entsprechende Aenderung ihrer inneren und äußeren Beschaffenheit sich anzubequemen vermochten, konnten sich erhalten; das nicht Entsprechende, Unzweckmäßige, mußte untergehen. Die im Kampfe ums Dasein durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl und durch Anpassung erworbenen Eigentümlichkeiten — welche in vielen Fällen eine Steigerung der Lebensfähigkeit und der Widerstandskraft und eine Erhöhung körperlicher Fertigkeiten bedeuteten — wurden durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen.

In einem gewissen, beschränkten Sinne erkennt also auch der Materialismus Zweckmäßigkeit im Bau des Tier- und Pflanzenkörpers und in den Verrichtungen seiner Organe an; die Physiologie muß sich des Zweckbegriffes in ihren Erklärungen der Lebenserscheinungen häufig bedienen, und es ist auch gegen einen solchen Gebrauch des Begriffes nichts einzuwenden, solange er unter dem Vorbehalt erfolgt, daß diese

Zweckmäßigkeit als aus natürlichen Ursachen hervorgegangen und nicht durch höhere Einsicht und Macht hervorgerufen, angenommen wird. Neben jenen Zweckmäßigkeiten finden sich auch zahlreiche Mängel und zwecklose Einrichtungen. — Die Schlangen haben zwar zwei Lungenflügel; aber in dem langgestreckten Leib gelangt nur einer zur Entwickelung; der andere ist verkümmert und gänzlich überflüssig. Die Boa besitzt verkümmerte Beinpaare, von denen sie keinen Gebrauch machen kann. Das Gleiche gilt von dem Schultergerüst der Blindschleiche. Bei den Vögeln ist gewöhnlich der linke Eierstock verkümmert und wäre ganz entbehrlich. Alle diese Körperbestandteile dienen keinem Zweck; sie sind vielmehr als Reste von Organen und Gliedmaßen zu betrachten, welche die Stammeltern besaßen und gebrauchten, die aber bei den Nachkommen unter veränderten Lebensumständen außer Verwendung kamen und darum verkümmerten. Die Ohrmuskeln und Steißwirbel am menschlichen Körper müssen vom gleichen Gesichtspunkt beurteilt werden.*) Manche unserer Organe sind so empfindlich und so widerstandsunfähig, daß sie bei jedem Menschen — sei er im Uebrigen noch so gesund und lebe er noch so regelmäßig — häufig erkranken; es sei nur auf die Atmungswerkzeuge, auf die Zähne und auf die weiblichen Zeugungsorgane hingewiesen. Die Lungen sind nur bei den wenigsten erwachsenen Menschen vollständig und ganz gesund. Ganz unerklärlich sind aber für die teleologische Auffassung des Lebens die häufigen Mißbildungen. Manche Kinder kommen tot oder verkrüppelt zur Welt; andere sind mit Mängeln behaftet, welche den baldigen Tod der Neugeborenen zur Folge haben. Solche Fälle sind allerdings Abweichungen von der Regel; allein ein allweiser und allmächtiger Wille müßte sie doch verhindern können! Welchem Zweck die bei Männern zuweilen vorkom-

*) Wegen vieler sonstiger Zwecklosigkeiten s. Häckel: „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und „Generelle Morphologie der Organismen.“

menden Brustdrüsen oder ein Bart bei Frauen dienen sollen, ist rein unerfindlich. Wir müssen aus solchen regelwidrigen Vorkommnissen wohl auf störende und verwirrende Einwirkungen auf die Entwickelung der im Keime enthaltenen Anlagen, zugleich aber auch auf die Abwesenheit eines berichtigenden, nach Zwecken strebenden Willens schließen.

Nicht nur in dem inneren Bau des Pflanzen- und Tierkörpers und in den Fähigkeiten der in demselben enthaltenen Organe, sondern auch im Instinkt der Tiere glaubt die Teleologie einen kräftigen Beweis für die Zweckmäßigkeit in der Natur zu besitzen. Unter Instinkt wird eine nicht auf Erfahrung und nicht auf verstandesmäßiger Ueberlegung beruhende Neigung der Tiere verstanden, durch welche — ohne Vorwissen der Tiere — Bedingungen zur Erhaltung ihres Daseins und zur Fortpflanzung ihrer Art verwirklicht werden. Viele instinktmäßige Handlungen sind derartig, daß sie uns Bewunderung abnötigen, indem sie als Vorkehrungen für künftige Zustände sich darstellen, von deren Eintritt das Tier wohl kaum eine Ahnung haben kann. Vögel bauen schon nach der ersten Begattung ihr Nest für die künftigen Jungen; Kerbtiere legen ihre Eier an Orte, wo den aus den Eiern hervorgehenden Larven reichliche Nahrung geboten ist.

Es muß zugegeben werden, daß der Instinkt für die höher entwickelte Tierwelt von der größten Bedeutung, ja sogar eine unerläßliche Voraussetzung ihres Bestehens und ihrer Forterhaltung ist. Dennoch vermag der Materialismus im Instinkt, wie in den Trieben überhaupt, durchaus nicht die Eingebung einer nach Zwecken strebenden, übernatürlichen Vernunft zu erblicken, sondern hält auch die instinktmäßigen Handlungen für die notwendigen Wirkungen natürlicher Ursachen. Die Triebe werden ebenso von den Eltern auf Nachkommen vererbt, wie die körperlichen Formen und Eigentümlichkeiten. Es ist schon früher auf den innigen Zusammenhang zwischen geistigen Thätigkeiten und chemischen und mechanischen Vor-

gängen im Gehirn hingewiesen worden. Es darf hiernach die Ansicht aufgestellt werden, daß gewissen mechanischen Anordnungen der inneren Bestandteile des Denk- und Willensorganes auch bestimmte Willensrichtungen entsprechen. Die ererbten Willensarten, das sind eben Triebe und Instinkte, gehen aus einer ererbten, inneren Beschaffenheit des Willensorganes hervor. Ihre Erklärung bietet uns daher keine größere Schwierigkeit, als diejenige der ererbten körperlichen Eigenschaften. Das Dasein von Trieben und Instinkten dient jedenfalls eher zur Bestätigung als zur Widerlegung der mechanischen Weltanschauung.

Es ist übrigens leicht nachzuweisen, daß viele instinktartige Neigungen, Abneigungen und Handlungen der Tiere nicht nur ganz zwecklos sind, sondern selbst den betreffenden Tieren zum Nachteil gereichen. Die Abneigung des Kalbes, um eine Ecke zu gehen, ist gewiß für die Sicherheit seines Lebens weder förderlich, noch nachteilig, trägt ihm aber viele Prügel ein. Daß Gänse so gerne in einer Reihe hintereinander gehen, Katzen eine leidenschaftliche Zuneigung zu Baldrian zeigen, Elstern und Raben glänzende Dinge sammeln, ist für deren Lebenserhaltung ganz gleichgiltig. Motten und Fliegen aber geben sich den Tod, indem sie ins Licht fliegen. Pferde wollen beim Brande eines Hauses den Stall nicht verlassen; man muß ihnen die Augen verbinden, um sie zu retten.

Ganz haltlos wird die Teleologie, wenn sie in ihren Betrachtungen über den Bau der Organismen und die tierischen Triebe hinausgreift und in der sogenannten Schöpfung einen einheitlichen, wohl durchdachten Plan nachzuweisen sucht. Schon im Bereiche des Lebenden begegnen wir zahlreichen Zweckwidrigkeiten. Es bleibt für die teleologische Auffassung unerklärlich, warum die vermeintliche Schöpferkraft sich in der Hervorbringung so unzähliger Tier- und Pflanzenformen in den verschiedensten Abstufungen der Vollkommenheit versuchte. Wenn, nach der allgemeinen Ansicht der Teleologen, der Mensch

das Endziel der Schöpfung, ihr höchstes und edelstes Erzeugnis ist, so wäre ihr Zweck mit der Hervorbringung des Menschengeschlechtes und der für dessen Erhaltung notwendigen Tier- und Pflanzenarten vollkommen erreicht, und die ungeheuere Mehrzahl der beiden letzteren ist dann vollkommen überflüssig. Noch unbegreiflicher ist der Wirtschaftsplan in der sogenannten Weltordnung in bezug auf das tierische Leben auf der Erde. Die Fruchtbarkeit vieler Tiergattungen ist eine ungeheuere, und die zu ihnen gehörigen Tiere würden in kurzer Zeit ihre Wohngebiete übervölkern und allen anderen Wesen und zuletzt sich selbst Nahrung und Leben streitig machen, wenn sie nicht ebenso massenhaft durch eine feindliche Witterung und sonstige natürliche Vorkommnisse, namentlich aber durch andere Tiere, wieder vernichtet würden. Hier bewegt sich die Teleologie in lächerlichen Widersprüchen. Die Fruchtbarkeit jener Tiere, sagt sie, sei so groß, weil dieselben so viele Feinde haben, und an anderer Stelle hilft sie sich mit der Erklärung, die Raubtiere seien da, um eine übermäßige Vermehrung anderer Tiere zu verhindern. Offenbar wäre aber durch Abwesenheit der Raubtiere und eine geringere Fruchtbarkeit jener Tiere, die ihnen als Nahrung dienen, dasselbe Ergebnis erzielt worden und zwar ohne soviel Qual und Marter für unzählige empfindende Wesen.

Die Betrachtung der Welt nach vermeintlich darin enthaltenen Zwecken steht in innigem Zusammenhang mit dem Glauben an eine übernatürliche, mit Willen, Weisheit und Macht ausgestattete Gewalt, welche entweder *persönlich*, wie in den meisten *Religionen*, oder auch *unpersönlich*, überall vorhanden und überall wirkend, wie im *Pantheïsmus*, vorgestellt wird. Sie bildet daher einen wesentlichen und logisch notwendigen Bestandteil des *christlichen Glaubens*; die Schöpfung eines weisen und allmächtigen Gottes muß ein Meisterwerk, muß plan- und zweckmäßig in allen ihren Teilen sein. Eben aus der vermeintlich zweckmäßigen Einrichtung der

Welt schöpft der Gottesglaube Beweisgründe für das Dasein Gottes und die ihm beigelegten Eigenschaften. Die Denk- und Handlungsweise dieses Gottes wird nach rein menschlichem Vorbilde aufgefaßt. Der Gott der Religionen ist ein veredelter, mehr oder minder vergeistigter, aber doch immer nach Menschenart empfindender, urteilender, wollender und schaffender Mensch; er schuf die Menschheit nach seinem Bilde; die Menschheit ist nach dieser Meinung das edelste Erzeugnis seiner Schöpfung, und alle Dinge in der Welt werden zunächst nach ihrem Wert und Nutzen für das Menschengeschlecht beurteilt. Die ganze Welt wird in diesem Sinne als hauptsächlich um des Menschen willen daseiend betrachtet, und demgemäß auch dem Wohnorte des Menschengeschlechtes, der Erde, ein bevorzugter Rang unter den übrigen Weltkörpern eingeräumt — eine Auffassung, welche so tief in den Ansichten der meisten Menschen wurzelt, daß sie von der, seit Jahrhunderten sich verbreitenden Erkenntnis des unbedeutenden Ranges unserer Erde im Weltall nur oberflächlich etwas verwischt, keineswegs aber verdrängt worden ist. Man bewundert noch immer die göttliche Weisheit, welche die Erde in eine solche Entfernung von der Sonne setzte, daß es auf ihr für uns Menschen weder zu kalt, noch zu warm, — welche der Erdachse eine Neigung gegeben, wodurch in die sonst gleichmäßige Witterung der für uns so wohlthätige Wechsel der Jahreszeiten gebracht wurde, — welche der Luft eine gerade zur Atmung geeignete Zusammensetzung gegeben habe. Man bedenkt dabei nicht, daß in anderer Luft und unter anderen Witterungszuständen die Menschen entweder anders gebaut und eingerichtet, oder gar nicht vorhanden wären, daß lange Zeit die Bedingungen für das Leben der Menschen auf der Erde nicht vorhanden waren, daß deren Dasein auf der Erde nur einen verschwindend kleinen Zeitraum in der Geschichte dieses Weltkörpers ausmacht, daß wahrscheinlich alles — nicht nur das menschliche — Leben auf Erden einstens aufhören muß, und daß Sein oder Nichtsein

der Menschheit, der Erde, ja unseres ganzen Sonnensystems ohne Rückwirkung auf die übrige Welt bleibt, gerade wie es für unser Bestehen und Wohlergehen ganz gleichgiltig ist, ob unter den Millionen von Fixsternen irgend ein beliebiger besteht oder nicht, ob er mit Planeten ausgestattet ist und ob auf diesen Menschen leben oder nicht. — In ihren Folgerungen führt die Teleologie zu den maßlosesten Ansprüchen zu gunsten des Menschengeschlechtes, wodurch sie mit der wissenschaftlichen Erkenntnis des Wirklichen und Thatsächlichen in der Welt in einen unausgleichbaren Widerspruch gerät. Da die teleologische Anschauung die Zweckmäßigkeit der Welt von vornherein als vorhanden und gesichert betrachtet, bewirkt sie leicht Unlust zu tieferem Erforschen der Natur. Baco von Verulam vergleicht sie daher mit einer gottgeweihten Jungfrau, die nicht gebären könne.

Die Anhänger der teleologischen Weltbetrachtung haben nicht gezögert, dieselbe sogar auf das menschliche Schicksal auszudehnen. Selbst in den vielfältigen Leiden des Geistes und des Gemütes, welche jeden Menschen in seinem Lebenslaufe befallen, sucht man nach Zweckmäßigkeiten, und wo man solche nicht zu erkennen vermag, verweist man auf die Unzulänglichkeit menschlicher Einsicht in die „unerforschlichen Ratschlüsse“ des höchsten Wesens. Die Redensart: „man weiß nicht, wozu es gut ist,“ kennzeichnet die genügsame Denkweise des gemeinen Mannes. Aber merkwürdigerweise findet die teleologische Weltauffassung auf diesem Gebiete, wo das Suchen nach Zwecken am zweck- und fruchtlosesten ist, selbst unter hochgebildeten Leuten oft unbedachte Anhänger, obwohl das Suchen nach dem Zwecke unverschuldeten Unglücks so oft zu bedauerlichen Abweichungen vom Wege vernünftigen und sittlichen Denkens verleitet. Kriege und Seuchen werden als Ereignisse betrachtet, welche der Gefahr einer Uebervölkerung vorbeugen und daher wohlthätig wirken; in blutgierigen Eroberern sieht man die Zuchtrute verwöhnter Völker; in furchtbaren Natur-

ereigniſſen, welche Tod und Trauer über zahlloſe Mitglieder unſeres Geſchlechtes, ohne Wahl und Rückſicht verhängen, ein Strafgericht der, über die Sünden der Menſchheit erzürnten (allgütigen!) Gottheit; man ſucht in Schmerz und Krankheit, in Unglück jeder Art, ſelbſt im Tode, wohlthätige Einrichtungen der Natur und des Schickſals nachzuweiſen, wiewohl die Urheber dieſer ſcharfſinnigen Erklärungen ſich wohl größtenteils mit einem ſchmerzloſen, immer glücklichen, ewigen Leben auch zufrieden geben würden.

In einer nach unſeren Begriffen zweckmäßigen, der unendlichen Weisheit ihres Schöpfers würdigen Welt müßten alle Glieder des Ganzen ſich in einer ſolchen Uebereinſtimmung befinden, daß ihr erfolgreiches Zuſammenwirken ohne Störung, ohne Hemmung oder gar gegenſeitige Vernichtung, von Urſprung an in alle Zukunft, geſichert wäre. Insbeſondere müßte dieſe vollkommene Uebereinſtimmung ſich in dem lebenden Teile der Schöpfung zeigen; ſie müßte ein herrliches und ruhmvolles Denkmal des Wohlwollens bilden, welches einen allgütigen Gott gegen die empfindenden Weſen beſeelte. Alle lebenden Geſchöpfe müßten ihre Nahrung aus gefühlloſen Dingen entnehmen; das Daſein und Wohlergehen keines einzigen dürfte durch das Nahrungsbedürfnis oder die Leidenſchaften eines anderen gefährdet, geſchweige vernichtet werden. Die geiſtige und leibliche Ausbildung aller empfindenden Weſen müßte die möglichſt vollkommene ſein; ſie müßten alle nur möglichen Mittel des Lebensgenuſſes in ſich tragen und alle müßten desſelben in gleichem Maße teilhaftig werden; jede Ungleichheit wäre ungerecht. In dieſer Welt dürfte es keine Armut, keine Krankheit, keinen Kummer, keine Furcht, keinen Schmerz, keinen Tod geben; kein Laſter, kein Verbrechen dürfte möglich ſein; ſelbſt die Anlage zu — gegen ſich ſelbſt oder gegen Andere gekehrten — Verirrungen des Denkens und Handelns müßte aus der geiſtigen Beſchaffenheit dieſer Weſen ausgeſchloſſen ſein. Ein unerſchöpflicher Reichtum an

Behagen und Wonne auf ewige Zeiten müßte den Inhalt des Lebens für alles Empfindende bilden, und ein solches Meisterwerk allein könnte den schöpferischen Drang eines Gottes befriedigen, der sein eigenes Glück im Glücke seiner Geschöpfe findet.

Eine solche Welt gibt es nicht. Die scheinbare Ordnung in der Einrichtung des Weltalls, die vermeintlich ewige Dauer der Weltkörper und die beständige Gleichmäßigkeit ihrer Bewegungen sind Selbsttäuschungen einer oberflächlichen und leicht befriedigten Weltbetrachtung. In Ordnung finden wir die Welt nur, weil ein Widerspruch gegen die Naturgesetze nie und nirgends erfolgen kann, und die Anordnung der Weltkörper und ihre Bewegungen diesen Gesetzen entsprechen. Die gegenwärtige Beschaffenheit des Weltalls ist nur ein vorübergehender Zustand in einer fortschreitenden Reihe von Veränderungen, in der von dem Eingreifen oder der Urheberschaft einer planmäßig handelnden Gewalt nichts zu bemerken ist. Während eine solche doch haushälterisch mit der vorhandenen Kraft verfahren müßte, sehen wir häufig genug die Naturgewalten in feindseligen Gegensatz treten, in blindem Kampf ihre Wirkungen gegenseitig aufheben. Der unermeßliche Weltraum wird zum Grab der Kräfte; Kälte und Stillstand aller Bewegung scheint das endliche Schicksal der Welt zu werden.

Sieht man von der Leibesbeschaffenheit und den ererbten Eigenschaften der lebenden Wesen ab, in welchen eine gewisse, aber keineswegs mustergiltige, übrigens mit Ausschluß jeder Absicht zu stande gekommene, Zweckmäßigkeit anerkannt werden muß, so läßt sich in der Welt, als Ganzes betrachtet, nichts finden, was als Gegenstand eines vernünftigen und zielbewußten Willens erkannt werden könnte. Warum die Welt besteht und für wen, warum unter den Millionen von Weltkörpern auch eine Erde, warum auf dieser für einen Augenblick in der wahren Weltgeschichte Wesen unserer Art, Menschen, leben und was dieselben für eine Bestimmung haben

ſollen, — das ſind Fragen, die vom Standpunkte der Zweckbetrachtung nicht beantwortet werden können. In der Natur gibt es keinen Zweck, ſo wenig wie Ordnung oder Unordnung, Weſentliches oder Unweſentliches, Schönes oder Häßliches, Nützliches oder Schädliches; ſo wenig wie auch Zufall, Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit — es gibt nur einfach ein Sein und Geſchehen und zwar als notwendiges Ergebnis natürlicher Urſachen. Alle jene Begriffe ſind nur Beziehungsformen unſeres Denkens, mittelſt deren wir die, ſonſt unüberſehbare, Fülle unſerer Erfahrungen ſondern oder in Zuſammenhang bringen oder ſonſt in irgend einer Weiſe auf einander beziehen; ſie beſtehen alſo nur in unſerem Denken, nicht im Seienden, und ſind ohne alle Verbindlichkeit für die Natur.

## VIII.

An früherer Stelle wurde bereits jener merkwürdigen Erscheinungen gedacht, welche die Kennzeichen des Lebens ausmachen. Während nun diese Erscheinungen in der Pflanze ohne besondere Vermittelung erfolgen und der Pflanzenkörper sich ihnen gegenüber vielmehr rein leidend verhält, treffen wir bei den höher organisierten Tieren eine in vielen Beziehungen ganz andere Art des Lebens an. Hier haben nämlich viele Lebenserscheinungen ihren nächsten Grund in der Thätigkeit gewisser, beweglicher Körperteile; diese Thätigkeit stellt sich als Wirkung von Reizen dar, welche besondere Organe auf jene Teile ausüben. Gewisse Reizaussendungen erfolgen ohne den Willen und gewöhnlich sogar ohne Wissen des Individuums; die daraus hervorgehenden Lebensthätigkeiten heißen deshalb — wegen ihrer Aehnlichkeit mit denen der Pflanze — vegetative; es gehören hierher namentlich die auf die Atmung, die Verdauung, die Säftebewegung und die Ausscheidung bezüglichen Verrichtungen, sowie die sogenannten Reflexbewegungen. Wir finden aber bei den höheren Tieren auch Organe, durch welche sie von den Zuständen und Zustandsveränderungen sowohl der Außenwelt, als des eigenen Leibes, Kenntnis erhalten; wir finden bei ihnen ferner die Fähigkeit, die durch die Sinneswahrnehmung erlangten Eindrücke weiter zu verarbeiten, zu denken und sich zu Bewegungen selbst zu bestimmen. Die Gesamtheit der Ursachen, auf welche sich die

Lebenserscheinungen in den höher stehenden Tieren — somit auch im Menschen — gründen, bezeichnen wir herkömmlich als Seele.

Was die Seele sei und wie man sie sich zu denken habe, ist eine Frage, welche die Philosophie und die Religionen seit Alters her lebhaft beschäftigt. Die christliche Philosophie des Mittelalters erklärte die Seele als eine einfache Substanz, d. h. als ein Wesen, dem jedoch körperliche Eigenschaften, wie: Ausdehnung, Härte, Farbe, Wärme u. s. w. nicht zukommen. Da nun alle Veränderungen an einem Wesen nur die Eigenschaften (Accidentien), nicht die Substanz selbst betreffen, sei die Seele etwas Unveränderliches, also auch Unvergängliches. Auch heute noch gilt nach christlichem Glauben die Seele als ein vom Körper verschiedenes Wesen, das nur vorübergehend einem Leib innewohne, so daß dieser nur als Organ zu betrachten sei, durch welches die Seele sich äußere. Diese selbst habe ein vom Leib getrenntes Schicksal und bestehe nach dem Zerfall des Leibes fort.

Der Substanzbegriff gehört unter jene, schon erwähnte, Gattung von Begriffen, denen nichts wirklich Vorhandenes entspricht. Die Substanz ist nur die gedachte, nicht wirklich vorhandene, Trägerin der Eigenschaften der Körper. Die Bezeichnung der Seele als „einfache Substanz" ist daher ganz unzulässig, denn es ist damit offenbar gar nichts gesagt; es gibt keine einfache Substanz, d. h. eine solche ohne Eigenschaften. Nach materialistischer Auffassung darf die Seele überhaupt nicht als etwas Dingliches vorgestellt werden; sie ist vielmehr nur ein Vermittelungsbegriff, dessen wir uns aus Gewohnheit und zur Erleichterung der Ausdrucksweise bedienen, der aber ohne Schaden auch entbehrt werden könnte; rühmt sich doch auch Schopenhauer, daß er sich in seinen Werken — ausgenommen, wo er Andere anführt — des Ausdruckes „Seele" nie bedient habe. In der sogenannten Seelenthätigkeit sehen wir vielmehr nur die unmittelbare Wirksamkeit der Nerven

und der hauptsächlich aus Nervenfäden und Nervenzellen zusammengesetzten Organe (großes und kleines Gehirn, verlängertes Mark, Rückenmark und sympathisches Nervensystem); Empfindung, Denken und Wollen sind an das Vorhandensein dieser Organe auf's Innigste gebunden und können ohne dieselben nicht zu stande kommen. Es gibt somit keinen Geist, keine Seele ohne Körper, und deren so gerne geglaubte Unsterblichkeit ist nur der Ausdruck der tief wurzelnden, menschlichen Abneigung gegen die Vernichtung unserer Persönlichkeit.

Je nach den verschiedenen Richtungen, in welchen die Vermögen der Seele sich äußern, legt man denselben verschiedene Bezeichnungen bei. Unter Geist versteht man im allgemeinen die Fähigkeit zum Erkennen, Denken und Streben; der Geist ist der thätige Bestandteil der Seele. Als Gemüt verhält sich die Seele vorzugsweise leidend; das Gemüt kann bezeichnet werden als die Erregbarkeit für Einwirkungen aus dem Gebiete der sittlichen Welt; es äußert sich daher hauptsächlich in unserer Stellung zu den Handlungen und Schicksalen anderer Menschen und überhaupt anderer, in irgend welcher Beziehung uns nahe stehender, Wesen oder Dinge. Im Gemüte wurzeln die Leidenschaften, welche ihr Gegengewicht in der mehr verstandesmäßigen Thätigkeit des Geistes haben. — Mit Verstand bezeichnet man das Vermögen rascher und richtiger Beurteilung der Vorgänge in der äußeren Welt und im eigenen Leben und ein darauf gegründetes Handeln; insofern sich das Urteilen und Handeln nicht auf einzelne Vorkommnisse bezieht, sondern sich auf das Allgemeine ausdehnt und als eine bleibende Fähigkeit auftritt, nennt man es Vernunft. Eine weiter gehende Scheidung beider Begriffe kommt im gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht vor; vielmehr werden beide häufig als gleichwertig angesehen. Jede weiter gehende Sonderung der beiden Begriffe ist eine willkürliche, und es ist namentlich unstatthaft, die Vernunft als etwas dem Verstande weit Ueberlegenes, insbesondere als die Fähigkeit zum Erfassen des Ueber-

sinnlichen und als solche nur dem Menschen, im Gegensatze zum Tiere zukommend, hinzustellen. Uebersinnliches vermögen wir überhaupt nicht zu erfassen; so weit man ein Uebersinnliches überhaupt gelten lassen will, bleibt es für unser Denken und Handeln doch ganz außer Betracht.

Die Erscheinungen des Seelenlebens bilden den Gegenstand einer besonderen Wissenschaft: der Seelenlehre oder Psychologie, welche indessen erst in dürftigen Anfängen vorhanden ist. Die bis in die Gegenwart vorherrschende Auffassung der Seele als eines vom Leibe verschiedenen, eigenartigen Wesens entzog einem gründlichen, wissenschaftlichen Studium den Ausgangspunkt, und wenn auch in neuerer Zeit der Glaube an die Uebernatürlichkeit der Seele einer strengeren Betrachtung weichen muß, so wird der Fortschritt der Psychologie doch durch die eigentümlichen Schwierigkeiten aufgehalten, welche sich der Beobachtung auf diesem Gebiete entgegenstellen.

Als Aufgaben der Psychologie lassen sich im allgemeinen bezeichnen: die Untersuchung der Seelenvermögen, die Zustandsveränderungen der Seele und deren Ursachen, sowie überhaupt die Ermittelung der im Seelenleben herrschenden Gesetze. Von den Seelenvermögen werden gewöhnlich dasjenige der Sinneswahrnehmung und des Denkens in einem besonderen Teile der philosophischen Wissenschaft — der Erkenntnislehre — behandelt, so daß der Psychologie die Untersuchung eines dritten Vermögens, des Willens, erübrigt. Hieran reihen sich Betrachtungen über jene Handlungsantriebe, die mit dem aus verstandesmäßiger Ueberlegung hervorgehenden Wollen nichts gemein haben, sondern sich als angeborener Drang — Triebe — oder als heftige Gemütsbewegungen — Leidenschaften — darstellen. Einen anderen Zweig der Psychologie bilden die Untersuchungen über die Seelenstörungen und deren Ursachen.

Unter Trieb verstehen wir ein in der menschlichen (und tierischen) Natur angelegtes Verlangen zur Ausübung gewisser Thätigkeiten. Den Antrieb zu solchen Handlungen, welche

ohne Anleitung und offenbar ohne Kenntnis des Erfolges ausgeübt werden, gleichwohl aber zur Erhaltung des Individuums und seiner Art im höchsten Grade nützlich, ja unentbehrlich, sind, nennt man *Instinkt*, ohne daß sich zwischen Trieb und Instinkt eine scharfe Grenze ziehen ließe. Beim Menschen kann von instinktmäßigen Handlungen wohl nur im Kindesalter die Rede sein, und auch in diesem haben sie jedenfalls nur geringen Umfang; die Saugbewegungen des Säuglings sind hierher zu rechnen. Nach Ueberschreitung des Kindesalters ist beim Menschen eine klare Kenntnis des Erfolges triebmäßiger Handlungen gewöhnlich vorhanden und man bezeichnet daher das Verlangen nach Nahrung, Freiheit, Gesellschaft u. s. f. nicht als instinktmäßig. Je nach dem Ziel, auf welches sie gerichtet sind, unterscheidet man verschiedene Triebe, unter denen der zur *Selbsterhaltung* und der zur *Fortpflanzung* die wichtigsten sind und die ganze Tierwelt durchziehen. Daneben unterscheidet man noch einen *Freiheits*, einen *Gesellschafts-*, *Nachahmungs-* und *Vervollkommnungstrieb*, ferner einen *Glückseligkeitstrieb*, welcher insofern als oberster aller Triebe bezeichnet werden kann, als alle übrigen diesem gegenüber sich wie Mittel zum Zwecke verhalten.

Die Triebe fallen, ebenso wie die Leidenschaften, unter den Gesichtspunkt jener Art von Zweckmäßigkeit, welche an früherer Stelle bereits besprochen worden ist. Sie bilden eine wichtige und notwendige Grundlage unseres Bestehens, unserer körperlichen und geistigen Entwickelung und der Lebensgenüsse. Sie drängen sich in unsere Entschlüsse ein und können unter Umständen, beim Auftreten starker Reize, eine Macht erlangen, welche andere Bestimmungsgründe überwältigt.

Eine ähnliche Gewalt über unser Fühlen, Denken und Wollen vermögen die *Leidenschaften* zu erlangen, deren Bedeutung in der Sprache der meisten Völker schon in der Bezeichnung gegeben ist. Wir verstehen darunter Gemütsbewegungen, welche eine solche Steigerung zu erlangen vermögen,

daß sie unser Empfinden, Denken und Begehren beherrschen und der Wille ihnen gegenüber leidend wird. — Eine vortreffliche Untersuchung über die Leidenschaften verdanken wir Spinoza. Getreu seiner Weltanschauung, welche von den Vorgängen im Weltall, wie im Menschenschicksal, Zufall, Zweck und Willkür ausschloß, betrachtete er auch die Leidenschaften als Naturkräfte, welche bei Eintritt der Bedingungen, an welche sie geknüpft sind, mit Notwendigkeit auftreten und in ihrer Wirkungsweise bestimmten Gesetzen folgen, gerade so, wie die Erscheinungen in der äußeren Natur. Je nach ihrer Wirkung unterschied er die Leidenschaften in solche, welche das Wesen des Menschen steigern, und in andere, welche es herabstimmen. Zu den ersteren gehören hiernach: Freude, Liebe, Hoffnung, Begeisterung, Ehrgeiz, Zorn; zu den letzteren: Trauer, Furcht, Schwermut, Sehnsucht, Verlegenheit, Mitleid u. s. f. Andere Schriftsteller nehmen andere Einteilungsgründe an.

Da die Leidenschaften einer Steigerung fähig sind, in welcher sie die von Verstand und Gewissen gezogenen Schranken durchbrechen und den Willen vollständig in ihren Dienst zwingen, vermögen sie den Menschen zu Handlungen zu verleiten, durch welche er sein Wohl oder selbst sein Dasein gefährdet oder die Gebote der Vernunft und Sitte verletzt. Eine kurzsichtige Sittenlehre hat aus diesem Grunde von jeher die Leidenschaften als verwerfliche Schwächen und Verirrungen des Gemütes betrachtet und deren Unterdrückung und Ausmerzung empfohlen. Schon im Altertum fand diese Ansicht Vertreter unter den Stoïkern und in der neueren Zeit glaubte der eben genannte, große Denker Spinoza, daß jene leidenschaftlichen Regungen, welche nach seiner Aufstellung herabstimmend auf unser Wesen wirken, durch den Verstand beseitigt werden könnten und sollten. Die Bekenner dieser Meinung übersehen, daß die Leidenschaften zwar häufig den Ursprung unkluger oder selbst verwerflicher Handlungen bilden,

daß sie aber gewiß auch mindestens eben so häufig zum Quell großer und edler Thaten werden. Nur die Ausschreitungen der Leidenschaften wirken verderblich; im Uebrigen sind sie, wie die Triebe, notwendige Grundlagen unseres Gedeihens; sie sind die wohlthätigen Regler des gesellschaftlichen Lebens, welche immer und überall da auftreten, wo durch natürliche oder menschliche Eingriffe die Ordnung gestört wird, auf welcher die Wohlfahrt des Einzelnen oder der Gesellschaft beruht oder wo gute und würdige Ziele ein kräftiges Handeln erfordern. Jedes große Unglück fordert das Mitleid, fremdes Unrecht den Zorn, eigenes die Reue, edle Handlungen den Beifall der Begeisterung heraus. Furcht ist ein Schutzmittel gegen Gefahr; der Ehrgeiz treibt zu großen, Achtung erweckenden Handlungen an. Selbst die geächteten Leidenschaften des Neides, der Eifersucht und der Rachsucht erscheinen als Hüter des Rechtes gegen Verletzung. Der Leidenschaften unaufhörlicher Wechsel, ihre Verknüpfung und Trennung, ihr Steigen und Sinken erfüllen das Dasein mit belebender Wärme, erzeugen die farbenreichen, vielgestaltigen, in beständiger Veränderung und Ablösung begriffenen Erscheinungen im gesellschaftlichen Bestand und beeinflussen in hohem Grade den Lauf der Geschichte. Sie sind der Sauerteig des Lebens; sie bilden die gewaltigen Triebkräfte, ohne welche niemals wahrhaft Großes geschaffen worden wäre. Eine Menschheit ohne Leidenschaften gliche einer Gesellschaft von Automaten. Die gänzliche Unterdrückung der Leidenschaften schafft keine Veredelung, sondern eine Verzerrung der menschlichen Natur.

Unter Begehrungsvermögen oder Wille verstehen wir die Fähigkeit des Menschen, sowohl sein Denken bestimmten Dingen zuzuwenden, als namentlich auch, selbständig Handlungen vorzunehmen, von denen er eine bestimmte Wirkung erwartet. Das Kennzeichnende der willkürlichen Handlungen liegt darin, daß sie mit Bewußtsein und Absicht erfolgen. Solche Handlungen, die sich als bloße Reflexwirkungen

darstellen (z. B. das Vorstrecken der Hände beim Fallen, das Schließen der Augenlider beim Eindringen eines Staubkörnchens in's Auge) oder bei aufgehobenem Bewußtsein erfolgen, gehören somit nicht hierher.

Das Wollen erfolgt also nach Gründen, welche nichts Anderes sind, als die vorgestellten Ziele von Handlungen. Oftmals verhalten sich Gründe gegensätzlich, indem manche zum Ausführen einer Handlung antreiben, andere davon abhalten. Dem Wollen geht dann eine Ueberlegung voraus, welche zutreffend als Erwägen, d. i. ein Abwägen der einander entgegenstehenden Gründe, bezeichnet wird, denn sie gleicht in der That dem Spiel einer Wage, deren eine Schale mit den Gründen für, deren andere mit den Gründen gegen die Handlung belastet wird. So wie das Spiel der Wage unentschieden bleibt, während wir neue Gewichte ein Mal auf die eine, das andere Mal auf die andere Schale aufsetzen, so schwankt auch unser Wille, so lange durch das Denken neue Gründe beider Arten herbeigeführt werden; erst das Sinken einer Wagschale unter dem Uebergewicht ihrer Belastung bestimmt die Entscheidung. Der Wille wird also durch die schwerst wiegenden Gründe bestimmt.

Willensfreiheit in dem Sinne der Unabhängigkeit unseres Wollens von bestimmenden Gründen kann es hiernach nicht geben. Die Meinung, man habe in irgend einem Falle so oder anders handeln können, beruht in Unkenntnis oder unrichtiger Schätzung des Umfanges und der Bedeutung der, zu einer bestimmten Entscheidung veranlassenden Gründe, und wenn man in einem zweiten, anscheinend gleichen oder ähnlichen Falle anders handelt, als in einem früheren, geschieht es, weil Zahl, Art und Gewicht der Gründe eine Veränderung erlitten haben. Selbst die Absicht, die vermeintliche Unabhängigkeit des Willens zu beweisen, kann ein Entscheidungsgrund werden, welcher andere Gründe überwiegt. In Wirklichkeit folgen wir immer dem stärksten Antriebe.

Die Lehre von der Gebundenheit des menschlichen Willens, der Determinismus, fand schon im Altertume Vertreter und zu ihr bekennen sich ganze Völker und Religionen; aber erst in der neueren Zeit und unter den europäischen Völkern erlangte sie eine klare, Vernunft und sittliches Gefühl befriedigende Gestalt, in welcher sie allmählich in unsere Anschauungen und in unsere Gesetzgebung eindringt. Die Stoïker betrachteten, so wie die dem Fatalismus huldigenden Orientalen auch heute noch, das Schicksal eines jeden Menschen von einer höheren Macht vorgezeichnet und die, weder mit unserem Rechtsgefühl, noch mit dem religiösen Glauben an die Güte Gottes vereinbare, düstere Prädestinationslehre Calvins sieht in allen menschlichen Handlungen, den guten wie den schlimmen, den Ausfluß des göttlichen Willens; was aber Gott nicht abhält, die böse handelnden Menschen, obwohl nur Werkzeuge und Ausüber seines Willens, zu bestrafen.

Erst die richtige Würdigung des Kausalitäts-Gesetzes gab dem Determinismus eine natürliche, vernunftgemäße Grundlage. Mit der Ueberzeugung von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens war der Glaube an Willkür unvereinbar. Nach Spinoza halten sich die Menschen für frei, weil sie die Gründe ihres Willens nicht kennen. Er vergleicht einen sich frei wähnenden Menschen mit einem in die Luft geworfenen Stein, welcher, wenn er plötzlich zum Bewußtsein seiner selbst käme, seine Bewegung für eine willkürliche hielte, weil er deren Ursache nicht kennt. Viele hervorragende Denker nach Spinoza stellen ebenfalls die Willensfreiheit in Zweifel oder Abrede. Nach Kant kann die Willensfreiheit ebensowenig wie die Unsterblichkeit und das Dasein Gottes bewiesen werden; er nimmt sie nur an als Forderung (Postulat) der „praktischen Vernunft", als Grundlage seiner Sittenlehre. — Der Materialismus, welcher auch die geistigen Vorgänge aus den, in der ganzen Welt giltigen, Gesetzen zu erklären sich bemüht, kann selbstverständlich und grundsätzlich Willkür ebensowenig wie Zufall anerkennen.

Seine beste Stütze findet aber der Determinismus in den Erscheinungen des täglichen Lebens. Wir alle wissen von uns selbst, in wie hohem Grade körperliche und Gemütszustände — aber auch äußere Ursachen — unsere Stimmungen, Neigungen, unser Begehren und Verlangen beeinflussen. Schwere Krankheit, große Körperschwäche machen den Jähzornigen sanft und geduldig; Mangel und Machtlosigkeit den Stolzen demütig; dringende Not den Unbescholtenen zum Verbrecher; das Gefühl von Gesundheit und Kraft reizt zu Uebermut, das Bewußtsein großen Machtbesitzes zu Hochmut. Ebenso ist bekannt, wie sehr Nahrung, Klima, Erziehung, Beschäftigung, Gesellschaft und andere Lebensumstände auf den Charakter der Menschen einwirken; in überzeugender Weise hat namentlich der englische Geschichtschreiber Buckle den Einfluß nachgewiesen, welche jene äußerlichen Bedingungen auf den Charakter, die Sitten, die Bildung und den Fortschritt der einzelnen Völker, und somit auf den Gang der Geschichte ausüben. Ob Charaktereigenschaften, insbesondere der Völker und Rassen, sich durch die Geburt allein schon vererben, bleibt zweifelhaft; daß sie aber, unter Mitwirkung der Erziehung und der gesellschaftlichen Sitten, sich viele Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht weiter pflanzen, ist eine Thatsache der Geschichte und der allgemeinen Erfahrung. Die herrschende Meinung schreibt den Menschen je nach ihrem Volkstum, ihrem Stand und Beruf gewisse Eigentümlichkeiten der Gesinnung und der gewohnheitsmäßigen Handlungen zu; man erwartet von einem Engländer, einem Italiener, einem Griechen in bestimmten Fällen eine bestimmte Handlungsweise; man räumt damit ein, daß der Engländer, Italiener oder Grieche so wollen muß, wie er will, und wäre erstaunt, wenn er anders handelte, als man im voraus glaubte. In ähnlicher Weise beurteilen wir häufig den Angehörigen irgend eines anderen Volkes, noch bevor wir ihn persönlich kennen gelernt haben; aber auch die Angehörigen verschiedener Berufsstände. In einem besonderen Falle erwarten

wir z. B. von einem Gelehrten eine andere Handlungsweise als von einem Geschäftsmanne; von einem Rechtsanwalt eine andere als von einem Handwerker. Die Geschwätzigkeit der Bartscheerer war schon bei den alten Griechen sprichwörtlich, wie die Sage vom König Midas beweist; bei Matrosen und Fuhrleuten wird man nicht Geduld und Sanftmut suchen; bei Reit-, Fecht- und Schwimmlehrern nicht die Höflichkeit des Kellners oder des Ladengehilfen.

Aber auch die Statistik weist nach, daß die scheinbar willkürlichsten Handlungen der Menschen von bestimmten Gesetzen beherrscht werden. So wie in einem Lande unter sonst gleichbleibenden Umständen die Zahl etwa der Feuersbrünste, der Zusammenstöße auf Eisenbahnen, Schiffbrüche oder Geburten und Todesfälle von Jahr zu Jahr, sich ziemlich gleich bleibt, so auch die Zahl der Eheschließungen, der Selbstmorde, der verschiedenen Arten von Verbrechen, der milden Stiftungen u. s. f. Wenn Abweichungen von der Regel vorkommen, so lassen sich gewöhnlich auch deren Ursachen nachweisen. So zeigt sich z. B. überall, daß nach verheerenden Kriegen oder Seuchen die Zahl der Ehen und somit der Geburten stark zunimmt, wodurch der Verlust an Bevölkerung manchmal bald wieder ausgeglichen wird.

Die überwiegende Mehrheit der Menschen glaubt allerdings an die Freiheit des Willens und hält sie für etwas ganz Selbstverständliches. Die Verteidiger der Willensfreiheit berufen sich auf das Selbstbewußtsein, welches uns die Freiheit der Wahl zwischen Begehen und Unterlassen einer Handlung bezeuge. Auf das Irrtümliche dieser Meinung ist schon früher hingewiesen worden. Sie berufen sich ferner auf die Gefühle der Befriedigung oder der Reue nach vollbrachter That und auf unsere Vorsätze bezüglich künftiger Handlungen und behaupten, daß solche Gefühle und Vorsätze nur aus dem Bewußtsein der Willensfreiheit erklärt werden können. Sie behaupten ferner, daß der Mangel der Willensfreiheit die Zu-

rechnung aufhöbe, daß es in diesem Falle weder Verdienst noch Schuld gäbe, daß wir dann kein Recht hätten, gute Handlungen zu beloben und zu belohnen, schlechte zu tadeln und zu bestrafen; daß aber — etwa vereinzelte Theoretiker ausgenommen — alle Menschen, selbst die Leugner der Willensfreiheit, die Handlungen ihrer selbst und ihrer Mitmenschen wie aus freiem Willen hervorgegangen beurteilten und somit die Willensfreiheit thatsächlich anerkennten. Anerkennung der Willensfreiheit sei übrigens die notwendige Grundlage eines gesitteten und geordneten Gesellschaftszustandes; ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit für begangene Handlungen wäre dem Verbrechen keine sittliche Schranke mehr gesetzt, würde niemand mehr zu guten Handlungen sich angespornt fühlen; alles kräftige Handeln, aller Fortschritt müßte aufhören, sobald die Menschen glaubten, durch ihr Wollen und Handeln keinen Einfluß auf ihr Schicksal üben zu können.

Um diese Versuche zum Beweis der Willensfreiheit gehörig würdigen zu können, müssen wir zunächst auf die Art und Herkunft der Bestimmungsgründe unseres Handelns zurückgreifen. Der letzte Grund aller unserer Handlungen ist das Streben nach *Glückseligkeit*, bestehend in Lustgefühlen, welche durch die Befriedigung von Trieben und Leidenschaften gewährt werden. Der Weg zu diesem Ziele wird uns durch den Verstand vorgezeichnet. Entweder kommt für unser Wollen nur *ein* Lustgefühl in Betracht und dessen Erstrebung wird nicht durch Rücksichten auf ein anderes Lustgefühl gestört, oder aber wir haben uns zwischen mehreren Lustgefühlen zu entscheiden, in welchem Falle das — ursprünglich ebenfalls aus verstandesmäßigen Einsichten hervorgegangene — *Sittengesetz* in Wirksamkeit tritt. Nur im letzteren Falle haben wir also zu *wählen*; nur in diesem Falle können wir sittliche Vorschriften verletzen; im ersteren Falle aber sind die Gebote des Verstandes *zwingend* und Handlungen dieser Art sind daher vom sittlichen Standpunkt gleichgiltig.

Wenn jemand beim Bau seines Hauses unter mehreren Gattungen Bausteinen eine auszuwählen hat, wird er in seiner Vorstellung die Festigkeit, Wetterbeständigkeit, Leichtigkeit der Bearbeitung, Preis, Leichtigkeit des Bezuges, Aussehen u. s. w. der verschiedenen Gattungen miteinander vergleichen und sich für diejenige entscheiden, welche ihm nach seiner Meinung die größten Vorteile und die geringsten Nachteile in Aussicht stellt. Auch der eifrigste Verteidiger der Willensfreiheit wird zugeben müssen, daß er in einem solchen Falle immer und ganz gewiß den Geboten des Verstandes folgt; niemand wird, wo er durch sittliche Vorschriften nicht gebunden ist, mit Wissen und gesunden Sinnen gegen sein Wohl handeln; der Wille folgt hier unzweifelhaft und unbestreitbar den stärksten Antrieben; Willkür kann hier nicht bestehen. Wenn nun aber nachträglich der Erfolg den Erwartungen widerspricht, welche unseren Entschluß bestimmten, so wird trotz mangelnder Willensfreiheit uns ein Gefühl der Reue überkommen, das unter besonders ungünstigen Umständen einen hohen Grad der Heftigkeit erreichen und zu quälenden Vorwürfen gegen uns selbst führen kann. Die meisten Menschen kennen aus Erfahrung das schmerzliche Gefühl, das uns befällt, wenn das Vertrauen, das wir in die Redlichkeit, den Fleiß oder die Klugheit eines anderen Menschen setzten, von diesem verletzt wird, trotzdem wir im Augenblicke unserer Entscheidung so wollen mußten, wie wir wollten, weil wir damals den guten Eigenschaften jenes anderen vertrauten; sonst hätten wir uns ja anders entschlossen.

Umgekehrt tritt bei gutem Ausgang ein Gefühl der Befriedigung ein, das sich bei geistig kurzsichtigen, eiteln Menschen zu Selbstüberhebung steigern kann, trotzdem sie vor ihrem Gewissen sich nicht ein Verdienst hinsichtlich der Auswahl der Mittel beimessen können.

Aus den Gefühlen der Befriedigung oder Reue kann demnach Willensfreiheit nicht gefolgert werden, denn sie treten auch da auf, wo eine Freiheit der Wahl gar nicht gedacht

werden kann, und werden überhaupt vorwiegend durch den Erfolg, nicht durch den Antrieb unserer Handlungen hervorgerufen. Eine in bester, wohlwollendster Absicht unternommene Handlung kann peinliche Reue verursachen, wenn sie etwa ein großes Unglück herbeiführt, während eine leichtsinnige Handlung oder Unterlassung, die anderen Menschen einen großen Nachteil hätte bereiten können, in den meisten Fällen dem Urheber oder Unterlasser keine Reue bereitet, wenn keine schlimmen Folgen eintreten.

Ebenso wenig können die Vorsätze als ein Beweis für Willensfreiheit gelten. Sie stammen meistens aus der Erfahrung und können bezeichnet werden als ein auf künftige Fälle bezogenes Wollen. Vorsätze können einen starken und ausschlaggebenden Beweggrund in unseren Entscheidungen bilden; aber gerade der Umstand, daß sie häufig nicht ausgeführt werden, beweist die Abhängigkeit unseres Wollens von Gründen. Wäre es frei, so müßte jeder Vorsatz auch ausgeführt werden.

Auch die Ueberlegung wird als Zeugnis der Willensfreiheit von deren Verfechtern angeführt. Und doch läßt sich kaum eine bessere Widerlegung der Willensfreiheit denken, als die Ueberlegung sie bietet; denn indem wir überlegen, bekennen wir ja, daß wir in unserer Entscheidung uns nach bestimmten Gründen richten, und wollen erst durch das Denken alle Gründe herbeiführen, welche die Entscheidung beeinflussen können.

Gäbe es Willensfreiheit, so wäre alle Ueberlegung überflüssig, und ebensowenig könnten andere durch Beibringen von Gründen auf unsere Entscheidung einwirken; alles Zureden, alle Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten wären vergeblich. Wir könnten keinen Plan ausführen, dessen Gelingen sich auf menschliche Handlungen stützt, weil wir nicht mehr erwarten dürften, daß andere Menschen, ja daß wir selbst, auf bestimmte Anreize in bestimmter Weise handelten. Die Menschen würden in ihrem Thun und Lassen ganz unberechenbar und jede Einwirkung auf ihren Willen wäre unmöglich.

Als vermeintlich stärkster Beweis für die Freiheit des Willens wird noch vorgebracht, daß unsere Beurteilung sittlicher Handlungen sich auf die Willensfreiheit stütze, daß es ohne diese weder Verdienst noch Schuld, weder Tugend noch Laster gebe, daß es ein Widerspruch und geradzu grausam wäre, Menschen wegen Handlungen zu bestrafen, welche sie gezwungen, ohne Zuthun freien Willens, ausübten; daß aber auch die Leugner der Willensfreiheit die Berechtigung der Zurechnung sittlicher Handlungen anerkennten und anerkennen müßten, wenn sie nicht die sittlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zerstören und diese in einen Zustand der Barbarei zurückwerfen wollten. Man übersieht dabei, daß die Anerkennung, Achtung, ja selbst begeisterte Ehrerbietung, die wir einer Gruppe sittlicher Handlungen entgegenbringen, ebenso wie die Abscheu und Verachtung, die wir gegen andere hegen, Gefühle und Leidenschaften sind, die weder von unserem eigenen Willen abhängen, noch als Beweise für die An- oder Abwesenheit in anderen dienen können, daß sie vielmehr mit Notwendigkeit in uns auftreten, sobald sie durch bestimmte Ursachen in uns hervorgerufen werden. Diese Gefühle und Leidenschaften, die im Sittengesetze zum Ausdrucke gelangen, sind wohlberechtigt; denn sie bilden Bestimmungsgründe in der Ueberlegung und sind die Regler unseres sittlichen Verhaltens. Wir halten darum die Zurechnung aufrecht; aber unser zustimmendes oder mißbilligendes Urteil wendet sich an die Einsicht; hier setzen wir den Hebel an, wenn wir auf den Willen einwirken. Trotz Gebundenheit des Willens verfolgen und bestrafen wir die schlechten Handlungen, denn eben durch die Androhung eines Uebels wollen wir auf die Entscheidung der Menschen einwirken; würden die Strafen für Verletzung der Gesetze aufgehoben, so würden wichtige Bestimmungsgründe beseitigt, welche die Menschen von der Verübung des Verbotenen abhalten sollen. Ebenso wirken die wohlthuenden Gefühle, welche im Gefolge guter Handlungen eintreten und —

je nach Umständen — nur aus der Zufriedenheit mit uns selbst oder auch aus der uns gezollten Achtung anderer entspringen, als starke Triebfedern auf unsere Entschlüsse ein; fielen diese Gefühle weg, so würden gewiß auch viele Handlungen unterbleiben, welche Entbehrung und Anstrengung zu gunsten anderer erfordern.

Jenen, welche glauben, unsere Beurteilung der menschlichen Handlungen nach ihrem sittlichen Wert setze die Freiheit des Willens voraus, kann entgegen gehalten werden, daß wir ja auch viele Tiere wegen ihrer Eigenschaften hassen oder verachten, andere loben, wiewohl wir wissen, daß jene Eigenschaften vom Wesen der betreffenden Tiere ganz unzertrennlich sind und mit freiem Willen nichts gemein haben. Wir hassen am Tiger oder Marder den Blutdurst, machen der Katze Grausamkeit und Falschheit zum Vorwurf; wir schätzen den Hund wegen seiner Anhänglichkeit und Treue, verachten den Hasen wegen seiner Feigheit; wir empfinden einen tiefen Widerwillen gegen Schmarotzer, trotzdem wir wissen, daß den genannten Tieren jene Eigenschaften von Natur aus zukommen und daß sie deren bleibende Merkmale bilden. Ebenso sprechen wir von sanftmütigen, heftigen oder leichtsinnigen Menschen, in dem Bewußtsein, daß diese Eigenschaften ihnen dauernd anhaften; wir erwarten mit Sicherheit, daß sie in gewissen Fällen in bestimmter Weise handeln werden, welche Erwartung doch bei Vorhandensein von Willensfreiheit ganz haltlos wäre.

Durch die Leugnung der Willensfreiheit werden die Grundlagen der sittlichen Ordnung nicht verändert. Wenn auch die Ueberzeugung von der Abhängigkeit unseres Willens von inneren und äußeren Gründen immer mehr an Verbreitung gewinnt, so wird sie doch die Menschen nie abhalten, ihre Wohlthäter zu ehren, die Tugend zu preisen, das Laster zu ächten und die Störer ihres Friedens und der gesellschaftlichen Ordnung zu verfolgen und büßen zu lassen. Das Verlangen nach Wiedervergeltung guter oder schlechter Handlungen anderer

gegen uns, die Gefühle der Befriedigung oder der Reue über unsere eigenen Handlungen bleiben auch ohne Willensfreiheit in uns wirksam, ebenso die Vorsätze, welche eine Richtschnur für künftiges Thun und Lassen bilden sollen. Wohl aber wird die Einsicht in die Gebundenheit des Willens dazu beitragen, unser Urteil über schlechte Handlungen unserer Mitmenschen milder und versöhnlicher zu stimmen. Die gesittete Gesellschaft wird auch fernerhin die Feinde ihrer Wohlfahrt und die Verletzer ihrer Gesetze bekämpfen, schon um ihrer Sicherheit und ihrer Würde willen; aber die Buße, die sie verhängt, wird nicht gegen die Person des Verbrechers, sondern gegen die Verirrung seines Willens sich richten; die Strafe soll nicht planlos verwunden, sie soll heilend wirken und die Gesundheit des sittlichen Zustandes zum Ziele haben; sie soll in Anwendung gebracht werden mit jenem Gefühle menschlicher Teilnahme, die wir auch dem Kranken zollen, bei dem ja auch oft für ihn schmerzliche Mittel angewendet werden, um ihm das Leben zu erhalten und die Gesundheit zurück zu geben. Die wohlthätige Wirkung dieser Auffassung äußert sich auch jetzt schon unverkennbar. Jene rohen, grausamen, martervollen Strafen, mit welchen das Altertum und namentlich das christliche Mittelalter wirkliche oder vermeintliche Verbrechen belegten, sind aus unserer heutigen Gesetzgebung beseitigt. Man beginnt die Lehre der Geschichte zu beachten, wonach die Gesetze für Recht und Sitte kein unveränderliches Maß bilden, sondern im Laufe der Zeiten bedeutende Aenderungen erleiden; man erinnert sich der Fehlbarkeit unseres Urteils und trägt einigermaßen den Umständen Rechnung, welche in den einzelnen Fällen znm Zustandekommen eines verbrecherischen Willens beitrugen.

Ein abscheuliches und widerwärtiges Ueberbleibsel mittelalterlicher Strafweise hat sich leider in der Todesstrafe bis in unsere Zeiten erhalten. Daß die Todesstrafe mit der Leugnung der Willensfreiheit und einer darauf gegründeten An-

schauung über Berechtigung, Art und Zweck der Strafe sich niemals vereinbaren läßt, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Auch im tiefst gesunkenen Missethäter muß die Menschheit noch ein Glied ihres Körpers erkennen und darf die Bemühung nicht aufgeben, den Verirrten auf die Bahn des Guten zurückzuführen. Ist er doch nur das Werkzeug von Gewalten, welche nach dem natürlichen Laufe der Dinge unaufhaltsam und unfehlbar ihr Ziel treffen! In einer menschenfreundlichen, edelsinnigen Gesetzgebung darf die Todesstrafe keinen Platz finden, und die Bekämpfer dieser rohen, aus ungezügeltem Rachedurst entspringenden Strafart dürfen nicht ablassen, ihre Beseitigung zu verlangen. Ueberhaupt halten wir, allem Spott zum Trotz, die Hoffnung aufrecht, daß die Menschheit einst jene Stufe sittlicher Veredlung erreiche, auf welcher sie die Vernichtung von Menschenleben, in welcher Form immer, also auch den Krieg, aus den Mitteln zur Erreichung ihrer Zwecke beseitigt.

Der Charakter eines Menschen ist zum wesentlichsten Teil das Erzeugnis seiner Umgebung. Der bekannte Geschichtsschreiber Johannes Scherr sagt von Robespierre, daß derselbe, zwei Jahrhunderte früher und in Spanien geboren, einen Inquisitor vom Schlage Torquemada's abgegeben hätte; wir dürfen noch weiter gehen und behaupten, daß er unter wieder anderen Umständen zu einem Cato oder Perikles geworden wäre. Frankreichs hochgefeierter König Heinrich IV. war ein so geschickter und leidenschaftlicher Taschendieb, daß er, nach seinem eigenen Ausspruche, am Galgen geendet hätte, falls er nicht König geworden wäre. So gleicht das menschliche Gemüt dem bildsamen Thon, der, dem Wind und Wetter preisgegeben, zu Staub und Kot wird, aus dem aber die Hand des Künstlers herrliche Göttergestalten zu formen vermag.

Ehrenmann und Missethäter sind aus dem gleichen Stoffe geschaffen, und nicht freier Wille, sondern die Macht der äußeren Umstände hat sie zu dem gemacht, was sie sind.

Arbeit, Bildung und Wohlstand veredeln unser Gepräge; Müßiggang, Armut und Unwissenheit*) entstellen es; namentlich aber sind es Gelegenheit und Reiz zu bestimmten Handlungen, welche über Charakter und Schicksal der Menschen entscheiden. Viele sind nur darum ehrenhaft, weil ihnen die Nötigung zum Verbrechen fern bleibt, während andere, die unter veränderten Umständen an der Spitze der Gesellschaft stünden, in sittliches Elend versinken, weil sie der unaufhörlichen Versuchung nicht zu widerstehen vermochten.

Diese Thatsachen weisen auf Einrichtungen hin, welche die Gesellschaft sich zu geben hat, um Laster und Verbrechen in ihrer Mitte auf's äußerste Maß herabzusetzen. Die Gerechtigkeit und die allgemeine Wohlfahrt der Gesellschaft erheischen einen Gesellschaftszustand, durch welche Neigung und Gelegenheit zu verbrecherischen Handlungen nach Möglichkeit beseitigt werden und von welcher im sechzehnten Abschnitte ein Bild zu entwerfen versucht wird.

Zum mindesten und in jedem Falle hat eine menschenfreundliche Gesinnung im staatlichen Leben darnach zu streben, nach Möglichkeit dem Verbrechen vorzubeugen, um sich dessen Bestrafung zu ersparen. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe wird von hochsinnigen und edeldenkenden Geistern schon in ihrem vollen Umfange erkannt, aber zu ihrer Lösung ist leider noch wenig geschehen. Ein unseliges Verhängnis zieht immer wieder die Menschheit von ihren eigentlichen Zielen ab und lenkt ihren Sinn zur Schmälerung und Zerstörung ihrer eigenen

*) Welch' tiefgreifenden, wohl nur von den Wenigsten richtig geschätzten Einfluß die Geistesbildung auf Charakter, Gesinnung, Lebensstellung und Schicksal üben, zeigt die nachfolgende Thatsache. Von den im Jahre 1886 in Oesterreich wegen Verbrechen verurteilten männlichen Personen hatten 33.4%, von den weiblichen sogar 43.3% gar keinen Schulunterricht genossen, und 54.5%, beziehungsweise 43.8% hatten nur lesen und schreiben gelernt. Zugleich lehrt diese Thatsache auch noch, wie viel Unglück und Verbrechen schon durch ganz einfache Mittel verhütet werden könnten.

Wohlfahrt. — Von Wahnwitz geblendet, suchen die Völker der Gegenwart ihre Größe in äußerer Macht, im Glanze ihrer Waffen, in menschenmordenden Schlachten und in der Demütigung ihrer Nachbarvölker. Aber dennoch blickt unsere Hoffnung aus nach einem helleren Zeitalter, welches jene, unsere Kultur entstellenden Schandmale beseitigen und die geistigen und sittlichen Kräfte der Menschheit zu Schöpfungen von Werken des Friedens und der Eintracht vereinigen wird. Unser Vertrauen ruht auf dem geistigen Fortschritte des Menschengeschlechtes; von der Vertiefung und Läuterung unseres Wissens und der Erreichung edlerer Gesellschaftsformen erwarten wir, was die Glaubenslehren aller Religionen und die Bestimmungen aller Gesetze bis jetzt nicht vermochten: die Herstellung eines Zustandes in der menschlichen Gesellschaft, dank welchem alle in ihr schlummernden Keime zu großen und edeln Leistungen zur vollen Entfaltung gedeihen, auf daß jedem einzelnen ihrer Mitglieder die Güter des Lebens in einer Fülle und Reinheit zu teil werden, wie es unter menschlichen Verhältnissen nur als möglich gedacht und gefordert werden kann.

## IX.

So, wie vielen Tieren von Natur aus eine Neigung innewohnt, in Gesellschaft mit anderen Wesen ihrer Art zu leben, in manchen Fällen sogar geordnete staatliche Vereinigungen zu bilden, so ist auch im Menschen ein angeborener Drang zum Umgang mit seines Gleichen vorhanden. Gewiß äußerst selten sind die Fälle, wo Menschen freiwillig den Umgang mit menschlicher Gesellschaft gänzlich unterlassen; wir vernehmen zwar, daß in früheren Zeiten manchmal fromme Schwärmer in Wüsten und Wäldern ein einsames Dasein als Einsiedler führten; doch liegt eine solche Absonderung weit ab von den natürlichen Neigungen geistig gesunder Menschen. Im allgemeinen wirkt der Geselligkeitstrieb in den Menschen so kräftig, daß wir annehmen dürfen, dieselben haben von jeher, wann und wo immer es ihnen möglich war, den Verkehr mit ihres Gleichen gepflegt. Dabei mußten sie bald ausfinden, daß sie durch das Leben in Gesellschaft nicht nur einem natürlichen Drange genügten, sondern daß sie auch durch die Vereinigung ihrer Kräfte sich die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse erleichterten. — In der That war die gesellschaftliche Vereinigung die unerläßliche Vorbedingung zur geistigen Ausbildung des Menschengeschlechtes, ohne deren Erfüllung es sich nie über einen rohen Naturzustand erhoben hätte. Die Entwickelung aller in ihm schlummernden Fähigkeiten, von dem kostbaren Gute der Lautsprache angefangen, bis zu den Kultur-

wohlthaten, welche den Stolz unseres Jahrhunderts ausmachen, verdankt der einzelne Mensch dem Verkehr mit seinen Mitmenschen, ihrer Unterweisung und ihrer Mitwirkung zu seinem Wohl; von der menschlichen Gesellschaft getrennt, müßte er auch wieder gänzlicher Verkümmerung anheimfallen.

Die Wohlfahrt des einzelnen steht daher in einem unauflösbaren Zusammenhang mit der Wohlfahrt der Gesellschaft; diese bildet die unerläßliche Unterlage für das Gedeihen jedes einzelnen ihrer Mitglieder. Wer der Segnungen des Lebens in der Gesellschaft teilhaftig werden will, darf also in seinem Streben nach Glückseligkeit nichts unternehmen, was die Gesellschaft benachteiligt; es wird sogar häufig die Pflicht an ihn herantreten, seine Kräfte für fremdes oder gemeinschaftliches Wohl einzusetzen.

Der Einsicht in die innige Verknüpfung des Wohles des einzelnen mit dem gemeinsamen, und in die Notwendigkeit, dementsprechend zu handeln, entspringen zwei Gesetzgebungen, welche für alle Mitglieder der Gesellschaft verbindliche Kraft haben; deren eine ist das Sittengesetz, die andere das Rechtsgesetz. Beide umfassen Vorschriften für das Verhalten der einzelnen Gesellschaftsmitglieder gegen die übrigen und gegen die Gesamtheit; aber das Gebiet des Rechtsgesetzes ist viel beschränkter, als das des Sittengesetzes; es enthält hauptsächlich solche Bestimmungen, deren Befolgung für den Bestand und das Gedeihen der Gesellschaft als unerläßlich erachtet wurden. Die Befolgung der Rechtsgesetze ist daher auch in allen staatlichen Verbänden durch die Gesellschaft selbst erzwingbar gemacht worden, während hinsichtlich der sittlichen Gesetzgebung ein solcher Zwang nicht besteht. Das Sittengesetz ist nicht in Bücher gefaßt, aber seine Bestimmungen sind uns gleichwohl bekannt; es hat seinen Hüter und Vollstrecker in unserem Gewissen, welches ungerufen über unsere Handlungen zu Gericht sitzt und durch Beifall oder Tadel sein Urteil kundgibt.

Es fragt sich nun, wie gelangen wir zur Kenntnis dieses

ungeschriebenen Gesetzes? Was ist sein Inhalt, woher stammt es, wer hat es gegeben? Worin besteht das Gute, dessen Ausübung vom Sittengesetz verlangt wird, und warum sollen wir das Gute thun?

Die christliche Religion betrachtet das Sittengesetz als von Gott gegeben und von ihm den Menschen in's Gemüt gelegt. Die Kenntnis des Sittengesetzes ist nach dieser Lehre dem Menschen *angeboren*, oder erwacht in ihm mit dem Verstande; es ist der *Wille Gottes*, und wer demselben gemäß handelt, thut gut, anderenfalls schlecht. Der Zweck des Sittengesetzes wird nicht weiter erklärt; wir sollen einfach dem Willen Gottes folgen; die Guten haben in einem Seelenleben nach dem leiblichen Tode Belohnung, die Schlechten Strafe zu erwarten.

Eine tiefere Betrachtung zeigt uns indessen bald, daß das Sittengesetz *nicht angeboren* sein kann. Wäre dies der Fall, so stünde doch zu erwarten, daß es auch überall, zu allen Zeiten und für alle Menschen den gleichen Inhalt habe und sich bei allen Menschen in gleicher Weise äußere. Thatsächlich finden wir indessen bei verschiedenen Völkern die Ansichten über recht und unrecht, gut und bös weit auseinander weichen. Wie sehr haben sich z. B. im Laufe der Zeit die Ansichten über die Achtung geändert, die wir dem Leben, der Freiheit und dem Eigentum unserer Mitmenschen schulden! Bei den Spartanern und den alten Aegyptern galt der Diebstahl für erlaubt, wenn er mit Geschicklichkeit ausgeübt wurde; ja selbst in unserem christlichen Zeitalter erachtet man während des Krieges gegenüber dem Feinde die sonst giltigen Bestimmungen des Rechts- und des Sittengesetzes bis zu einer gewissen Grenze als aufgehoben; für den Krieger gilt es als Pflicht und Ehre, dem Feinde möglichst vielen Schaden beizufügen; ja bis vor wenigen Jahrzehnten hielt sich der Sieger für vollkommen berechtigt, das Eigentum der — wenn auch noch so harmlosen — Bürger des feindlichen Staates zu plündern und zu

zerstören. Bei den Spartanern war es Sitte, schwächliche Kinder auszusetzen; die Germanen mordeten — nach Tacitus — ihre Greise, um ihnen die Mühseligkeiten des Alters zu ersparen; manche Negerstämme fressen noch heutigen Tages ihre Alten aus dem gleichen Grunde auf, was Herodot auch von den Massageten erzählt. Im Altertume war es — selbst bei den hochgebildeten Griechen und Römern — etwas ganz Gewöhnliches, Kriegsgefangene umzubringen. Ganz verschieden, je nach Zeit und Volk, haben sich die Ansichten über die Ehe ausgebildet. Bei vielen Völkern des Altertums herrschte Vielweiberei; sie besteht auch heutigen Tages noch namentlich bei asiatischen Völkern und die Mormonen unserer Tage nahmen sie aus religiösen Gründen an. Nach Cornelius Nepos waren unter den Griechen Ehen zwischen Geschwistern etwas ganz Gewöhnliches. Die Ehe zwischen nahen Blutsverwandten, welche die katholische Kirche verbietet, gilt nach dem bürgerlichen Rechte vieler Länder und nach dem Standpunkte der meisten anderen Glaubensbekenntnisse für erlaubt. Wir verabscheuen die Sklaverei, welche dem Altertum als etwas Selbstverständliches und Unentbehrliches galt und welche von verschiedenen christlichen Mächten bis in unsere Tage beibehalten wurde. Frommen Katholiken mag das Unterlassen des Fastens am Freitag peinliche Reue verursachen und mancher Indier würde sich den Genuß von Fleisch so zum Vorwurf machen, wie wir ein schweres Verbrechen. Diesen Beispielen könnten noch unzählige andere angereiht werden; allein aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß das Sittengesetz nicht etwas Beständiges, Unveränderliches ist, sondern daß sein Inhalt nach äußeren Umständen, Gewohnheit und Beispiel, Lebensweise und Bildung der Menschen wechselt und daher nicht angeboren sein kann.

Wer an eine außer und über der Natur stehende, mit Allwissen und Allmacht ausgestattete Gewalt nicht zu glauben vermag, wer überhaupt in allen Geschehnissen der Natur nicht das Walten eines seiner selbst bewußten, nach Zielen strebenden

Willens, sondern die notwendige und unaufhaltsame Wirkung natürlicher Ursachen erblickt, der kann auch im menschlichen Leben nicht einen Zweck erkennen. Wenn nicht göttlicher Wille uns in's Dasein gerufen hat, kann er uns auch nicht eine Bestimmung gesetzt haben. Es wäre auch nicht einzusehen, worin dieselbe bestehen sollte, da das vorübergehende Dasein des Menschengeschlechts auf einem vergleichsweise winzigen, wahrscheinlich selbst vergänglichen Weltkörper ohne jede Einwirkung auf andere Weltkörper und deren möglichen Bewohner bleibt. Unser Leben ist einfach eine Thatsache, an der wir uns genügen lassen müssen und alles Suchen nach Zwecken des Lebens ist vergebliche Mühe.

Wenn wir eine außerhalb unser selbst und unserer Art gelegene, Bestimmung nicht zu erfüllen haben, ergibt sich als einzige selbstverständliche Lebensregel das Streben, unser Leben so erträglich und so genußvoll als möglich zu gestalten. Diesem Grundsatze des Verhaltens huldigen in der That alle Menschen; das — wenn auch oft entfernte, versteckt liegende — letzte Ziel aller unserer Handlungen ist die Glückseligkeit, oder wenigstens möglichste Annäherung an dieselbe, da sie vollständig — wegen unserer Abhängigkeit von äußeren, unserem Willen nicht unterworfenen Umständen — nie erreicht werden kann. Die von uns erstrebte Glückseligkeit beruht in der Wirksamkeit bestimmter wohlthuender und in der gleichzeitigen Abwesenheit unangenehmer Gefühle. Die Herbeiführung angenehmer und Beseitigung schmerzlicher Gefühle ist das Ziel unserer Triebe und Leidenschaften und man kann daher die Glückseligkeit auch bezeichnen als den Zustand völliger Befriedigung unserer Triebe und Leidenschaften. Die Verrichtungen, in denen sich der Trieb zur Selbsterhaltung äußert — die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse — erregen Lustgefühle, auf deren Herbeiführung sich ein großer Teil unserer Handlungen mittelbar oder unmittelbar bezieht. Ebenso entspringen die, auf Erlangung von Wissen, von Frei-

heit, auf Vervollkommnung und auf Pflege des Verkehrs mit unseres Gleichen gerichteten Thätigkeiten angeborenen Trieben.

Von der Natur sind uns ferner — wie an früherer Stelle schon erwähnt — Leidenschaften eingepflanzt, die ebenfalls auf bestimmte Reize hervortreten und Befriedigung verlangen. Eine solche Leidenschaft ist die Liebe, wie sie sich in unseren Beziehungen zu Eltern, Kindern, Geschwistern und Freunden äußert; eine andere ist das Mitleid, das gleichfalls — wie alle Leidenschaften — unabhängig von unserem Willen auftritt und Befriedigung heischt; auch Dankbarkeit, Achtung, Mitgefühl an der Freude anderer und das daraus hervorgehende Wohlwollen sind in unserer Natur angelegt und nicht Erzeugnisse unseres Willens. Neben diesen Leidenschaften, welche uns zu Handlungen veranlassen, die wohlthuend für unsere Mitmenschen sind, treten auch solche auf, die uns in eine feindselige Stellung gegen andere drängen; es sind dies: Zorn, Haß, Neid und das Verlangen nach Rache; sie bilden ebenfalls nicht selten den Grund unseres Denkens, Wollens und Handelns und auch in ihrer Stillung liegt ein beruhigendes Gefühl. Durch wieder andere Leidenschaften, wie: Verlegenheit, Trauer, Reue, Furcht, wird der Drang zum Handeln herabgesetzt; sie finden ihre Befriedigung mehr im Unterlassen; indessen müssen auch die aus diesen Leidenschaften hervorgehenden Handlungen und Unterlassungen dem Streben nach Glückseligkeit zugezählt werden. Dieselben sind vorwiegend auf die Auflösung, Beseitigung oder Unterdrückung von Schmerzgefühlen gerichtet; in diesem Sinne ist auch der aus Gram, Reue oder wegen anderer schmerzlicher Empfindungen ausgeübte Selbstmord dem Streben nach Glückseligkeit nicht fremd; denn wer ihn begeht, will das Nichtsein, die völlige Gefühllosigkeit, gegen einen qualvollen und unerträglichen Lebenszustand eintauschen. Außer den genannten Leidenschaften treten noch Hoffnung,

Sehnsucht und manche andere als Bestimmungsgründe unseres Wollens und Handelns auf.

Viele dieser Triebe und Leidenschaften sind auch in den höheren, geistig regsameren, Tieren vertreten; so der Geselligkeitstrieb, die oft rührende Liebe zu den Jungen, zu Freunden und Genossen; ferner Anhänglichkeit, Wohlwollen, Zorn, Neid, Trauer, Sehnsucht u. s. f.; ein Beweis, daß diese Leidenschaften unabhängig von menschlicher Vernunft und darauf gegründetem Wollen zur Wirkung kommen.

Unsere Handlungen werden entweder von den Trieben und Leidenschaften selbst geleitet und dienen denselben unmittelbar, oder sie werden von verstandesmäßigen Erwägungen eingegeben und sollen zunächst Zustände und Verhältnisse herbeiführen, welche die Vorbedingung für die Befriedigung jener bilden. So ist z. B. der Besitz von Sachgütern, auf deren Erwerb sich im allgemeinen unsere berufsmäßige Thätigkeit richtet, nur ein Mittel zur Ermöglichung von Genüssen; der Schutz, den wir vom Staate, die Wahrheit und Ehrlichkeit, die wir von unseren Mitbürgern verlangen, sind nur Bedingungen zur Verwirklichung unserer Glückseligkeits-Bestrebungen.

Oftmals wird die Erreichung eines Lustgefühles — oder die Abwendung eines Schmerzgefühles — nur durch den Verzicht auf ein anderes Lustgefühl möglich. Dies sind die Fälle, in denen das Sittengesetz zur Geltung gelangt. Denn wo kein Wettstreit von Lustgefühlen vorliegt, genügen Trieb und Leidenschaft zur Erreichung der Lust und bedürfen keiner Anleitung; solche Handlungen sind in sittlicher Beziehung gleichgiltig. Wo aber die Wahl zwischen verschiedenen Lustgefühlen gelassen wird, lehrt das Sittengesetz, welches die höhere, dauerndere Lust sei, und verlangt, daß wir dieser die geringere Lust preisgeben. Es lehrt uns z. B., daß die Genüsse des Geistes und des Gemütes wohlthätiger und nachhaltiger wirken, als die sinnlichen; daß aber auch in ersteren

Abstufungen stattfinden, nach denen wir unser Verhalten zu richten haben. Das Sittengesetz fordert also immer, daß wir, wo ein Wettbewerb von Lustgefühlen eintritt, auf den näher liegenden Genuß Verzicht leisten, oder ein schmerzliches Gefühl übernehmen, um eines höheren Lustgefühles teilhaftig zu werden.

Alle Menschen empfinden ein natürliches Behagen an sinnlichen Genüssen. Aber die Erfahrung belehrt sie, daß sie um ihres eigenen Wohles und Nutzens willen sich nicht einem schrankenlosen, sinnlichen Genießen hingeben dürfen, sondern sich der Mäßigkeit befleißen müssen, um sich vor den schädlichen Folgen übermäßigen Genusses zu bewahren. Die Mittel zur Befriedigung sinnlichen Begehrens werden von der Natur im allgemeinen nicht ohne weiteres geboten, sondern müssen mit Mühe und Fleiß erworben werden, und wir müssen in ihrer Verwendung Vorsicht und Sparsamkeit anwenden und Vorräte sammeln, um nicht zu Zeiten Mangel zu leiden, wo die Erwerbung von Genußmitteln erschwert oder unmöglich ist. Die Klugheit gebietet also immer wieder, des späteren, dauernden Genusses wegen den augenblicklichen einzuschränken, oder vorübergehend unangenehme Gefühle auf sich zu nehmen.

Einen Genuß anderer Art finden wir im Umgang mit menschlicher Gesellschaft. Um diesen in einer uns angenehmen Weise pflegen zu können, müssen wir uns durch Zügelung unserer Selbstliebe, durch Bescheidenheit, Artigkeit, Wohlwollen, Gastfreundschaft, Gefälligkeit die Zuneigung unserer Genossen erringen. Die Ausübung dieser Tugenden verursacht ein mehr oder minder schmerzliches Gefühl; denn es muß zu diesem Behufe der Drang zur Bequemlichkeit, es muß die Neigung zu den flüchtigeren Genüssen der Selbstliebe, es muß selbst die Sparsamkeit überwunden werden; aber wir sehen ein, daß die dauernde Lust, welche uns die Gesellschaft gewährt, durch gewisse Anstrengungen errungen werden muß. — Unser Verhalten gegen andere Menschen veranlaßt diese zu

einem gleichen Verhalten gegen uns; viele Freundschaftsdienste werden darum hauptsächlich in der Erwartung geleistet, bei späterer Gelegenheit Anspruch auf Gegenleistung zu haben. Wo wir anderen mehr Wohlthaten erweisen, als wir anscheinend von ihnen zurück erwarten können, geschieht dies oftmals um gewisser wohlthuender Gefühle willen, welche zu außerordentlich starken Beweggründen unseres Handelns werden können. Diese Gefühle sind die Lust an der Gewogenheit, Anerkennung, Dankbarkeit, Liebe, Achtung und Verehrung, welche uns andere für solche Handlungen erweisen, durch welche wir ihnen Nutzen und Annehmlichkeit bereiten. Nicht minder kann auch die Selbstachtung zu einer mächtigen Triebfeder verdienstvoller Handlungen werden, und sie vermag in edlen Seelen den äußerlichen Beifall zu ersetzen, welchen die Eitelkeit immer beansprucht. Eine dritte Quelle wohlthätiger Handlungen gegen andere ist die von unserem Willen unabhängige leidenschaftliche Zuneigung, deren Befriedigung ebenfalls Lust gewährt; dieser Beweggrund ist es, welcher als Grundlage der Freundschaft oder Liebe am höchsten geschätzt wird, weil er mit natürlicher Frische und Kraft auftritt und ein regsames, empfängliches, von Natur zum Guten gekehrtes Gemüt voraussetzt.

Eine andere, schon erwähnte leidenschaftliche Regung eines guten Gemütes ist das Mitleid; auch dieses ist in unserer Natur angelegt und braucht nicht erst durch eine eingebildete Versetzung in die Lage eines anderen hervorgerufen zu werden.

Die Erwartung der Wiedervergeltung ist der gewöhnlichste Grund sittlich guter Handlungen im geselligen, geschäftlichen und bürgerlichen Verkehr. Auf eine Handlungsweise, wie wir sie von unseren Mitmenschen uns gegenüber wünschen, erwerben wir uns Anspruch durch eine gleiche Handlungsweise gegen sie. Wir müssen Leben, Freiheit und Eigentum unserer Mitbürger wie ein Heiligtum achten und uns der Angriffe darauf enthalten, um selbst in dieser Hinsicht Sicher-

heit zu genießen; wir müssen ihre Ehre schonen, damit unsere eigene Ehre nicht verletzt werde. Wahrheit, Treue, Gerechtigkeit und Pünktlichkeit können wir von unseren Mitbürgern nur dann mit Recht erwarten, wenn wir uns der gleichen Tugenden gegen sie befleißen.

Der Nutzen, welchen der gesellschaftliche Verband — sei es nun Familie, Verein, Gemeinde oder Staat — dem einzelnen gewährt, ist schon bei oberflächlicher Betrachtung einleuchtend. Wenn, wie vorhin erwähnt, Menschen aus asketischen Gründen sich von der menschlichen Gesellschaft abschlossen, so geschah es in der richtigen Erkenntnis, daß die wichtigsten Lebensgenüsse durch die gesellschaftliche Vereinigung erlangt werden, und auf diese eben wollten sie Verzicht leisten, um sich eine große Buße aufzuerlegen. Wollen die einzelnen aber der Wohlthaten teilhaftig werden, welche aus dem gesellschaftlichen Verbande erwachsen, so müssen sie dessen Gesetzen Gehorsam leisten und überhaupt für dessen Wohl und Gedeihen thätig sein. Diese Einsicht ist von alters her unter den Menschen so fest begründet, daß hervorragende Leistungen für den Stand, die Gemeinde, das Vaterland oder eine Glaubensgemeinschaft immer die größten Ehren eintrugen. Die Geschichte berichtet uns von vielen Großthaten, welche in der Hingebung von Hab und Gut, Leib und Leben seitens einzelner für das Wohl einer Gemeinschaft bestanden. In vielen hierher gehörigen Handlungen — wie z. B. in der Selbstaufopferung Leonidas' oder Winkelrieds — konnte nicht die Hoffnung auf Wiedervergeltung wirken; der Antrieb zur Handlung lag dann im Beifall des eigenen Gewissens, in dem beseligenden Bewußtsein einer außerordentlichen Leistung von seltenster Ruhmwürdigkeit für die Gemeinschaft. Auch die heldenmütigen Handlungen von Menschen, welche aus Treue zu ihrer Ueberzeugung Verfolgung, Qual und Tod erlitten, lassen sich nur erklären aus einer leidenschaftlichen Liebe zu dem, was sie für wahr hielten; aus dem wohlthuenden Gefühl,

welches in der Hochschätzung aller Gleichdenkenden und dem Beifall des eigenen Inneren liegt. Ihre That erfüllte sie mit einer inneren Befriedigung, welche ihnen wertvoller erschien, als die Vermeidung von Schmerz oder die Erhaltung des Lebens. Uebrigens muß auch der Leidenschaft des Stolzes Rechnung getragen werden, welche in vielen hierher gehörigen Handlungen als mächtiger Antrieb wirkt.

Das Endziel aller unserer Bemühungen oder Leiden für gemeinschaftliches Wohl ist aber immer das eigene Glück; indem wir uns für das Wohl einer Gemeinschaft anstrengen, betrachten wir sie nur als das Mittel, durch welches wir das eigene Wohl fördern wollen. Dies ganz mit Recht; die Gemeinschaft hat nur dadurch Berechtigung, daß sie ihren einzelnen Mitgliedern Vorteile gewährt, welche dieselben im Zustande der Absonderung nicht erlangen könnten. Für alle Leistungen, welche die Gesellschaft von ihren Mitgliedern fordert, muß sie entsprechende Gegenleistungen bieten; sobald sie dies nicht mehr vermöchte, wäre sie eine schädliche Einrichtung und müßte wieder aufgelöst werden. Ein Sittengesetz, das uns zumutete, ohne Rücksicht auf eigenes Wohl immer nur für fremdes Wohl zu sorgen, wäre verkehrt und sinnwidrig, weil es das Wohl der Menschen auf einem zwecklosen Umweg erreichen wollte.

Gut nennen wir, in Ansehung eines bestimmten Zweckes, das zur Verwirklichung dieses Zweckes Geeignete, also das Zweckmäßige, Nützliche; die Nützlichkeit ist somit der Maßstab des Guten. In bezug auf unsere Handlungen gilt als gut, was zur Befriedignng eines Verlangens — das seinen letzten Grund immer in einem Trieb oder in einer Leidenschaft hat — geeignet ist, somit ein Lustgefühl hervorbringt oder Schmerzgefühl abwehrt. Was aber in diesem allgemeinen Sinne sich als gut darstellt, ist darum noch nicht auch sittlich gut; als sittlich gut bezeichnen wir vielmehr solche Gesinnungen und Handlungen, welche, wo eine Wahl zwischen mehreren Lust-

gefühlen eintritt, sich auf die (nach unserem Urteil) höchste und dauerndste Lust richten.

Das Sittengesetz bildet demnach den Inbegriff von durch Erfahrung und Einsicht erworbenen, durch Gewohnheit befestigten und durch Ueberlieferung fortgepflanzten Vorschriften der Klugheit oder Weisheit über unser Thun und Lassen uns selbst und unseren Mitmenschen gegenüber behufs Herbeiführung der höchsten und dauerndsten Lust, wo mehrere Lustgefühle in Wettstreit treten.

Die Handlungen anderer beurteilen wir ebenfalls vom Gesichtspunkt unserer eigenen Glückseligkeit und finden dieselben gut, wenn sie uns entweder wirklich nützen, oder doch nützen würden, falls wir uns an der Stelle anderer befänden, welche von diesen Handlungen berührt werden. Nun ist allen empfindenden und wollenden Wesen das Verlangen nach Wiedervergeltung gemeinsam, d. h. erlittene Empfindungen in den Wesen, welche diese Empfindungen verursachten, ebenfalls hervorzurufen; alle gegen andere gerichteten Leidenschaften stehen mit diesem Begehren in Zusammenhang; überhaupt ist ja das Ziel aller Leidenschaften die Beseitigung eines Mangels, die Herbeiführung einer Ausgleichung. (Selbst auf leblose Dinge, die einen wohlthuenden oder unangenehmen Eindruck auf uns machen, dehnt sich dieses Verhalten aus.) Damit andere uns Gesinnungen bezeigen und Handlungen erweisen, die uns angenehm oder nützlich sind, müssen wir ihnen gegenüber gleiche Gesinnungen bekunden und gleiche Handlungen ausüben. Der Eindruck, den die Handlungen anderer auf uns machen, ist daher der Prüfstein für die Güte unserer eigenen gleichen Handlungen. Dementsprechend findet Adam Smith die Grundlage des Sittengesetzes in unserem Urteil über die Handlungen anderer; in ähnlichem Sinne führt auch Büchner das Sittengesetz auf den Grundsatz zurück: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu; was du willst, daß man dir thu', das thue auch den anderen!“ —

also auf die Einsicht, daß man selbst thun und lasse müsse, was man von anderen zu thun und zu lassen verlangt.

Streng genommen ist aber der Eindruck, welchen die Denk- und Handlungsweise anderer auf uns macht, nur ein Prüfungsmittel für die sittliche Güte unserer Handlungen, der tiefer liegende Grund des Sittengesetzes ist darum doch das Streben nach Glückseligkeit.

Die im Charakter eines Menschen begründete Anlage zu sittlich guten Handlungen nennen wir Tugend. Nach dem Gesagten setzt die Tugend immer Stärke des Willens oder — da der Wille von Gründen abhängig ist — ein Vorherrschen der Einsicht oder der Achtung sittlicher Gesetze behufs Ueberwindung hindernder Begierden voraus; die Tugend erscheint uns daher um so achtbarer und verehrungswürdiger, je größer die Willenskraft ist, die sich in ihr kundgibt. Immerhin aber muß die Handlung, um uns als tugendhaft zu gelten, auf Dinge gerichtet sein, die wir als nützlich oder angenehm betrachten. Möge eine Handlung eine noch so große Selbstüberwindung erfordern, eine noch so große Willensstärke bekunden — sie hört auf, unsere Achtung zu erregen, wenn ihr das Merkmal der Nützlichkeit abgeht; eine Thatsache, die namentlich von David Hume (der ebenfalls das Sittliche im Nützlichen sieht) ausführlich dargelegt wird. Die Selbstpeinigungen indischer Büßer oder auch mancher christlicher Mönche, der Geißelbrüder im Mittelalter, das Fasten frommer Leute an bestimmten Tagen, stimmen uns zu Bedauern, können uns aber niemals Achtung abnötigen. Geradezu als Narrheit käme es uns vor, wollte jemand — was von dem italienischen Asketiker Bellarmino berichtet wird — aus Mitleid für hungernde Schmarotzer sich diesen darbieten; und jemand, der aus gleichem Antrieb, wenn auch mit noch so großen Mühen, Kosten und Gefahren etwa Schlangen oder andere schädliche Tiere züchtete, würde uns als ein Feind unseres Wohles erscheinen. Die Nützlichkeit (Annehmlichkeit) bildet daher auch

die Grenze zwischen der Tugend einerseits, der Schwäche oder dem Laster andererseits. Durch Ueberschreitung dieser Grenze wird Sparsamkeit zu Geiz, Freigebigkeit zu Verschwendung. Mut zu Verwegenheit, Vorsicht zu Zaghaftigkeit. Den sonst so hoch geschätzten Tugenden der Liebe, des Wohlwollens, der Großmut, der Feindesliebe entziehen wir unser Lob, sobald sie an Unwürdige verschwendet werden.

Es muß hier nochmals die Frage der Willensfreiheit berührt werden, da von gegnerischer Seite behauptet wird, die Beurteilung von Handlungen nach ihrem sittlichen Wert, die Belobung der Tugend und die Verachtung des Lasters setzten Freiheit des Willens voraus. Diese Behauptung trifft — wie schon früher ausgeführt — nicht zu; die Wertschätzung der Tugend schließt keineswegs die Anerkennung der Willensfreiheit in sich. Wir bewundern und ehren in der Tugend die Stärke des auf gute Zwecke gerichteten Willens (also die Tiefe der Einsicht oder den standhaften Gehorsam gegenüber überlieferten sittlichen Geboten) ebenso wie wir Schönheit der Gestalt, Geschicklichkeit, geistige Begabung, heitere Gemütsart und andere, vom Willen unabhängige Eigenschaften in anderen Menschen hochschätzen; der Grund unserer Wertschätzung ist der Nutzen oder die angenehme Empfindung, welche jene Eigenschaften uns bereiten. Wie hoch reicht oft die Verehrung, die wir hervorragenden Künstlern, Erfindern und besonders Dichtern zollen, ohne daß wir uns im geringsten um ihre sittlichen Eigenschaften kümmern! Wären nur solche Handlungen verehrungswürdig, die aus gutem Willen hervorgehen, was könnte uns bewegen, einen Homer zu preisen oder einem Columbus oder Gutenberg Denkmäler zu setzen?

Und wiederum, wenn der Tadel einer Handlung auf die Ueberzeugung von der Freiheit des Willens sich stützte, wie ließe es sich rechtfertigen, daß man Unverstand oder Geschmacklosigkeit verspottet oder Leute wegen eines Schadens zur Verantwortung zieht, den sie durch Dummheit angerichtet haben?

Auch das Gewissen wird als Zeuge der Willensfreiheit angerufen. Unser Gewissen richtet sich aber ganz nach unseren persönlichen Ansichten über gut und böse, recht und schlecht, und ist darum auch bei verschiedenen Menschen verschieden geartet. Rohe, grausame Menschen verrichten Handlungen, die uns mit Abscheu erfüllen, ohne daß ihr Gewissen ihre Handlungen mißbilligt; denn sie halten für gut und recht, was anderen als schlecht und verächtlich erscheint.

Man kann fragen, wie denn die Nützlichkeit, das Streben nach Genuß eine Richtschnur für unser Handeln bilden könne, da die Ansichten über Nützlichkeit und Genuß doch so weit auseinander gehen; man kann fragen, ob nach dieser Lehre, die das Nützliche für das Gute setzt, nicht jede Handlung, auch die schlechteste, gerechtfertigt erscheine, wenn sie nach der Meinung des Thäters ihm nütze. Hierauf ist zu antworten, daß in der That alle sittlichen Fehler und schlechte Handlungen ihren Grund in mangelndem Verständnis für das wirklich Nützliche haben; gewiß würden viele Vergehen und Verbrechen gegen eigenes und fremdes Wohl unterbleiben, wenn die Thäter ein richtiges Urteil über die nachteiligen Folgen ihrer Handlungen und deren Zusammenhang mit ihrem eigenen Wohl hätten.

So viel ist allerdings offenbar, daß der Inhalt des Sittengesetzes nicht beständig und nicht überall derselbe ist, daß er sich vielmehr im Laufe der Zeit mannigfach verändert und daß selbst Leute von gleicher Bildung über gut und böse, nützlich und schädlich, recht und schlecht sich häufig zu sehr verschiedenen Ansichten bekennen. Die That Brutus wird immer verschieden beurteilt werden, je nachdem, ob man die Vernichtung der bürgerlichen Freiheit oder die Verletzung der Dankbarkeit als das größere Uebel betrachtet. Der ältere Brutus der über seine eigenen Söhne die Todesstrafe verhängte, weil sie in eine Verschwörung gegen den Staat sich einließen, bietet ein unübertroffenes und viel bewundertes Beispiel von Gerechtigkeits-

liebe; aber er handelte gegen natürliches und menschliches Gefühl. Wir sollen das Eigentum unserer Mitmenschen achten; aber handelt eine arme Mutter schlecht, wenn sie Brot stiehlt, um ihr Kind vor Verhungern zu bewahren? Wir sollen nicht lügen, uns erwiesenes Vertrauen nicht mißbrauchen; darf dieses Gebot mit Rücksicht auf einen für höher gehaltenen Zweck jemals verletzt werden? Denken wir an eine von einem grausamen, erbarmungslosen Feinde belagerte und hart bedrängte Stadt; ihre Rettung hängt von der Erlangung genauer Kenntnis der Streitkräfte und Pläne des Feindes ab. Ein mutiger Mann übernimmt und löst die gefahrvolle Aufgabe, indem er sich in das Lager des Feindes begibt und sich durch Lüge und List dessen Vertrauen zu erwerben weiß. Die Stadt wird gerettet und die dankbaren Mitbürger werden den kühnen Kundschafter, dem sie die Erhaltung des Lebens, der Freiheit und des Eigentums danken, gewiß mit den größten Ehren überhäufen. Er hat sich aber dem Feinde gegenüber an der Wahrheit versündigt und ihm die Treue gebrochen; wie sollen wir ihn also beurteilen?

Dürfen wir die Unwahrheit sagen, wenn sie uns aus den Händen von Räubern und Mördern befreit? Ist die Notlüge unter Umständen erlaubt und gerechtfertigt?

Manche sittenstrenge Denker, wie z. B. Kant, halten die Lüge in jeder Form und unter allen Umständen für verwerflich. Was sollen wir aber thun in einem Falle, wo der Irrtum unseren Mitmenschen Zufriedenheit gewährt, während die wahrheitsgetreue Beantwortung seiner Frage ihm zwecklos Kummer verursachen würde? Kann ein Arzt die Zuflucht zur Unwahrheit immer vermeiden, wenn er den Leidenden Trost gewähren, ihre Hoffnung beleben, sie vor Enttäuschungen, Sorgen und schädlichen Gemütsaufregungen bewahren will?

Wo ist die feste, in der allgemeinen Uebereinstimmung der Menschen begründete Rangordnung, wonach bestimmten sittlichen Geboten ausnahmslos der Vorrang vor anderen gebührt?

In den so häufigen Fällen, in welchen die überlieferten sittlichen Gebote unter einander in Widerstreit geraten, bleiben uns keine anderen Führer als das eigene Gefühl und die eigene Einsicht. In seinen einzelnen Verzweigungen ist das Sittengesetz daher für jeden Menschen ein anderes, je nach seiner Gemütsanlage, seiner Empfänglichkeit für bestimmte Lustgefühle, seiner Erfahrung und seiner Einsicht. Haben auch die gewöhnlichste, menschlich vernünftige Einsicht, sowie gewisse, allen Menschen gemeinsame Empfindungen und eine vieltausendfältig bestätigte Erfahrung gewisse Grundregeln des sittlichen Verhaltens aufgestellt — jenseits der Grenzen dieser Regeln handeln die Menschen nach persönlichen Gründen; denn wenn wir auch alle nach der höchsten Lust, nach der Glückseligkeit, streben, so ist doch der Inhalt der Glückseligkeit, das Lustgewährende, für die einzelnen so verschieden, wie etwa die Ansichten über das Schöne.

Betrachten wir noch die Veränderungen, welche die sittlichen Anschauungen — in ihrer Gesamtheit aufgefaßt — im Laufe der Zeit erlitten haben, so läßt sich nicht verkennen, daß sie in der Gegenwart milder und menschenfreundlicher sind, als ehedem. Die Achtung vor dem Menschenleben ist gestiegen; den sittlichen Anschauungen der Zeit und der eigenen Ueberzeugung gemäß zu leben, ist leichter und bequemer geworden. Der politischen wie der kirchlichen Gewalt stehen nicht mehr jene furchtbaren Waffen zu Gebote, von denen beide einst so gern und so häufig Gebrauch machten. In einigermaßen fortgeschrittenen Staaten ist die freie Meinungsäußerung nicht mehr so gefährdet wie ehedem, und braucht niemand mehr bloß wegen der Veröffentlichung und Verbreitung seiner Gesinnungen den Märtyrertod zu erdulden.

Forschen wir den Ursachen nach, welche diese wohlthätigen Veränderungen herbeigeführt haben, so finden wir sie in der Verbreitung und Vermehrung des Wissens insbesondere der naturwissenschaftlichen Wahrheiten. Allerdings hat

in neuerer Zeit der wissenschaftliche Fortschritt den Fortschritt auf sittlichem Gebiete weit hinter sich gelassen, und die sittlichen Anschauungen der heutigen Gesellschaft enthalten noch viel von den rohen und grausamen Gesinnungen vergangener Zeiten, dem gegenüber die heuchlerischen Beteuerungen „christlicher“ Liebe und Sanftmut sich unausstehlich anhören. Erwarten wir von der Zukunft, was die Gegenwart nicht bietet, und hoffen wir, daß die Menschheit späterer Tage auf unsere heutige Gepflogenheit des Kriegführens mit ebensoviel Abscheu zurückblickt, wie wir auf die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen des alten Rom.

## X.

Da die einzelnen Menschen in ihren Ansichten über den Inhalt der Glückseligkeit und die zu ihrer Erreichung nötigen Mittel nicht übereinstimmen, und da sie ferner in der Wahl dieser Mittel vielfältigen Verirrungen und Ableitungen unterliegen, sind die sittlichen Gebote, wie sie im Bewußtsein der einzelnen sich vorfinden, nicht ausreichend, einen gesellschaftlichen Zustand zu begründen, in welchem die Glückseligkeitsbestrebungen der einzelnen ohne wechselseitige Störung neben einander verlaufen könnten. Schon in den rohesten Anfängen zur staatlichen Gemeinschaft finden sich daher *Rechtsgesetze*, d. h. von sittlichen Geboten unabhängige Vorschriften, durch welche die einzelnen, behufs Erhaltung des gesellschaftlichen Ganzen und einer bestimmten Ordnung in demselben, zu bestimmten Handlungen und Unterlassungen genötigt werden sollen. Durch diese Vorschriften werden einer geringeren oder größeren Zahl von einzelnen unter gewissen Voraussetzungen Befugnisse (Rechte) zugesprochen, welche in Leistungen oder Unterlassungen (Pflichten) anderer ihre Verwirklichung finden. Die Erfüllung auferlegter Pflichten kann auch gegen den Willen der damit Belasteten durch die Staatsgewalt erzwungen werden.

Wo immer die Menschen zu höheren geistigen Fähigkeiten gelangten, hat sich ihre auf die Natur und auf menschliche Einrichtungen gerichtete, denkende Betrachtung auch den Rechtsgesetzen zugewendet und dieselben einer Prüfung in bezug

auf ihre Angemessenheit gegenüber vorausgesetzten Zwecken unterworfen. Die hierbei sich ergebenden mannigfachen Widersprüche zwischen bestehenden Rechtsgesetzen und den gedachten Zwecken des staatlichen Verbandes sowohl als dem, was nach weit verbreiteter Ansicht als gut und recht gilt, führten schon im Altertum zur Annahme von Rechten, welche dem Menschen kraft seiner Eigenschaft als Mensch zukommen und ihm gewissermaßen von der Natur verliehen seien. Griechische und römische Schriftsteller sprechen von göttlichen, ungeschriebenen Gesetzen und von Rechten, welche die Natur alle Menschen gelehrt habe. In viel bestimmterer Weise ist der Begriff des Naturrechtes in der neueren Zeit aufgetreten und von namhaften Rechtsgelehrten und Philosophen vertreten worden; auch in unseren hervorragendsten Dichtern haben die dem Menschen vermeintlich von der Natur verliehenen, angeborenen, unveräußerlichen Rechte begeisterte Verteidiger gefunden. So sagt Goethe in „Faust" 1. Teil:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Gleich einer ewigen Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh' dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

und Schiller (durch Stauffacher in „Wilhelm Tell"):

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst;
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht."

Einige Denker, wie: Rousseau, Spinoza, Hobbes, gingen so weit, einen Naturzustand der Menschheit anzunehmen, um

ſo die Rechte zu finden, welche dem Menſchen außerhalb der geſellſchaftlichen Ordnung zukommen.

Wie ſehr auch die meiſten Menſchen geneigt ſind, gegenüber einem für unerträglich gehaltenen Zwange oder gegenüber geſetzlichen Zumutungen, die ſie in ihren Anſchauungen über Recht und Billigkeit, in ihrer Würde, in ihrem Bewußtſein der Uebereinſtimmung mit der Mehrzahl ihrer Mitmenſchen verletzen, ſich auf natürliche Rechte zu berufen, ſo wird doch eine ſtrengere Unterſuchung bald die Hinfälligkeit der vermeintlichen Naturrechte erkennen laſſen. Aus jenem angenommenen Naturzuſtand, welcher nach Hobbes und Spinoza in einem Krieg aller gegen alle beſtand, und aus welchem nach erſterem durch Unterwerfung der einzelnen unter den Willen eines Mächtigen, nach Spinoza und Rouſſeau durch gegenſeitige Uebereinkunft die ſtaatliche Vereinigung entſtand, können unmöglich beſtimmte Rechte abgeleitet werden, denn der Naturzuſtand gibt kein anderes Recht als das der Ueberlegenheit. Auch Schiller kommt in ſeinem vorſtehend angeführten Ausſpruche zu dem Ergebnis, daß die Geltendmachung von Naturrechten zum Urzuſtande, alſo zur gänzlichen Aufhebung des ſtaatlichen Verbandes, zurückführen müßte. Wer ſich auf Naturrechte ſtützen will, müßte dieſelben auch den übrigen von der Natur hervorgebrachten Weſen, namentlich den Tieren, zuerkennen; denn die Natur hat allen lebenden Weſen den gleichen Anſpruch auf Beſtehen, auf Nahrung, Fortpflanzung u. ſ. w. verliehen, und es fragt ſich nur, ob ſie auch die Macht haben, dieſe Anſprüche gegenüber Mangel und Feinden durchzuſetzen. Die Haustiere der Freiheit zu berauben, um ſie in unſeren Dienſt zu zwingen, andere Tiere zu töten, um ſie zu verſpeiſen oder weil ſie uns ſchädlich ſind, haben wir kein beſſeres Recht, als das der Ueberlegenheit, und doch iſt es wohl noch keinem Vertreter des Naturrechtes eingefallen, auf Nahrung zu verzichten oder ſich ſeiner tieriſchen Feinde zu erwehren, um nicht andere Weſen in ihrem Rechte auf's Daſein zu ſchädigen.

Ueber den Inhalt und Umfang dessen, was als Naturrecht gelten sollte, gehen die Ansichten seiner Fürsprecher auseinander; zudem ergibt schon ein mäßiges Nachdenken, daß — mit Rücksicht auf das Wohl anderer — fast keines der Lebensgüter, auf welche, nach der Meinung einzelner, die Menschen von Natur aus einen unveräußerlichen Anspruch haben sollen, den Mitgliedern einer geordneten staatlichen Gemeinschaft ungeschmälert zugesprochen werden kann. Die Freiheit kann im Staate kein unveräußerliches Recht sein, denn die Beschränkung der Freiheit bildet den Anfang jeder staatlichen Ordnung; die Zuerkennung von Rechten an einen engt immer auch die Freiheit des anderen ein. Auch das Leben ist bis jetzt von keinem namhaften Staat als ein Naturrecht der einzelnen betrachtet worden, denn durch Todesstrafe und Kriegsdienst wird dieses Recht verneint. Auch das Recht auf Selbsterhaltung ist bis jetzt noch von keinem uns bekannten Staatswesen vollständig anerkannt worden (das allerdings überall zugestandene Recht der Notwehr kommt nur gegenüber gewaltsamen Angriffen auf das Leben in Betracht); vielmehr ziehen alle Gesetzgebungen dem Triebe zur Selbsterhaltung (ebenso wie etwa der Ausübung des Geschlechtstriebes) bestimmte Schranken, welche nicht durchbrochen werden dürfen; kümmern sich aber nicht darum, ob der einzelne innerhalb dieser Schranken auch die Mittel zur Erhaltung seines Daseins vorfindet. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß die Staaten der Zukunft ein unbedingtes Recht auf Selbsterhaltung anerkennen, wozu das Zugeständnis des „Rechtes auf Arbeit" den ersten und wichtigsten Schritt bildet. Zugleich muß aber daran erinnert werden, daß mit der Zuerkennung des Rechtes auf Arbeit den Arbeitsunfähigen, und selbst des weitergehenden Rechtes auf Selbsterhaltung, den Hilflosen (Kindern, Kranken) nicht gedient wäre, somit die sogenannten Naturrechte zur Herstellung einer menschenfreundlichen Gesellschaftsverfassung nicht ausreichend wären. — Eine gewisse Würde und das Recht

auf deren Achtung scheinen am innigsten mit der Menschen-Natur zusammenzuhängen; aber eine genaue Umschreibung dessen, was unter allen Umständen als Menschenwürde zu schonen wäre, kann kaum gegeben werden, zumal Alter, Bildung, Verdienst und Charakter der einzelnen große Unterschiede bedingen. Für ein Kind oder einen Wilden kann nicht die Würde beansprucht werden, wie für einen gebildeten Mann. Man hat auch von einem Urrecht auf — durch bloße Besitzergreifung erworbene — Sachen gesprochen, und dieses wird auch gegenüber als herrenlos betrachteten Dingen gewöhnlich zugegeben (also in bezug auf herrenloses Land in fernen Erdteilen, zugleich aber unter Verleugnung des gleichen Rechtes gegenüber den Ureinwohnern); in unseren Lebensverhältnissen, in welchen so ziemlich alles — mit Ausnahme der Luft — schon seinen Eigentümer hat, ist dieses Recht ganz bedeutungslos. Nach Schopenhauer soll die Bearbeitung einer Naturgabe ein natürliches Recht auf deren Besitz verleihen; doch könnte auch dieses Recht, würde es selbst allgemein anerkannt, nur in den seltensten Fällen ohne Anfechtung geltend gemacht werden, da bei unserem System der Arbeitsteilung die meisten Arbeitserzeugnisse das Werk vieler sind. — So scheint auch auf den ersten Blick jedem ein selbstverständliches Recht zum Austritt aus einem Staatsverbande zuzustehen; allein abgesehen davon, daß die einzelnen in der Regel nicht durch freien Entschluß, sondern durch ihre Geburt zu Mitgliedern eines bestimmten Staates wurden, erscheint ebensosehr die Forderung gerechtfertigt, daß der Ausscheidende seine Verbindlichkeiten gegen den Staat abgetragen habe; für die Abschätzung der wechselseitigen Leistungen zwischen Staat und einzelnem liefert aber nur das bestehende (positive), nicht das Naturrecht, ein Maß.

Schon im Begriffe des Rechtes ist die Voraussetzung enthalten, daß es von denen, welchen es Leistungen oder Unterlassungen auferlegt, auch anerkannt werde, sei nun diese An-

erkennung eine freiwillige oder erzwungene. Ein Recht, dem diese Anerkennung abgeht und welches darum nicht durchgeführt werden kann, ist der Wirklichkeit nach wertlos und so gut wie kein Recht. Umgekehrt finden Veränderungen in Rechtszuständen — erfolgen dieselben auch auf gewaltsame und bis dahin rechtswidrige Weise — schließlich Anerkennung, sobald sie zur Thatsache geworden sind und festgehalten werden können. Staatsstreiche, Revolutionen und Eroberungen gelten daher vom praktischen Standpunkte als ungesetzlich, so lange ihr Erfolg zweifelhaft ist; erreichen sie aber ihr Ziel und vermögen sie das Errungene zu behaupten, so werden sie als zu Recht bestehend anerkannt. Fragen, wie die nach dem „besseren" Rechte auf bestimmte Ländergebiete (z. B. Elsaß-Lothringen, Posen, die Ostsee-Provinzen), oder wie die — in den Vereinigten Staaten angesichts der Temperenz-Bestrebungen häufig aufgeworfene —, ob der Staat ein Recht habe, seinen Mitgliedern Vorschriften bezüglich Speise und Trank zu geben, sind daher ganz überflüssig, und ihre Erörterung muß immer unfruchtbar bleiben. Wollte man etwa nach einem vermeintlichen Naturrecht die heute von den einzelnen Staaten eingenommenen Gebiete ihren früheren Besitzern (oder deren Nachkommen) zurückerstatten, so käme man zu gar keinem Ende; mindestens aber müßte man alle arischen Völker in ihre Urheimat zurückbringen.

Vom praktischen Standpunkte aus betrachtet, reicht also das Recht so weit, wie die Macht, es auszuüben. Gegenüber der „philosophischen" Rechtsschule, welche den Wert bestehender Rechtszustände an angeblichen Naturrechten abmißt, hat die sogenannte „historische" Rechtsauffassung einen leichten Kampf, indem sie darauf hinweist, daß die Rechtsverfassungen aller Völker nicht nach vorgesetzten Rechtsgrundsätzen hergestellt wurden, sondern sich als geschichtliche Ergebnisse erweisen, wie sie aus Verträgen, Gewohnheiten und Bräuchen, praktischen Bedürfnissen und dem Willen Mächtiger (einzelner oder Parteien) hervorgingen.

Mit der Zurückweisung sogenannter Naturrechte als einer Grundlage zur Entwickelung einer Rechtsordnung und Prüfstein ihrer Güte soll aber keineswegs gesagt sein, daß jede bestehende Rechtsverfassung — einfach kraft ihres thatsächlichen Daseins — auch gutzuheißen sei. Die widerspruchslose Ergebung in herkömmliche oder neu auferlegte Rechtsgesetze findet sich nur in solchen Gesellschafts-Gebilden, wo die einzelnen Glieder der geistigen Befähigung oder der äußerlichen Mittel entbehren, auf die Gesetzgebung einzuwirken. In Staaten mit regem politischen Leben verstummt die Frage nach der Angemessenheit der bestehenden Rechtseinrichtungen gegenüber deren ausgesprochener oder angenommener Bestimmung nie; sie bildet die treibende Ursache in der Bildung und in der Thätigkeit der Parteien und liegt allen Bestrebungen zur Abänderung und Erweiterung der Rechtsgesetze zu Grunde. Der Maßstab, nach welchem wir den Wert einer bestehenden Rechtsverfassung beurteilen, ist — soweit nicht bloß äußerliche Zweckmäßigkeit in Anschlag kommt oder allgemeiner Brauch und Herkommen ausreichen — unser Rechtsgefühl, welches unmittelbar aus dem Sittengesetze hervorgeht und welches uns die Einrichtungen und Gesetzesbestimmungen vorzeichnet, welche nach unserer Einsicht und nach unserem Gutfinden zu Recht bestehen sollten, wenn sie auch in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Gewisse sittliche Grundsätze, die allgemeine oder weit verbreitete Anerkennung innerhalb eines Volkes finden, müssen daher in seiner Gesetzgebung ausgedrückt sein, und insofern besteht bei fortgeschrittenen Völkern allerdings ein Zusammenhang zwischen Moral und Recht. Da aber das Sittengesetz im Bewußtsein der einzelnen je nach deren Erziehung, Einsicht und Neigungen verschiedenen Inhalts ist, so ist auch das Rechtsgefühl bei den einzelnen verschieden. Je weiter man sich von den letzten Ausgestaltungen einer gewollten, noch herzustellenden Rechtsordnung fern hält, desto größer wird die Zahl derjenigen sein, welche in ihren Anschauungen und Zielen übereinstimmen; je

mehr man aber von allgemeinen Sätzen zu einzelnen Bestimmungen vorschreitet, desto mehr werden die Ansichten und Bestrebungen der einzelnen auseinander weichen, und man wird endlich kaum zwei Menschen finden, welche in allen Rechtsfragen übereinstimmen. Da nun die Verschiedenheit der einzelnen in ihren Anlagen, Gemütsneigungen und Glückseligkeitszielen nie ausgeglichen werden kann, wird auch nie eine Rechtsordnung erreicht werden können, welche alle einzelnen dauernd befriedigt, und da ferner äußere, aus den Lebensschicksalen der Völker entspringende Umstände die Ziele der Gesetzgebung nach Art und Zahl fortwährend verändern, so werden auch deren Rechtsverfassungen auf unüberseh bare Zeit nie zu völliger Ruhe kommen.

Zur Zersplitterung der Meinungen und Verschärfung der Gegensätze auf dem Gebiete der Rechtseinrichtungen trägt noch ein anderer Umstand bei. Zu den unabwälzbaren Leidensverhängnissen, welche die Menschheit bedrücken, gehört auch, daß sich kaum eine gesellschaftliche Einrichtung denken läßt, welche nur Gutes wirkte, ohne auch Uebel hervorzubringen. In gewissem Sinne sind alle Gesetze — so wohlthätig auch sonst ihre Wirkungen sein mögen — von Uebel, denn sie beschränken immer die Freiheit, deren Wahrung in möglichstem Umfange einen wichtigen Teil unseres Wohlbefindens und der erstrebten Glückseligkeit ausmacht. Durch die Einführung neuer Erfindungen in unseren Verkehrseinrichtungen und in das Gewerbewesen — wie überhaupt durch die fortwährende Weiterentwickelung auf diesen Gebieten — werden die Beziehungen zwischen den Menschen unaufhörlich vermehrt und ihre Verwickelung gesteigert, so daß zur Ordnung dieser Beziehungen immer wieder eine Vermehrung der gesetzlichen Bestimmnngen nötig wird. Hierzu kommen noch die vielen Gesetze, durch welchen man den schädlichen Auswüchsen zu begegnen trachtet, welche aus der vorwiegend individualistischen Beschaffenheit unserer Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung allmählich hervorgehen. So mehren

sich die Gesetze, welche über unser Thun und Lassen wachen, zu einer unbehaglichen, kaum mehr zu übersehenden Fülle; man wird an die Worte Tacitus' erinnert, der einmal in seinen Annalen sagt: „Früher mußten wir uns vor der Menge der Missethäter fürchten, jetzt vor der Menge der Gesetze!"

Ein zweiter Uebelstand aller Gesetze liegt darin, daß sie eine große Anzahl von Einzelfällen unter einen Gesichtspunkt bringen und darum auf die Eigentümlichkeit besonderer Fälle keine Rücksicht nehmen, somit oft Wirkungen herbeiführen, welche ursprünglich gar nicht beabsichtigt waren. Während die Freiheitsbeschränkungen in's Endlose wachsen, welche unter den gegenwärtig herrschenden Bedingungen aus der fortschreitenden Vermehrung und Ausgestaltung unserer Kultureinrichtungen — unterstützt durch die starke Vermehrung der Menschheit und ihr Zusammendrängen auf engen Gebieten — hervorgehen, werden wir gleichzeitig vom Leben in und mit der Natur und von einfachen, natürlichen Gesellschaftsformen immer mehr abgedrängt. Daher die Erscheinung, daß viele, darunter hochgebildete Menschen, den Aufenthalt, nicht nur auf dem Lande oder in der Waldeinsamkeit, sondern sogar in Ländern rückständiger Kultur den Genüssen des Lebens in unseren Groß- und Weltstädten vorziehen. Zieht man noch ferner in Betracht, daß der glänzende Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiete die gesellschaftliche Ungleichheit vergrößert und die Leiden der Armen gesteigert hat, indem er ihr Begehren reizt, ohne es zu sättigen, so fühlte man sich fast versucht, an dem Nutzen unserer Erfindungen für allgemeines menschliches Wohl zu zweifeln, wenn nicht die Aussicht bliebe, daß allerdings für das Leben der Gesellschaft einfachere, naturgemäßere Formen gefunden werden können, in welchen die Interessen der Einzelnen mit denen der Gesamtheit — wenn auch nie vollständig, so doch zum großen Teil — verschmolzen erscheinen, und in welchen die gegenwärtig fast grenzenlose Menge oft zwecklos quälerischer Gesetze auf ein faßbares Maß zurückgeführt ist.

Da, wie schon gesagt, im öffentlichen Leben kaum eine Einrichtung denkbar ist, die nur Gutes wirkt und nicht auch Nachteile im Gefolge hat, ist eigentlich die Auswahl des kleinsten unter einer Mehrzahl von Uebeln die Aufgabe aller Staatskunst. Keine der großen Parteien, welche unter verschiedenen Bezeichnungen in den verschiedenen Ländern gleichartige oder ähnliche Ziele verfolgen, kann sich verhehlen, daß die Verwirklichung ihre Bestrebungen zu mannichfachen Uebeln führt; nur scheint ihnen der Nutzen der gewollten Einrichtungen den daran sich knüpfenden Schaden zu überwiegen. Die gute und die schlechte Seite der Wirkungen, welche durch bestimmte Gesetze und Einrichtungen herbeigeführt werden, erfahren eben von den Einzelnen, je nach ihrer subjektiven Empfindung, eine verschiedene Schätzung. Die Einen streben nach einer möglichst festen, straffen Ordnung und sind zu großen Opfern an Freiheit bereit, um erstere zu kräftigen und zu erhalten. Andere betrachten den Glauben und die religiöse Gesinnung als die wichtigste Grundlage alles menschlichen Wohles und wollen den Staat hauptsächlich diesem Ziele dienen sehen, das natürlich nur durch Beeinträchtigung der Glaubensfreiheit erreicht werden kann. Wieder andere gehen von der Ansicht aus, daß aller Kulturfortschritt nur im Rahmen der Nation erfolgen könne; der Staat soll ihrer Ansicht nach ein Nationalstaat sein und sich vor allem die Erhaltung und Veredelung der nationalen Güter zur Aufgabe setzen; geschehe dies auch auf Kosten der Freundschaft mit anderen Völkern, der Handelsfreiheit und mit einem großen Aufwande für Streitmacht. Das Ideal der liberalen Partei ist die Freiheit; dieselbe soll in allen Beziehungen in praktisch möglichstem Ausmaße gewährt werden; die Aufgaben der Staatsgewalt sollen auf den Schutz des Lebens und des Eigentums beschränkt bleiben; im Uebrigen soll den Bestrebungen der Einzelnen möglichst freier Spielraum gelassen werden. In der That ist die Freiheit ein so hohes Gut und der natürliche

Freiheitsdrang in den meisten Menschen so kräftig, daß die Bestrebungen dieser Partei einen viel größeren Beifall fänden, wenn nicht die uneingeschränkte Freiheit auf wirtschaftlichem Gebiete dem von der Natur oder vom Schicksal Begünstigten eine ungeheuere Ueberlegenheit über die Schwächeren verschaffte, wodurch die beklagenswerten Uebelstände veranlaßt werden, deren Beseitigung samt ihren Ursachen das Ziel der sozialistischen Partei ist. Diese strebt nach möglichster Gleichheit, nicht nur in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung und stellt dem Staate die Aufgabe, die heute herrschende große Verschiedenheit in den Bedingungen zum Erwerb der sachlichen Lebensgüter auszugleichen, was nach ihrer Meinung am vollständigsten durch Ueberführung der Produktionsmittel aus dem Privatbesitz in den der Gesamtheit erfolgt, während die weitest gehenden Anhänger dieser Richtung geradezu die Organisation und den Betrieb aller Arbeit durch den Staat fordern. Auch dieses Ziel ist nur durch eine mehr oder minder starke Einschränkung der persönlichen Freiheit erreichbar, und dies ist der Uebelstand, welcher viele, sonst freidenkende, gebildete Leute zu Gegnern des Sozialismus macht, obwohl sie ihm in anderen allgemeinen Grundsätzen beistimmen.

Fragt man nach der Stellung des Materialismus zu den Zuständen und Vorgängen auf dem Gebiete des Völkerlebens, so ist zu erwidern, daß der Materialismus als solcher, nämlich als ein System von Anschauungen über Natur und Leben, natürlich keine politische Partei bildet und in keiner der irgendwo bestehenden, der praktischen Thätigkeit sich widmenden, Parteien seine ausgesprochene Vertretung hat. Anhänger der materialistischen Weltbetrachtung finden sich wohl in allen Parteien — die kirchliche ausgenommen — jedoch vorwiegend in den verschiedenen freisinnigen Richtungen (mit Einschluß der sozialistischen). Die Uebertragung der materialistischen Grundsätze auf das politische Gebiet und ihre logische

Weiterbildung führt allerdings zu Folgerungen, welche thatsächlich vielen Forderungen jener Parteien nahe kommen oder mit ihnen übereinstimmen. Die Leugnung jeder übernatürlichen Einwirkung auf den Lauf der Welt bringt den Materialismus in Gegensatz zu allen positiven Religionen und seine Anhänger widersetzen sich daher auch allen Bestrebungen, welche die staatliche Gesellschaft mehr oder minder unter die Herrschaft bestimmter religiöser Glaubenslehren zu bringen versuchen. Da die Aufnötigung irgend eines Glaubens oder einer Gesinnung zugleich unmöglich und ungerecht ist, fordert der Materialismus Denk- und Glaubensfreiheit und das Recht auf ungehinderte Meinungsäußerung. Die Bildungsstufe der einzelnen Menschen, ihre Gemütseigenschaften, ihre sittliche Beschaffenheit, ihr Glauben und ihre Gesinnungen stellen nach materialistischer Lehre hauptsächlich die Wirkung äußerer Umstände dar; selbst der menschliche Wille ist ihr zufolge das natürlich notwendige Ergebnis bestimmter Ursachen. Von Natur aus gelten dem Materialismus alle Menschen als gleichwertig; er erkennt daher keine durch Geburt erlangten, gesellschaftlichen Vorrechte als natürlich begründet an, und alle in Volkstum, Glauben, Stand, Beruf u. s. w. vorhandene Verschiedenheit der Menschen, ist rein äußerlich; gewissermaßen zufällig. Die Wohlfahrtsbestrebungen der Menschen werden zwar auf unabsehbare Zeit hinaus im Rahmen der Nationen erfolgen müssen; aber die Eifersucht zwischen den einzelnen Völkern erscheint dem Materialismus als eine schädliche, die Vereinigung der Kräfte für gemeinsame Ziele hindernde Verirrung. Die hervorragenden Führer des Materialismus haben daher ihre Teilnahme immer auf das ganze Menschengeschlecht ausgedehnt; sie glauben, daß durch die Verallgemeinerung und Steigerung der geistigen Bildung, sowie durch einen gerechten Ausgleich in den Erwerbsbedingungen, Zustände herbeigeführt werden können, in welchen die Armut vermindert, wenn nicht gänzlich beseitigt, Unwissenheit und Verbrechen auf's Aeußerste verringert

erscheinen und in welchen den einzelnen die Segnungen der Kultur in viel höherem Maße zugeführt werden können, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Was die Staatsform anbelangt, so muß der Materialismus jedenfalls die Despotie und die absolute Monarchie verwerfen, weil in beiden die angeführten praktischen Bestrebungen des Materialismus nicht zu verwirklichen sind. In der Wahl zwischen Verfassungs-Monarchie und Republik kann ein allgemein giltiges Urteil nicht gefällt werden. Jede der beiden Formen bietet neben Vorteilen auch unverkennbare Nachteile, welche beide schon so vielfach beleuchtet worden sind, daß ihre Erörterung in dieser Schrift unterlassen werden kann. Vom Standpunkte der reinen Zweckmäßigkeit betrachtet, mag für ein Volk und für bestimmte Zustände die gemäßigte Monarchie, für ein anderes Volk und andere Zustände die Republik den Vorzug verdienen. Den meisten Anhängern des Materialismus wird die Republik als die der Würde eines gebildeten und wohlgesitteten Volkes besser entsprechende Staatsform erscheinen, und es bleibt zu hoffen, daß fortschreitende Bildung und Erstarkung des Gemeinsinnes und der bürgerlichen Tugenden die Einwände hinfällig machen, welche heute noch häufig von sonst aufgeklärten und freiheitsliebenden Männern gegen die republikanische Verfassung erhoben werden.

## XI.

In der Unvollkommenheit des menſchlichen Wiſſens haben alle Religionen und der mit denſelben zuſammenhängende Gottesglaube ihren Urſprung. Denn das Kennzeichnende aller Religionen iſt der Glaube an das Uebernatürliche, d. h. der Glaube, daß die Vorgänge in der Welt ihren letzten Grund nicht in der Natur haben und nicht mit innerer Notwendigkeit, ſondern nach dem Willen eines, mit überſinnlichen Fähigkeiten ausgerüſteten, Weſens erfolgen. Zu dieſem Glauben wurden die Menſchen durch die Unfähigkeit geleitet, den Grund vieler Vorgänge zu erkennen; dieſelben erſchienen ihnen alſo als willkürliche Handlungen von Weſen, deren Willen ſich die Welt mehr oder minder vollſtändig unterworfen zeigte. Solche — mit überſinnlicher, geheimnisvoller Kraft ausgeſtattete — Weſen oder Gottheiten mußten auch das menſchliche Schickſal beeinfluſſen können; man ſuchte daher durch Darbietung von Speiſe und Trank (Opfer) und durch andere, für ihnen wohlgefällig gehaltene Handlungen ſich ihre Gewogenheit und ihr Wohlwollen zu ſichern.

Der Gedankengang, welcher zum Glauben an Gottheiten und zur Ausbildung von Formen der Gottesverehrung führte, iſt ein ſo natürlicher, dem ungebildeten Menſchen ſich von ſelbſt aufdrängender, daß es uns nicht wundern darf, den Gottesglauben bei faſt allen Völkern anzutreffen. Derſelbe hat ſich

indessen bei den verschiedenen Völkern bekanntlich auch sehr verschieden ausgebildet. Die Neger Afrikas und andere rohe Völkerschaften betrachten bestimmte Steine, Bäume oder Tiere als Götter; bei den alten Egyptern namentlich genossen manche Tiere, wie Katzen, Ibise und Krokodile göttliche Verehrung. Andere Völker stellten sich ihre Götter als veredelte, vervollkommnete Menschen vor und dachten sich dieselben auf hohen Bergen, in Wäldern oder im „Himmel" wohnend; manche glaubten an eine Mehrzahl von Gottheiten, manche nur an einen Gott. In den polytheïstischen (vielgötterischen) Religionen wurden gewöhnlich durch die einzelnen Gottheiten Naturkräfte und natürliche Vorgänge oder auch menschliche Zustände und Leidenschaften versinnlicht; in der Ausstattung der einzelnen Gottheiten mit bestimmten Fähigkeiten und Eigenschaften, und in der Schilderung ihrer Erlebnisse und ihres Verhältnisses zur Menschheit blieb der Phantasie ein weites Gebiet überlassen, und so entstanden die oft sinnigen Erzählungen, durch welche natürliche Vorgänge oder menschliche Zustände und Handlungen in ein wohlgefälliges, mythisches Gewand gekleidet wurden. Insbesondere bekundet sich in der herrlichen griechischen Götterlehre der dichterische Genius dieses Volkes in unvergleichlicher Anmut und schöpferischer Größe.

Auch der christliche Gott wird menschlich vorgestellt; er schuf den Menschen nach seinem Bilde. Er empfindet menschliche Gemütsregungen; er gerät in Zorn und straft die Sünden der Eltern an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Die christliche Gotteslehre ist nicht rein monotheïstisch; sie enthält im Teufelsglauben einen dualistischen und in der Dreifaltigkeitslehre einen polytheïstischen Bestandteil beigemengt; der christliche Gott besteht nämlich aus drei Wesen oder — genauer gesagt — aus zwei Personen („Gott Vater" und „Gott Sohn") und einem Geist (dem „heiligen Geist"); die drei zusammen sollen eins und doch zugleich drei sein — eine Rechenaufgabe, die dem Verstande frommer Seelen schon viel

zu schaffen gemacht hat. Im übrigen ist Gott nach christlichem Glauben allwissend und allmächtig, auch allgütig!

Wie stellt sich nun eine auf Naturforschung gegründete Weltanschauung zum Gottesglauben?

Eine tiefere Betrachtung der Natur, die Erkenntnis des Gesetzmäßigen in vielen Erscheinungen mußte schon früh zu der Meinung führen, daß diese Gesetzmäßigkeit auch in anderen Erscheinungen, deren Grund man nicht zu erkennen vermochte, gleichwohl vorhanden sei, und daß die Naturerscheinungen mit Notwendigkeit und unter Ausschluß jeglichen Willens erfolgen. Hierdurch geriet der Glaube an Gott oder Götter in's Wanken, da nun deren Mitwirkung zum Zustandekommen der Erscheinungen nicht erforderlich war, und da auch nie Fälle wahrgenommen wurden, in denen Naturgesetze durch göttlichen Willen aufgehoben erschienen.

Schon unter den Gebildeten des Altertums scheint — wie aus ihren Schriften und vielen geschichtlichen Thatsachen hervorgeht — der Glaube an die Götter ein sehr lockerer gewesen zu sein. Sie erkannten in der Götterlehre eine Schöpfung menschlicher Phantasie; Herodot nennt Homer und Hesiod als diejenigen, welche den Hellenen ihre Götterlehre gegeben hätten. Die Verehrung der Götter war indessen in so heitere, sinnliche Formen gekleidet, diente einer so herrlichen Bethätigung der Kunst und war in ihrem Auftreten so duldsam, daß sie keine Auflehnung von seiten derer hervorrief, welche an das Dasein von Göttern nicht glaubten. Manche alte Schriftsteller sprechen nur von einer Gottheit überhaupt; aber auch deren Bestehen wird von anderen (z. B. Plinius) in Zweifel gestellt. Die Epikureer leugneten das Eingreifen der Götter in den Lauf der Welt und in das menschliche Schicksal und wiesen ihnen als Aufenthaltsort die leeren Räume zwischen den Himmelskörpern an, wo dieselben in behaglicher Ruhe, ungestört von dem Getriebe der Welt, ihr Dasein verbringen sollten. Der, der epikureischen Richtung

angehörige Dichter Carus Lucretius nahm in seinem bereits erwähnten Lehrgedichte: de rerum natura geradezu einen atheïstischen Standpunkt ein.

Die christliche Lehre von Gott und der göttlichen Weltordnung wurde hauptsächlich durch die Ausbildung der Naturwissenschaften erschüttert. Die Himmelskunde weist die untergeordnete Stellung der Erde unter den Weltkörpern nach und führt die Bewegungen der Wandelsterne auf bestimmte Gesetze zurück. Die Naturlehre erkennt in gewissen, am Stoffe haftenden Kräften die Ursachen von Naturerscheinungen, welche bisher die Menschen mit Staunen und Grauen erfüllt hatten. Die Chemie weist auf die Ewigkeit und Unvergänglichkeit des Stoffes hin und legt den Grund zur Physiologie, welche die Lebenserscheinungen aus chemischen, physikalischen und mechanischen Ursachen ableitet. Geologie und Paläontologie geben Aufschlüsse über die Bildung der festen Erdrinde und die Geschichte der Erdbewohner und beweisen die Unhaltbarkeit der biblischen Schöpfungssage. Ueberall muß die Willkür der Gesetzlichkeit weichen; alle Erscheinungen, die wir auf ihren Ursprung zurück zu verfolgen mögen, enthüllen sich uns als die erfahrungsmäßig notwendigen Wirkungen von Eigenschaften des Stoffes. — Die Erkenntnis, daß göttlicher Wille zur Erhaltung der Welt entbehrlich sei, durchdrang die Geister und rief den englischen Deïsmus hervor, welcher Gott, nachdem er die Welt erschaffen und ihr Gesetze gegeben, von der Weltbühne zurücktreten läßt. Aber auch diese Lehre mußte weiter gehenden Meinungen, dem Pantheïsmus und dem Atheïsmus das Feld räumen, und namentlich der letztere findet zahlreiche offene und noch viel mehr stillschweigende Bekenner.

Die Verteidigung des Gottesglaubens klammert sich nun an jene Thatsachen, welche aus bekannten Gründen nicht erklärt werden können. Da wir uns eine rückwärts liegende Ewigkeit nicht vorstellen können, müsse die Welt einmal er-

ſchaffen worden ſein; da wir viele Lebenserſcheinungen, wie das Wachstum, die Vererbung, das Entſtehen der Empfindung, der Vorſtellung, des Willens nicht aus den Eigenſchaften des Stoffes zu erklären vermöchten, müſſe auch hier das Eingreifen der göttlichen Weisheit und Allmacht angenommen werden. Endlich werden noch die Zweckmäßigkeit in der Welt, das Gewiſſen und die angeblich allgemeine Verbreitung des Glaubens an Gott als Beweiſe ſeines Beſtehens aufgeſtellt. Da die letzterwähnten Beweisverſuche ſchon im vorausgegangenen beſprochen ſind, ſoll im nachfolgenden nicht weiter mehr auf ſie eingegangen werden.

Es iſt an früheren Stellen ſchon darauf hingewieſen worden, daß zwar die nächſten Urſachen der Vorgänge im lebenden Pflanzen- und Tierkörper, wo überhaupt erkennbar, immer ſolche ſind, die wir auch in der unbelebten Natur überall wirkſam finden, daß es aber keineswegs möglich iſt, das verknüpfende Band zwiſchen den uns bekannten Eigenſchaften des Stoffes und allen Lebenserſcheinungen nachzuweiſen, und daß namentlich das Hervorgehen geiſtiger Zuſtände und Thätigkeiten aus ſtofflichen Veränderungen unerklärlich bleibt. Andere Verlegenheiten bereitet der Unendlichkeitsbegriff. Auf die idealiſtiſchen Welterklärungen und das Syſtem Kant's, welche dieſe Schwierigkeiten in eigentümlicher Weiſe zu löſen oder zu umgehen ſuchen, ſoll hier nicht weiter eingegangen werden, da ſie das Unverſtändliche in der Welt nur noch vermehren, über Sein oder Nichtſein eines Gottes auch nichts zu ſagen wiſſen, und da die für das Daſein Gottes gewöhnlich beigebrachten Beweisverſuche ebenfalls von der Wirklichkeit der Erſcheinungswelt ausgehen, alſo auch vom gleichen Standpunkte aus beurteilt werden müſſen.

Im Laufe der vorausgegangenen Betrachtungen wurde ausgeführt, daß wir eine in der Vergangenheit ſich ausdehnende Ewigkeit des Stoffes nicht nur annehmen müſſen, ſondern uns auch denken können unter der Vorausſetzung, daß

die Zeit, also die Bewegung, die Veränderung, einen Anfang genommen habe; wie aber die erste Bewegung zu stande kam, ist uns unerklärlich. Anhänger des Gottesglaubens werden in diesem Umstande einen Beweis für das Dasein Gottes erblicken, welcher der Welt wenigstens den ersten Anstoß gab. Allein die Annahme einer Gottheit als Ursache der ersten Bewegung löst das vorhandene Rätsel nur, indem sie ein zweites, gleicher Art, an seine Stelle setzt. Denn die nächste Frage wäre: Woher kam die Gottheit, wie ist sie entstanden? Wenn vergangene Ewigkeit undenkbar ist, wie kann Gott seit Ewigkeit bestehen? Und wenn die Gottheit doch schon ewig bestände, warum wirkte sie nicht seit Ewigkeit? Oder sie wirkt seit Ewigkeit; dann aber wäre das Zeitliche doch anfangslos und der Widerspruch, der gelöst werden sollte, wieder vorhanden. Ist das Ursächlichkeits-Gesetz jenseits der sinnlichen Erfahrung ungiltig, dann ist zur Erklärung der ersten Bewegung kein Gott notwendig; hat es aber allgemeine Giltigkeit, so muß es auch auf den göttlichen Willen ausgedehnt werden. Dann wird aber die Ursachenkette, deren Anfang im freien Willen Gottes liegen sollte, wieder anfangslos. — Hinter jedem Erklärungsversuch verbirgt sich also immer die gleiche Unbegreiflichkeit.

Wie sollen wir überhaupt uns Gott vorstellen? Die monotheïstischen Religionen verlangen den Glauben an einen persönlichen Gott und sind dabei insofern im Rechte, als wir uns geistige Fähigkeiten nur im Zusammenhange mit einem belebten stofflichen Wesen denken können. Da die letztgenannten Religionen in den Völkern zu einer Zeit entstanden, wo das Naturwissen sich noch in der Kindheit befand, sind sie nicht in Verlegenheit, ihrem persönlichen Gott auch einen Wohnort — nämlich den Himmel — anzuweisen. Nachdem man inzwischen erkannt hat, daß der Himmel nichts Festes, Stoffliches ist, sondern die auf Sinnestäuschung beruhende also nur scheinbare, Kugelfläche darstellt, auf der sich uns die

Weltkörper oder auch atmosphärische Erscheinungen zeigen, so entsteht die Frage, wie und wo ein persönlicher Gott im Himmel leben könne. Gott soll auch allgegenwärtig sein, was wiederum mit dem Begriffe der Persönlichkeit unvereinbar ist. Der christliche Gottesbegriff ist überhaupt ganz unklar, verschwommen und voll Widersprüche.

Viele denkende Bekenner eines höchsten Wesens, welche es für statthaft hielten, in ihren Gedanken und Ansichten die von den kirchlichen Glaubenslehren gezogenen Glaubensgrenzen zu überschreiten und welche die Persönlichkeit Gottes mit der Würde der Gottheit, mit unserem Wissen von der Natur, überhaupt mit einem logischen Gedankengang nicht zu vereinbaren vermochten, haben sich einer pantheïstischen Auffassung Gottes zugewendet, d. h. sie betrachten Gott und die Welt als eine Einheit, als eines und dasselbe, leugnen also bestimmt Gottes Persönlichkeit und nehmen vielmehr an, daß er die ganze Welt durchdringe.

Indessen vermag der Pantheïsmus, eben so wenig wie der Monotheïsmus, Wesen, Wirkung und Eigenschaften seines Gottes in verständlichen Zusammenhang zu bringen. Unter denjenigen gebildeten Leuten unserer Zeit, welche überhaupt den Glauben an eine Gottheit aufrecht erhalten, ist der Pantheïsmus die gewöhnliche Vorstellung, wiewohl er dem christlichen Gottesbegriffe widerspricht. Mit dem Pantheïsmus steht oft der Glaube an die sogen. Lebenskraft in Zusammenhang; unvermögend, die Lebenserscheinungen aus den bekannten Eigenschaften des Stoffes ausreichend zu erklären, glauben viele an die Mitwirkung einer unfaßbaren, geheimnisvollen Kraft, welche den lebenden Körpern innewohne, und bringen diese in Beziehung zur Gottheit. Man mag übrigens über die Lebenskraft oder eine göttliche, die ganze Welt durchdringende Kraft urteilen wie immer, so wird man von einer bloßen Kraft nicht erwarten wollen, daß sie wie ein Mensch, oder gar wie ein Gott, empfinde, denke und wolle. Die pantheïstische Welt-

betrachtung entkleidet daher den Gottesbegriff gerade seiner wesentlichsten Merkmale. — Indem sie Welt und Gott für Eines setzt, wird sie zur Folgerung geleitet, daß jeder Mensch ein Teil der Gottheit sei, daß daher auch die menschlichen Willensregungen von Gott bestimmt werden und es folglich keine Willensfreiheit gebe. Hierin lag ein weiterer Grund für die feindselige Stellung der christlichen Kirche gegen den Pantheïsmus, wiewohl auch sie lehrt, es geschehe in der Welt nichts ohne den Willen Gottes, durch welchen Lehrsatz sie ebenfalls die menschliche Willensfreiheit leugnet.

Viele Leute, die sich selbst vom Gottesglauben abgewendet haben, oder doch gegen Gott und Religion in Gleichgiltigkeit verharren, halten es trotzdem für notwendig, den Glauben an Gott, sowie an Unsterblichkeit, Himmel und Hölle unter den Volksmassen aufrecht zu erhalten, in der Meinung, daß der Gottesglaube die Grundlage des Sittengesetzes bilde und dasselbe in Mißachtung falle, wenn es nicht durch ein Wesen von höchstem Ansehen geschützt und wenn die Erwartung von Lohn für gute und Strafe für schlechte Handlungen in einem geglaubten Jenseits vernichtet würde. — In dem vorausgegangenen Abschnitt ist zu zeigen versucht worden, daß das Sittengesetz seinen Ursprung in angeborenen Trieben und Leidenschaften, in der Erfahrung und im menschlichen Verstande habe und daher mit Gott und ohne Gott beobachtet würde; wo eine Religion sittliche Gebote enthält, sind beide nur aus Zweckmäßigkeitsgründen mit einander vermengt worden. Viele Gebote unseres Sittengesetzes, wie: Fleiß, Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Beharrlichkeit sind in der christlichen Sittenlehre nirgends enthalten und stehen doch in allgemeiner Achtung. Die Religion der alten Griechen und Römer enthielt keine sittlichen Gesetzesbestimmungen; sie konnte eher den Glauben erwecken, daß die Menschen auch in manchen schlechten Handlungen dem Beispiele der Götter folgten, oder sich des Beistandes derselben zu erfreuen hätten; dennoch stand auch bei

diesen Völkern die Sittlichkeit, wenigstens durch lange Zeiträume, in hohem Ansehen, und ihre Geschichte weist zahlreiche Männer von unübertroffenen Tugenden auf. Wäre der Gottesglaube notwendig, um dem Sittengesetze Achtung zu verschaffen, so müßte sich nachweisen lassen, daß die zahlreichen Gottesleugner in allen Volksklassen nach allgemeinem Urteile schlechtere Menschen wären, als die Gottesgläubigen; aber jeder Unbefangene weiß, daß dies keineswegs der Fall ist. Wenn Gottesglaube, Kirchenbesuch und andere religiöse Andachtsübungen die Menschen zum Guten anhielten, müßten die, zumeist gut religiösen Bauern friedfertiger, ehrlicher, uneigennütziger, keuscher, mäßiger, freigebiger und duldsamer sein als die dem Unglauben sich zuneigende Stadtbevölkerung, während allgemeine Erfahrung und Statistik doch das Gegenteil behaupten; es müßten ferner die glaubenseifrigen Bewohner Rußlands, der Wallachei, Bosniens oder Süd-Italiens tugendhaftere Menschen sein als die minder gläubige, aber gebildetere Bevölkerung deutscher oder französischer Städte. Die strenggläubigen Juden Polens und Ungarns verrichten den Gottesdienst und sonstige religiöse Gebräuche mit äußerster Strenge; aber von ihrer Tugendhaftigkeit in Handel und Wandel will ich lieber nicht reden. Die Geschichte der christlichen Völker zeigt vielmehr, daß Gottesglaube und Religion sich mit rohen Gesinnungen, Verbrechen, Gräuelthaten jeder Art und zügellosen Ausschweifungen ganz wohl vertrugen und bessere, menschlichere, Sitten immer nur durch den Fortschritt der allgemeinen Bildung herbeigeführt wurden.

Wohl mit mehr Recht kann man behaupten, daß der religiöse Glaube nicht selten zu Verwirrungen der Rechtsbegriffe führe, da die allgemein herrschende Art der Religionsübung in vielen Teilnehmern den Glauben nährt, die Rechtschaffenheit oder Frömmigkeit bestehe in gewissen äußerlichen Verrichtungen, (wie: Fasten, d. h. Fischessen, Beten u. s. f.) und begangene schlechte Handlungen könnten durch Beichten, Messelesen, Wall-

fahrten u. dergl. wieder ausgeglichen werden. Vielleicht die Mehrzahl der Gottesgläubigen vermeint allein durch die Beobachtung der äußerlichen religiösen Vorschriften gottgefällige Handlungen zu begehen und sich dadurch die Anwartschaft auf Gottes Gnade und ewige Seligkeit zu erwerben und betrachtet ihren bloßen Glauben an Gott schon als verdienstlich, während sie mit Bedauern, wenn nicht gar mit Abscheu, auf solche herabblickt, welchen dieser Glaube abgeht.

Was ein Mensch glaubt oder nicht, ist ganz unabhängig von seinem Willen, und im Glauben, Zweifeln oder Nichtglauben kann daher weder Verdienst noch Unrecht liegen. Es ist daher eine der unsinnigsten Verirrungen des Denkens und Wollens, deren sich namentlich das Christentum in unzähligen Fällen schuldig gemacht hat, Menschen wegen ihres Glaubens zur Rechenschaft zu ziehen, zu bestrafen und sie zu einem Glauben zwingen zu wollen. Selbst jetzt noch wird unter christlichen Völkern den Menschen schon bei der Geburt ein Glaube beigelegt, so daß das sogenannte „Glaubensbekenntnis" geradezu einen Hohn auf den Glaubensbegriff bildet.

An Gott möge glauben, wer immer sich durch innere Gründe dazu bestimmt fühlt, und niemand soll um seines Glaubens willen behelligt werden; aber auch der Gottesleugner kann für seine Ueberzeugung, zu der er durch Nachdenken und geistige Betrachtung gelangt, gewiß ebensoviel Achtung verlangen, wie andere für eine Meinung, die sie durch Geburt und Erziehung erworben.

## XII.

Unter den Religionen, welche in der Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes zu einer hervorragenden Bedeutung gelangt sind, müssen wir dem Christentum unsere besondere Beachtung zuwenden, weil wir, ob wir ihm angehören oder nicht, von demselben mehr und unmittelbarer als von jedem anderen Glauben berührt werden, weil es die Religion der europäischen und der von ihnen abstammenden Völker ist und deren Geschichte, innere Einrichtungen, Gesinnungen und Sitten im höchsten Grade beeinflußt hat. Das Christentum erhebt darauf Anspruch, daß es die allein richtige Glaubenslehre sei, daß es allein die Menschen zur Seligkeit zu führen vermöge, daß es die größte Verbreitung besitze, daß die gebildetsten Völker sich zu ihm bekennen und daß diese ihm ihre hohe Kulturentwickelung verdanken.

Prüfen wir zunächst den Inhalt der christlichen Lehre und deren Beziehungen zur menschlichen Vernunft, um uns dann ihrer Geschichte zuzuwenden und endlich die oben angeführten Ansprüche einer Untersuchung zu unterwerfen.

Die christliche Religion, bekanntlich aus der jüdischen hervorgegangen, hat ihren Stifter in Christus, einer vielleicht nur mythischen Person. Das Streben Christi war ursprünglich nur auf Reinigung und Verbesserung des jüdischen Glaubens gerichtet; doch wurden seine Lehren, verschmolzen mit

jüdischen Glaubensbestimmungen, von seinen Anhängern zu einer neuen Glaubenslehre geformt und als Christentum weiter verbreitet. Dasselbe lehrt, wie schon erwähnt, den Glauben an einen dreieinigen, d. h. aus drei Wesen zusammengesetzten Gott, der im Himmel thront und von dort aus den Lauf der Gestirne und das Schicksal der Menschen lenkt. Ihm steht ein Gott des Bösen — der Teufel — gegenüber, der seinen Wohnsitz in der Unterwelt — der Hölle — hat und der die Menschen zum Schlechten zu lenken sucht, um sich nach ihrem Tode ihrer Seelen bemächtigen zu dürfen. Daneben bestehen noch viele Gottheiten niedrigen Ranges — Engel — welche zwar ebenfalls mit übernatürlichen Fähigkeiten ausgerüstet, indessen nur die Vollstrecker von Gottes Befehlen sind. (Gott ist der „Herr der Heerschaaren.") Auch dem Teufel werden solche Gehilfen zuerkannt. Die Seelen der Menschen sind unsterblich; nach dem leiblichen Tode der Menschen wird über sie Gericht gehalten und je nach ihrem Verhalten werden sie in das Himmelreich zu den Seligen aufgenommen oder in die Hölle verstoßen und dort ewigen Qualen ausgesetzt. Gericht wird gehalten am „jüngsten Tage," an dem die ganze Welt untergeht.

Durch den Sündenfall und die Erbsünde sind eigentlich alle Menschen zur Verdammnis bestimmt, denn seitdem ruht Gottes Zorn auf ihnen; endlich entschließt Gott sich aber doch, jenen Teil der Menschheit zu retten, der sich zum Guten wenden will. Sein Zorn erheischt aber ein Opfer; in seiner Güte legt er aber dasselbe nicht den sündigen Menschen auf, sondern opfert, um diese zu schonen, seinem Zorn seinen eigenen, geliebten Sohn! Dieser, aller Vernunft spottende Widerspruch ist noch lautere Weisheit, verglichen mit der Entstehungs- und Lebensgeschichte Christi, selbst. Nach den athanasianischen Glaubenssätzen ist Christi, der „Gott-Sohn" vom Vater „ewig gezeugt" (!), trotzdem von einem Weibe geboren, das aber durch Empfängnis und Niederkunft seine Jungfräulichkeit nicht ver-

liert. Der zum Manne gereifte Christus zieht, begleitet von einer Schaar Anhänger, als Wanderprediger im Lande umher und verrichtet dabei allerlei Wunder; er geht trockenen Fußes über das Wasser, heilt durch bloße Berührung Kranke, verwandelt Wasser in Wein und weckt sogar Tote auf, deren Leib schon zu verwesen beginnt. Einmal treibt er aus Sündern Teufel aus; denselben muß es aber im Freien nicht behaglich gewesen sein, daher sie in eine zufällig vorüberziehende Herde Schweine fahren! Wahrlich, wäre diese seltsame Fabel nicht von einem gläubigen Gemüte in der Absicht erfunden, das Ansehen des Heilandes zu erhöhen, man könnte sie für den tollen Einfall eines Possenreißers halten.

Merkwürdiger Weise erregen alle diese Zauberthaten kein besonderes Aufsehen. Christus wird endlich festgenommen, an's Kreuz geschlagen und stirbt, nicht ohne daß sich wieder viele Wunder vollziehen, die aber ebenfalls nur wenig bemerkt werden. Drei Tage nach seinem Tode wird Christus gar wieder lebend, verläßt sein Grab, verkehrt noch vierzig Tage mit seinen Jüngern und fährt dann in den Himmel.

Die ältesten auf uns überkommenen Schriften, welche vom Leben und Wirken Christi berichten, sind — nach neueren Forschungen — wenigstens Jahrzehnte, das Evangelium Johannis erst ein Jahrhundert nach dem Zeitpunkte geschrieben, auf welchen die Geburt Christi gesetzt wird, und sie widersprechen sich unter einander so sehr, daß die geschichtliche Wirklichkeit Christi ernstlichen Zweifeln unterliegt. Die durch Christus verkündeten Sittengebote sind schon lange vor ihm von verschiedenen Weisen und Religionsstiftern gelehrt worden; doch gebührt Christus — vorausgesetzt, daß er wirklich gelebt habe und für seine Lehre gestorben sei — das Verdienst, mit Eifer und Ueberzeugung für die Verbreitung dieser Gebote gewirkt zu haben. Dieselben sind zum Teil unerfüllbar, über menschliches Vermögen hinausgehend; zum Teil bekunden sie aber auch eine so edle Weisheit, eine so hochsinnige Menschenliebe,

daß sie dem Vortrefflichsten beigezählt werden müssen, was nur jemals gedacht und gesagt wurde. Aber gerade um die Befolgung dieser Tugend- und Weisheits-Gebote hat sich das Christentum — als Ganzes betrachtet — niemals ernstlich bemüht, sondern sie in ein Chaos sinnloser, vernunfthöhnender Glaubenslehren versenkt; in der Durchführung dieser Glaubenslehren — aber unter Verleugnung der Sittengebote seines Stifters — suchte es von jeher den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit und forderte deren Anerkennung mit einem, bis dahin in der Geschichte unerhörten, Fanatismus. Dem Christentum blieb es vorbehalten, Ketzerverfolgungen, Inquisitionsgerichte, Bartholomäusnächte, Autos da Fé und Hexenprozesse zu erfinden; zur größeren Ehre seines Gottes viele und lange Glaubenskriege zu führen, in denen das Andenken seines Stifters mit allen Greueln befleckt wurde, welche nur jemals die menschliche Natur entstellt haben.

Die Fragen, ob Christus ein Mensch oder ein Gott, ob er in Nazareth oder Bethlehem geboren, ob die Hostie sein Leib sei oder nur bedeute, ob den Laien der Kelch zu reichen sei oder nicht, ob die Taufe zu wiederholen sei oder nicht, wurden zu Brandfackeln, welche furchtbare Bürger- und Völkerkriege entzündeten.

Um solche scharfsinnige Fragen zu entscheiden, wurden von Zeit zu Zeit Concilien — Versammlungen der Bischöfe — abgehalten, deren Aussprüche maßgebend für die Christenheit sein sollten, und jeder Widerspruch gegen solche, von den Concilien aufgestellten Glaubenssätze wurde mit Strenge bestraft. Noch ehe das Christentum im römischen Reich zur Herrschaft gelangt war, spaltete es sich über die Frage nach der Göttlichkeit Christi und über die Auffassung der Dreifaltigkeit in die Parteien der Arianer und der Athanasianer, welche sich gegenseitig mit Bann belegten und mit glühendem Hasse verfolgten. Kurze Zeit darauf — im Jahre 385 in Trier — feierte das Christentum bereits seine

erste Ketzerhinrichtung, deren Opfer der Spanier Priscillian war. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurde ein „Kreuzzug“ gegen die „ketzerischen“ Albigenser im südlichen Frankreich veranstaltet (um sie wegen ihrer abtrünnigen Meinungen in Fragen der Priesterehe und des geistlichen Güterbesitzes zu strafen), in dem an Zehntausende von Menschen erschlagen und viele auf Scheiterhaufen verbrannt wurden. Alle früheren Gewaltthaten wurden aber noch in den Schatten gestellt durch das Wüten der Inquisition in Spanien. Was bedeuten alle Christenverfolgungen gegenüber den furchtbaren Grausamkeiten, mit welchen die christliche Kirche Abtrünnige und Andersgläubige verfolgte? — Das 16. Jahrhundert brachte die Reformation, welche sich die Reinigung der Kirche von Mißbräuchen zum Ziele setzte und dadurch wieder eine Anzahl kleiner und großer Religionskriege hervorrief, deren schrecklichster unser unglückliches Vaterland während einer dreißigjährigen Dauer verheerte und entvölkerte; die Reformation selbst befleckte sich in England und in Genf mit den Gewaltthaten, welche die katholische Kirche in so großem Maßstabe ausübte, indem sie Andersgläubige aus christlicher Liebe bei lebendigem Leibe verbrennen ließ. Uebrigens spaltete die verschiedene Deutung des „Abendmahles“ und der „Gnadenwahl“ die Protestanten wieder in zwei Lager, die sich bitter haßten und bekämpften. So bietet die Geschichte des Christentums das Bild fortwährender innerer Kämpfe, die teils um leere, nichtssagende Deutungen und Auslegungen sich drehten, teils durch die Herrschsucht, Habgier und Sittenlosigkeit des Priesterstandes hervorgerufen wurden.

Welchen Einfluß übte nun das Christentum auf die Sitten seiner Bekenner? Es ist begreiflich, daß eine Religion, die selbst fast unaufhörlich einen grausamen Krieg gegen Andersgläubige führte, auf die Sitten der Völker, die sie beherrschte, nicht veredelnd wirken konnte. Wenn das Christentum, wie es behauptet, die Sitten der Völker milderte, so hätte

sich diese Wirkung am deutlichsten im Charakter der alten Völker nach dem Uebertritte zum christlichen Glauben zeigen müssen. Allein nirgends ist eine solche Wendung zum Besseren zu erkennen. Dem römischen Reiche wurde durch das Christentum kein neues Blut eingeflößt, sondern eher sein Untergang beschleunigt. Am Hofe, im Lager und im Felde waren unter der Herrschaft des Christentums die Sitten gerade so schlecht wie unter den heidnischen Kaisern der vorausgegangenen Zeit; das Gefallen der Volksmassen an rohen Vergnügungen dauerte fort, während einige Ehrgeizige mit Treubruch und Hinterlist, Gift und Dolch sich um die Herrschaft stritten. Daß die Sitten der germanischen Völker durch das Christentum keine Verbesserung erfuhren, wird gewiß niemand in Abrede stellen, der die Geschichte der Raub- und Verheerungszüge der Goten, Vandalen und verschiedener anderer germanischer Stämme kennt. Chlodwig, der samt seinen Franken zum Christentum übertrat, war nach wie vor der Taufe einer der tückischsten, habgierigsten Gewalthaber, von denen die Geschichte zu berichten weiß. Karl der Große glaubte sich um das Christentum verdient zu machen, indem er es mit Feuer und Schwert in Deutschland verbreitete. Die Geschichte der deutschen Könige nach Karl erregt unser Erstaunen durch die häufigen Fälle von Treubruch, nicht nur des Vasallen gegen den Lehnsherrn, sondern des Sohnes gegen den Vater, des Bruders gegen den Bruder.*)

Was nun die Stellung der christlichen Kirche zu den Wissenschaften anbelangt, so ist aus der Geschichte bekannt,

*) Es sei hier nur an die Söhne Ludwigs des Frommen (Sohn Karls des Großen) erinnert, die sich dreimal gegen ihren Vater empörten und dann unter einander bekriegten. Früher schon hatte ein Neffe Ludwigs, Bernhard, gegen jenen die Waffen ergriffen; derselbe wurde nach seiner Unterwerfung zum Tode verurteilt, von dem frommen Kaiser jedoch zur Blendung begnadigt, die aber so grausam an ihm ausgeübt wurde, daß er einige Tage später starb.

daß sie im allgemeinen der Verbreitung und Erweiterung des „weltlichen" Wissens hindernd in den Weg trat. Daß da und dort einmal von Mönchen ein Klassiker abgeschrieben wurde und daß manche Klöster Schulen unterhielten, fällt weniger in's Gewicht gegenüber der feindseligen Stellung, welche die Kirche immer gegenüber der klassischen Litteratur des Altertums und den naturwissenschaftlichen Fortschritten der neueren Zeit einnahm. Mit der Ausbreitung des Christentums im römischen Reiche geht der völlige Stillstand aller höheren geistigen Thätigkeit im Volke Hand in Hand. Was für einen Wert konnte auch weltliches Wissen für diejenigen haben, welche das Leben auf Erden nur als eine Vorbereitung für's eigentliche Leben im Jenseits betrachteten, deren Denken und Handeln immer nur auf die Erlangung der „ewigen Seligkeit" gerichtet war? Das christliche Mittelalter, während dessen die Kirche die öffentlichen Einrichtungen und das Gewissen der Völker beherrschte, ist durch völlige Unfruchtbarkeit auf wissenschaftlichem Gebiete ausgezeichnet; während dieses ganzen tausendjährigen Zeitraums, vom Sturze des weströmischen Reiches bis zur Erfindung des Buchdruckes, wurde von christlichen Völkern nicht eine nennenswerte Entdeckung oder Erfindung gemacht, wurde die Kenntnis der Natur durch sie um nichts erweitert. Ein Volk mohamedanischen Glaubens — die Araber — war währenddessen der Hüter der aus dem Altertum geretteten Wissensschätze; dasselbe bereicherte aber auch die Wissenschaften durch eigene Leistungen und brachte auf den Gebieten der Astronomie, Mathematik, Chemie und Technik mehr hervor, als alle christlichen Völker des Mittelalters zusammen genommen. Unter der Herrschaft der Araber war Spanien das blühendste und gewerbreichste Land der Erde; unter der darauf folgenden christlichen sanken die Spanier zu einem der ärmsten und unwissendsten Völker Europas herab.

Den Mönchen wurde wiederholt von den Konzilien verboten, sich mit „heidnischer" Litteratur zu befassen und die

Werke „heidnischer“ Schriftsteller abzuschreiben. Wiederholt wurde auch die Vernichtung vorhandener Werke heidnischer Dichter anbefohlen.*) Der englische Mönch Roger Baco, einer der bedeutendsten Gelehrten des Mittelalters, wurde wegen

*) Vom „Apostel“ Irlands, dem „heiligen“ Patrik, wird gerühmt, daß er dreihundert Rollen alter heidnischer Dichtungen habe verbrennen lassen. Schon das vierte Konzilium (von Karthago) hatte den Bischöfen verboten, weltliche Bücher zu lesen. Papst Gregor, der sogenannte Große (Kirchenoberhaupt von 590—604), erließ den Befehl, die Werke des Cicero, Livius und Tacitus allerwärts zu verbrennen. Die Kirchenversammlungen zu Tours (1163) und Paris (1209) und Päpste (Gregor IX. in seiner Bulle von 1231) verboten den Mönchen das „sündhafte“ Lesen physikalischer Schriften bei strengen Strafen. Kardinal Ximenes ließ nach der Eroberung Granadas die vorgefundenen Werke arabischer Dichter und Gelehrten (angeblich eine Million und fünftausend Bände) verbrennen.

Uebrigens war, wenigstens durch lange Zeit, die Bildung der Mönche und selbst vieler geistlicher Würdenträger eine zu niedrige, als daß sie vermocht hätten, der Wissenschaft — sei es auch nur durch Abschreiben von Klassikern — Dienste zu leisten. Schon auf dem Chalkedonischen Konzil saßen vierzig Bischöfe, die weder zu lesen, noch zu schreiben verstanden. In derselben Zeit, in welcher in der Schweiz die vielen Minnesänger lebten, konnte der Abt Konrad in dem berühmten Stifte St. Gallen samt seinem ganzen Kapitel nicht schreiben; ebensowenig verstand es sein Nachfolger Rumo. Alfred der Große von England klagte, daß vom Humber bis zur Themse auch nicht ein Geistlicher zu finden sei, der die Liturgie in seiner Muttersprache verstehe oder die leichtesten Stellen aus dem Lateinischen zu übersetzen wisse; aber jenseits der Themse seien die Geistlichen noch viel unwissender. Das Kloster Fontevrault, das eine vollständige Abschrift des Livius besaß, verkaufte dieselbe als altes Pergament an einen Krämer. Um's Jahr 1440 fand man in einem Kloster eine Abschrift des Properz; aber wo? als Unterlage eines Weinfasses im Keller. Als nach der Eroberung Egyptens durch die Araber das aus Papyrus verfertigte Papier in Europa selten und teuer geworden war, kratzten oft die Mönche von alten Pergamenten die Schrift ab, um Heiligengeschichten und Gebete darauf zu schreiben.

Im fünfzehnten Jahrhundert zählte der Benediktiner-Orden allein nicht weniger als 15107 Klöster. Wäre doch in jedem nur alle zehn Jahre ein Klassiker abgeschrieben worden!

Nach Kolb, „Kulturgeschichte der Menschheit.“

seiner wissenschaftlichen Untersuchungen von den geistlichen Gerichten zu langjähriger Kerkerstrafe verurteilt; Copernicus, der Entdecker der zweifachen Erdbewegung, wagte nicht, seine Entdeckung noch bei Lebzeiten zu veröffentlichen, aus Furcht vor Verfolgung durch die Kirche, und seine Vorsicht war wohl angebracht; denn mehr als ein Jahrhundert später wurde Galilei, weil er sich zur gleichen Lehre bekannte, in's Gefängnis geworfen und konnte sich nur durch Abschwören vor einem noch schlimmeren Schicksal retten; Giordano Bruno, Italiens größter Philosoph, wurde wegen seiner „Irrlehren" im Jahre 1600 lebendig verbrannt. Auch die protestantische Kirche erwies sich gegenüber neuen wissenschaftlichen Wahrheiten keineswegs immer duldsam; der Philosoph Wolf wurde im Jahre 1723 wegen seiner Lehren auf Betreiben der Geistlichkeit unter Androhung der Todesstrafe aus dem preußischen Staate ausgewiesen; auch Kant wurde von der Geistlichkeit vielfach angefeindet und in seiner Stellung bedroht. Welchen Kampf mit der kirchlichen Meinung in neuerer Zeit die Darwin'sche Theorie zu bestehen hatte, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Gegenüber den Behauptungen der christlichen Kirche, sie habe den Fortschritt der Wissenschaften gefördert, bleibt es daher eine in unzähligen Fällen nachweisbare Thatsache, daß sie denselben meistens zu hemmen suchte und sich zu diesem Zwecke häufig der gewaltsamsten Mittel bediente. Wenn daher die Völker der arischen Rasse unter allen Völkern der Gegenwart und der Vergangenheit die höchste geistige Bildung erreichten, so geschah dies nicht wegen, sondern trotz des Christentums.

Viele Verteidiger des Christentums trachten von demselben die Verantwortlichkeit für die Grausamkeiten und Gewaltthaten abzuwälzen, welche in seinem Namen verübt wurden, mit der Begründung, daß dieselben mit dem inneren Wesen der christlichen Lehre nichts gemein hätten und nur einem irregeleiteten Glaubenseifer entsprängen. In der That liegt es uns fern

zu behaupten, daß die Gräuelthaten, unter welchen der „rechte“ christliche Glaube verbreitet und befestigt wurde, vom Stifter des Christentums gewollt oder auch nur geahnt worden seien; er hätte sonst seine Lehrthätigkeit wohl lieber unterlassen. Wir behaupten nur, daß das Christentum — nach seiner Bedeutung und Wirksamkeit in der Geschichte aufgefaßt — weit entfernt, den geistigen und sittlichen Fortschritt seiner Bekenner zu fördern, denselben immer nur aufgehalten und zurückgedämmt hat; daß aber auch das Christentum heutigen Tages, nachdem ihm seine gefährlichsten Waffen genommen sind, auf die Sittlichkeit der Bevölkerung nicht fördernd wirkt. Was den ernsten und unbefangenen Freund der Wahrheit mit dem Christentum unserer Tage verfeindet, das ist die Hartnäckigkeit, mit der es auf der Anerkennung von Glaubenssätzen beharrt, die unter einem kindlichen Bildungszustande der Menschheit entstanden, sowie die Dreistigkeit, mit der es, Frömmigkeit beteuernd, den Lehren seines Stifters gerade entgegen handelt. Die meisten der einzelnen christlichen Bekenntnisse fußen noch immer auf dem athanasianischen Glaubensbekenntnisse und verlangen demgemäß den Glauben an einen dreifaltigen, „im Himmel“ thronenden Gott, zu dessen Rechten sein „eingeborener“ Sohn sitze, den Gott zur Erlösung der Menschheit auf die Erde geschickt habe, der nach seiner Kreuzigung zur Hölle niedergefahren, dann wieder auferstanden und zum Himmel aufgefahren sei. Sie beharren auf der Glaubwürdigkeit der von der Bibel erzählten Wunder, sie verlangen den Glauben an Weltuntergang, jüngsten Tag und ewiges Leben im Himmel oder in der Hölle. Ihre Thätigkeit gilt noch immer hauptsächlich der Erörterung und Begründung solcher Glaubenslehren und der Uebung äußerlicher Formen, während die christliche Sittenlehre wenig Beachtung empfängt und eigentlich von niemand vollständig anerkannt wird. In solchen christlichen Staaten, in welchen Kinder christlichen Bekenntnisses zum Besuche des Religionsunterrichtes an den Schulen noch zwangsweise ver-

halten werden, plagt man dieselben noch immer mit dem Auswendiglernen geistloser, ihnen unverständlicher Katechismussprüche, oder mit unsinnigen, biblischen Wundergeschichten, wodurch die wertvolle — zur Aneignung von wirklichem Wissen bestimmte — Zeit entweder zwecklos verwüstet oder zur Aufdrängung von vernunftwidrigen Vorstellungen benutzt wird, deren spätere Beseitigung dem Kinde peinliche Gemütsunruhe verursacht. Wozu soll der „Religions-Unterricht" nützen? In welcher Beziehung steht denn das Erlernen von Bibelsprüchen oder der Glaube an übernatürliche Dinge zu einem sittlichen Lebenswandel? Muß man an die Jungfräulichkeit der Maria oder an die Dreifaltigkeit Gottes, an Auferweckung von Toten oder Verwandlung von Wasser in Wein glauben, um ein rechtschaffener Mensch zu sein? Wenn die christliche Kirche wirklich darnach strebt, die Sitten der Menschen zu veredeln, warum beschränkt sie sich nicht darauf, die christlichen Sittengebote zu lehren, welche sich dieses Ziel setzen?

Warum befolgt das Christentum die Lehren seines Stifters nicht? Warum bekämpfen sich christliche Völker? Gebietet Christus nicht seinen Gläubigen, sich unter einander, ihre Nächsten, ja selbst ihre Feinde, zu lieben? Warum hassen Christen ihre Feinde, warum verwunden und töten sie dieselben im Kriege?

Die heidnischen Völker des Altertums hatten einen Gott des Krieges, der sich an den Schlachten der Menschen erfreute; sie hatten demnach ein Recht, dessen Beistand im Gefechte anzurufen und handelten ganz ihrer Religion gemäß, wenn sie sich bekämpften. Den Christen aber verbietet ihr Gott und ihr Heiland die Tötung ihrer Feinde und dennoch ziehen sie im Namen Gottes in den Krieg; der christliche Staat läßt seine heranwachsenden Bürger im Christentum erziehen und befiehlt ihnen unter Umständen, das Leben anderer Menschen zu vernichten; wollte einer — unter Berufung auf die zehn Gebote und die Gebote Christi — sich weigern, seine Waffen gegen den Feind zu gebrauchen, so würde der

christliche Staat ihn mit Gewalt, unter Anwendung der härtesten Strafen, dazu nötigen. Kommt es zum Kampfe zwischen zwei christlichen Staaten, so ruft jeder den Christengott als Zeugen für die Gerechtigkeit seiner Sache an; ehe die Heere sich zur Schlacht rüsten, halten ihnen christliche Geistliche „Feldpredigten" und sprechen mit ihnen ein Gebet, um sie zu ihrer mörderischen Thätigkeit gebührend vorzubereiten. Nach Beendigung des Kampfes stimmen wohl die Sieger unter dem Gestöhn verwundeter Mitmenschen das Lied an: „Nun danket Alle Gott!" und der Feldherr berichtet, daß wieder „mit Gottes Hilfe" der Sieg errungen sei.*)

*) Hören wir, in bezug auf die Stellung der Kirche zum Krieg, die Aeußerungen christlicher Schriftsteller, deren Werke als Leitfaden beim Unterricht in der Theologie und „christlichen Philosophie" benutzt werden!

H. Martensen, ein dänischer Geistlicher, der einige dicke Bücher über „christliche Ethik" geschrieben hat, läßt sich also vernehmen: „Der Krieg ist ein notwendiges Uebel, welches in der göttlichen Ordnung begründet ist." Auch den Religionskrieg erklärt er für berechtigt; ebenso Kriegslist und Täuschung des Feindes. „Die Giltigkeit (!) des Krieges leugnen", sagt er an anderer Stelle, „heißt den Staat leugnen." Er beruft sich auf Luther, nach welchem der Kriegsdienst ein „Gott wohlgefälliger Gehorsam" ist. Luther selbst sagt im Vorwort zum „Gebet für den Kriegsmann": „Befiehl Seele und Leib in Gottes Hände, zeuch vom Leder, und schlag' in Gottes Namen drein!"

In ähnlicher, wenn auch minder schroffer, Weise rechtfertigt Stöckl in seinem „Lehrbuch der Philosophie" den Krieg vom Standpunkt des strengen Katholizismus.

So lauten die Anschauungen von Vertretern und Wortführern einer Glaubenslehre, die sich die Religion der Liebe nennt und mit Sanftmut, Duldsamkeit und Barmherzigkeit prunkt!

Im Munde solcher Ausleger erhalten Christi Worte, in denen er zur Feindesliebe mahnt, die Deutung: „Liebet zwar eure Feinde, aber schlaget sie tot, wenn ihr so geheißen werdet; der allgütige Gott selbst will, daß ihr euch bekämpfet!"

Wie herzlos und vernunftwidrig muß einem christlich gesinnten Menschenfreund die Zumutung vorkommen, morgen „in Gottes Namen" auf Menschen „drein zu schlagen", mit denen er vielleicht heute noch zum selben Gott betet, und die er auf Geheiß des Gottes-Sohnes lieben soll,

Wollte der Gott der Christen wirklich den Streit zwischen Völkern und Staaten trotz seiner „Allmacht“ und „Allgüte“ durch Kriege und Schlachten entschieden haben und stünde er der einen Partei in ihrem blutigen Ringen bei ohne Rücksicht auf die Leiden vieler Tausender seiner eigenen unschuldigen Geschöpfe, dann wäre er ein erbarmungsloser, grausamer, dem Menschengeschlechte feindseliger Gott; will er aber, daß die Christen sich unter einander *lieben*, — wie er ihnen nach ihrem eigenen Geständnisse durch seinen Sohn und Boten verkünden ließ, — dann begeht *der* ein frevelhaftes und lästerliches Spiel mit dem Namen seines Gottes, der ihn als Zeugen bei seinem Kampfe gegen Feinde anruft und ihm für den unter Vernichtung von Menschenleben errungenen Sieg dankt.

Muß nicht die Heuchelei, die sich mit der Maske der Frömmigkeit bedeckt, indem sie sich an christlichem Gebot versündigt, ehrlichdenkende, wahrheitsliebende Menschen in ihrem Innersten verletzen? Wie rechtfertigen Christen diesen schreienden, so klar, so offen zutage liegenden Widerspruch zwischen Bekennen und Handeln? Welcher Christ antwortet mir ohne Umschweife in schlichten, einfachen Worten?

Man wird mir etwas erwidern von der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens, von höheren Zwecken des Staates, von praktischen Rücksichten und wie dergleichen inhaltsleere Ausflüchte lauten. Thatsächlich muß das Christentum gestehen, daß es Friede und Eintracht und darauf gegründetes Glück unter seinen eigenen Bekennern nicht herzustellen vermag und sich auch gar nicht darum bemüht. Hoffentlich wird es aber der fortschreitenden Vernunft und Bildung auch ohne

---

selbst wenn sie ihm feindlich gesinnt wären, — und noch zu glauben, solcher Kampf sei der Wille eines als allgütig gepriesenen Gottes!

Wer überhaupt den biblischen Mitteilungen über Christus Glauben zollt, muß bekennen, daß Christus die Feindesliebe ohne Vorbehalt und ohne Ausnahmsbedingungen empfiehlt und daß der Krieg, namentlich zwischen christlichen Völkern, mit seiner Lehre unvereinbar ist.

Mithilfe von Religionen noch einst gelingen, den Krieg zu beseitigen und damit ein Schandmal aus unserer Gesittung zu tilgen.

Wo sind die frommen Kirchenbesucher, die glaubensstarken Beter und Wallfahrer, auf deren Gemüt und Gesinnung die gottesdienstliche Handlung einen nachhaltigen, veredelnden Einfluß hat, die nicht ihre Gedanken eiteln und selbstsüchtigen Zielen zuwenden, den Nächsten um seinen Wohlstand beneiden, dem Feinde Nachteil wünschen, Mitmenschen verlästern und die nicht trotzdem sich einbilden und beanspruchen, wegen der Verrichtung solcher äußerlicher Handlungen besser zu sein, als Mindergläubige oder Gottlose? Warum verehren die Christen ihren Gott in prächtigen Tempeln, da doch Christus gebot: „Wer beten will, gehe in sein Kämmerlein und schließe die Thür zu“? Wozu die hohen, geistlichen Würdenträger und Kirchenfürsten, die sich in herrlichen Palästen mit allen Genüssen des Reichtums umgeben und in Prunkwagen fahren, während Christus auf harter Erde schlief, zu Fuß wanderte und auf einem Esel in die jüdische Königsstadt einzog? Warum ließ sich der „Statthalter Christi“ ehedem von einem Kaiser den Steigbügel halten, warum läßt er sich jetzt noch von seinen Besuchern den Fuß küssen, während sein Herr und Meister zur Demut mahnte und sie selbst in seinem Leben übte?

Und nun weiter: Welcher Christ liebt seine Feinde? Welcher Christ ist willens, in der von Christus gepriesenen und empfohlenen Armut zu leben? Ist es doch nach Christi Lehre leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme! Welcher wohlhabende Christ befolgt Christi Gebot, sein Hab und Gut zu verkaufen und den Erlös unter die Armen zu verteilen?

Wenn man aber diese und andere Gebote nicht ausführen mag — ist es nicht tausendmal ehrlicher, dies einzugestehen und sich demgemäß vom Christentum loszusagen, als sich

äußerlich zu einer Tugend- und Sittenlehre zu bekennen, die man niemals zu befolgen gesonnen ist?

In der That sind viele christliche Gebote unerfüllbar, weil sie entweder mit der Eigentümlichkeit der menschlichen Natur oder mit unserer Wirtschaftsordnung oder unserer Kulturentwickelung in Widerstreit geraten, und hierin liegt eben die Schwäche des Christentums.

Man kann sich der Gewalt gegen den Feind enthalten; es ist großmütig, ihm zu verzeihen; aber ihn zu lieben, während er uns schädigt, ihn zu segnen, während er uns flucht, ist eine Zumutung an unsere Gesinnung und an unseren Willen, welcher wir aus natürlichen Gründen nicht zu entsprechen vermögen. Hab' und Gut zu veräußern und den Erlös unter die Armen zu verteilen, ist ein Ansinnen, das billiger Weise an niemanden gestellt werden kann und dessen Befolgung ohne Verwirklichung anderer Bedingungen auch gar keinen — der Größe des Opfers entsprechenden — Nutzen stiften würde. Die Demut, welche Christus empfiehlt, würde den menschlichen Charakter der Zierden entkleiden, welche Ehrgeiz und Selbstachtung erzeugen. Das Streben nach Besitz und Wohlstand, nach sinnlichen und geistigen Genüssen, wirkte immer als Triebfeder zu körperlicher und geistiger Arbeit, zu Erfindungen und zu Vervollkommnungen unserer Lebenseinrichtungen; aber freiwilliges Verharren in Armut, Verachtung der Lebensgenüsse in Erwartung eines höheren Glückes im Jenseits, würde alle Bemühungen um Fortschritt aufhalten und uns in die rohe Lebensweise der zurückgebliebensten Völker zurückstoßen. So herzerquickenden Trost Christi Lehren den Armen und Bedrückten auch bieten — sie sind unverträglich mit unseren natürlichen Anlagen und mit unserem Streben nach höherer Kultur und Bereicherung unseres Wissens.

Die Einsicht, daß die christlichen Lehren auf unsere Zeit unsere Einrichtungen und unser wissenschaftliches Streben nicht anwendbar sind und zur Grundlage unserer ferneren Entwickelung

sich nicht eignen, ist gegenwärtig in einem großen Teil der Einwohnerschaft der christlichen Staaten verbreitet und unter den höher gebildeten Klassen nahezu vorherrschend. Allerdings gehen nur wenige so weit, bei vorkommenden Anlässen ihre Lostrennung vom Christentum auch der äußeren Form nach zu bekunden; die meisten verharren in Gleichgiltigkeit gegen religiöse Dinge, bekennen sich aber äußerlich noch zum christlichen Glauben, teils des Herkommens wegen, in der Meinung, daß es zur „guten Sitte" gehöre, oder mit Rücksicht auf Vorgesetzte oder Verwandte. Viele, sonst freisinnige Leute halten es auch für notwendig, ihre Kinder im religiösen Glauben erziehen zu lassen, in der fehlerhaften Meinung, daß durch diesen die sittlichen Gebote fester eingeprägt würden, als ob ein Nutzen darin läge, dem Kinde erst Vorstellungen aufzudrängen, die es später, bei reiferem Verstande, als unrichtig und vernunftwidrig wieder abwerfen muß.

Leider sind unsere Sitten von Unwahrheit und schauspielerhafter Verstellung derartig durchsetzt, daß wir auch gegen die gröbsten Widersprüche zwischen Gefühl und Aeußerung, Gesinnung und Handlung abgestumpft sind. Denkträgheit, Gleichmut gegen das Falsche und Mangel an Schamgefühl verschaffen der Lüge in jeder Form die öffentliche Gutheißung; einen Beweis dafür bieten wir Deutsche schon in unserer Sprache, die wir durch Einführung fremder Sprachbestandteile derartig verketzert und verunstaltet haben, daß ihr heutiges Gepräge auf lange Zeit ein Denkzeichen der Schande bleiben wird, welche ein Volk durch die mutwillige Verstümmelung seines wertvollsten Erbgutes sich selbst bereitet. Zeugnis dafür ist ferner die kriecherische Verehrung, die in monarchischen Ländern dem Hochgeborenen ohne Frage nach wirklichem Verdienst gespendet wird, Zeugnis dafür liefern auch die lügnerischen Gepflogenheiten der Geschäftsleute, die doch weder vom Ausübenden, noch von dem, auf den sie Eindruck machen sollen, für wahr genommen werden.

Ein gradsinniger, aufrichtiger Charakter wird aber die Unwahrheiten verachten, deren sich gleichgiltige, denkträge oder gesinnungsschwache Menschen bedienen, um sich die Lebenswege zu ebnen und den bestehenden Formen anzuschmiegen, und wird vielmehr sich immer bemühen, seine Gesinnung und deren äußerliche Kundgebung möglichst in Uebereinstimmung zu halten.

Wir haben uns zum Schlusse noch mit der öfters zu hörenden Behauptung zu befassen, der religiöse Glaube sei ein Bedürfnis des menschlichen Gemütes und könne namentlich den unteren Volksschichten nicht entzogen werden, ohne deren sittlichen Verfall herbeizuführen. Den ersten Teil dieser Behauptung widerlegen die zahlreichen Ungläubigen in allen Volksschichten durch ihr bloßes Dasein. Daß Glaube und Sittlichkeit nichts mit einander gemein haben, ist im Vorausgegangenen schon wiederholt dargelegt worden; auch genügt ja ein Blick in's Tagesleben, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß zwischen Glaubensstärke und sittlichem Lebenswandel kein Zusammenhang besteht.

Im Uebrigen muß zugegeben werden, daß ein großer, vielleicht der größte, Teil unserer Mitmenschen, dem religiösen Glauben mit Innigkeit und Zähigkeit zugethan ist, und es wäre ebenso thöricht und aussichtslos als ungerecht, sie durch äußerlichen Zwang von ihrem Glauben abbringen zu wollen. Jeder wirkliche Glaube beruht auf innerlicher Nötigung und kann daher unmöglich durch äußere Gewalt beseitigt oder verändert werden. Der verhängnisvolle Irrtum, man könne jemandem einen Glauben aufzwingen, wird hoffentlich aus der ferneren Geschichte der Menschheit verschwinden, nachdem er in der Vergangenheit schon so viel Schmach und Unheil angerichtet hat. Friede und möglichste Freiheit können in einer Gemeinschaft nur bestehen unter der größten und rücksichtsvollsten Duldung einer jeden Meinung — erscheine sie uns auch noch so sonderbar und verkehrt — so lange sie die

gewährleisteten Rechte und die Wohlfahrt anderer nicht verletzt, und darum soll auch niemand, der sich zum Glauben an Gott und Unsterblichkeit, an Wunder und jüngsten Tag gedrängt fühlt, in diesem Glauben gestört oder gekränkt werden, wenn er nur auch die Ueberzeugung anderer achtet.

Mit Recht aber kann man verlangen, daß der Zusammenhang von Staat und Kirche, wo er noch besteht, endlich gelöst werde, daß die Religions-Gemeinschaften auf ihr eigentliches Gebiet zurückgewiesen werden und daß in Zukunft völliger Gewissensfreiheit auch diejenigen sich zu erfreuen haben, welche sich einem bestimmten religiösen Glauben aus inneren Gründen nicht anzuschließen vermögen. Niemand soll also mehr genötigt werden, irgend einer, vom Staate anerkannten, Glaubens-Gemeinschaft anzugehören und seine Kinder in deren Lehren erziehen zu lassen; die Glaubens-Genossenschaften sollen nicht mehr die staatlichen Standesregister führen und dürfen keinerlei Unterstützung aus öffentlichen Mitteln erhalten.

Nur auf solche Weise kann ein fest gegründeter und dauernder Glaubensfriede hergestellt werden, wie ein Blick auf die nordamerikanischen Freistaaten belehrt, in denen die vollständige Trennung von Staat und Kirche schon längst eine vollzogene Thatsache ist.

## XIII.

Unter den mannigfachen Uebeln, welche — aus einem barbarischen Zustande stammend — noch heute die Gesittung gebildeter Völker entstellen, ist keines so demütigend für unsere Vernunft, keines so entehrend für die Menschenwürde, keines so unheilvoll für allgemeines menschliches Wohl wie der Krieg. Der Gebrauch des Kriegführens zwischen fortgeschrittenen Völkern ist ein schmachvoller Beweis, daß eine vieltausendjährige Kulturarbeit nicht vermocht hat, im Gemüte der Menschen jene blinden, rohen Leidenschaften zu ersticken, welche ihn zur Bekämpfung und Zerstörung der eigenen Gattung verleiten, — daß die Menschen noch immer ihren furchtbaren, rastlosen, unermüdlichen Feind in sich selbst haben, daß sie ihre Kräfte, durch deren Vereinigung Großes und Herrliches vollbracht werden könnte, noch immer in der Abwehr gegenseitiger Angriffe vergeuden müssen. Mit Scham und Wehmut muß der Freund seines Geschlechtes erkennen, daß die Tugenden einer gehobenen Kultur nur notdürftig gewisse grausame, raubtiermäßige Regungen des menschlichen Wesens verdecken, die oft genug, die gleißnerische Maske durchbrechend, in ihrer widerlichen Nacktheit auftreten und zu satanischem Behagen an den Leiden der Mitmenschen sich steigern. Wahrlich — wären die glänzenden, geistigen Eigenschaften, durch welche die Menschen sich so hoch über alles übrige Lebende erheben, das Geschenk eines gütigen Gottes — er müßte voll Abscheu und

Entsetzen sich von einem Geschlechte abwenden, das die herrliche Gottesgabe zur Verstümmelung der eigenen Art mißbraucht und in wahnwitziger Verblendung sich erdreistet, ihn, seinen Schöpfer und Erhalter, zum Zeugen und Helfer im brudermörderischen Kampfe anzurufen und ihm das Blut seiner eigenen Geschöpfe zum Opfer darzubringen!

Es soll zwar nicht bestritten werden, daß in der Geschichte der Völker oftmals Umstände eintraten, in welchen der Krieg, so bedauerlich er auch immer vom Gesichtspunkte der Menschlichkeit erscheinen mag, zur unabweisbaren Notwendigkeit wurde, wenn es nämlich galt, Besitz und Freiheit, Volkstum und eine höhere Kultur gegen einen — den Vorstellungen der Vernunft und Billigkeit unzugänglichen — Feind zu verteidigen, und auch heute noch muß es einem bedrückten, unterjochten Volke unbenommen bleiben, zur bewaffneten Erhebung, als letztem Mittel, seine Zuflucht zu nehmen, wenn alle friedlichen Versuche zur Wahrung seiner Freiheit, seines Volkstums und seines guten Rechtes aussichtslos bleiben und alle seine Berufungen an die Einsicht und das Rechtsgefühl seines Bedrückers ungehört verhallen.

Indessen sehen wir hier sowohl von vergangenen Zuständen als von außergewöhnlichen Fällen der Gegenwart ab und wenden unsere weiteren Betrachtungen den Beziehungen zu, welche zwischen den einzelnen Staaten Europas bestehen.

In diesem Erdteil reiht sich eine Anzahl von Staaten aneinander, deren Bevölkerungen fast alle durch gemeinschaftliche Abstammung verwandtschaftlich miteinander verbunden sind. Dieselben bekennen sich zur gleichen Religion, welche ihnen Friede und Liebe gegen ihre Nachbarn gebietet; sie verfolgen die gleichen Kulturziele, sind sich ähnlich in ihren öffentlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, haben das gleiche Interesse an einer friedlichen Entwickelung; sie stimmen in ihren Gesinnungen über Recht und Unrecht im allgemeinen überein, so weit sie sich auch in besonderen Eigentümlichkeiten

der Lebensweise und der Gebräuche voneinander entfernen mögen.

Zieht man alle diese Umstände in betracht und will man noch den nachdrücklichen Versicherungen der Friedensliebe seitens der einzelnen Staaten Beachtung schenken, so scheinen alle Bedingungen für eine friedliche Wirksamkeit der einzelnen Staaten nebeneinander und miteinander vorhanden.

Um so erstaunlicher ist daher auf den ersten Blick die Thatsache, daß jeder dieser Staaten sich von anderen bedroht wähnt; daß jeder, indem er die Kräfte seiner Bevölkerung zur äußersten Grenze spannt, sich auf einen — zu jeder Stunde für möglich gehaltenen — Krieg vorbereitet; daß in zahllosen Kasernen die Blüte der männlichen Bevölkerung friedlicher Arbeit entzogen, im Gebrauche der Waffen geübt wird, und daß die Errungenschaften des wissenschaftlichen Fortschrittes, die sich segenbringend über das ganze Menschengeschlecht ausbreiten sollten, gleichzeitig zu seiner Schädigung und Vernichtung herangezogen werden. Der menschliche Scharfsinn erschöpft seine reichen Gaben in der Herstellung von Mordmaschinen, bestimmt, Tod und Verheerung in nie gesehener Furchtbarkeit zu verbreiten.

Schon lange seufzen die Völker unter den erdrückenden Lasten, welche die fortwährende Kriegsbereitschaft ihnen aufbürdet; aber ein wahnsinniger Wetteifer in der Entfaltung von Kriegsmacht läßt sie noch immer nicht zur Ruhe kommen und steigert die Anforderungen an ihre Kräfte bis zur Erschöpfung. Die Rüstungen und die Verzinsung der aus kriegerischen Unternehmungen erwachsenen Schulden verschlingen in den meisten festländischen Staaten Europas die Hälfte der Staatseinkünfte; indessen ist der unmittelbare Kostenaufwand für das Heer noch mäßig gegenüber dem Ausfall in der Gütererzeugung, welcher durch die Lahmlegung so vieler arbeitsfähiger Hände entsteht. Veranschlagt man den Wert der jährlichen Arbeitsleistung eines gesunden Mannes von

durchschnittlicher Geistesbildung nur zu tausend Mark, so ergibt sich für das Deutsche Reich jährlich ein Verlust von ungefähr 500 Millionen Mark, welcher entweder durch vermehrte Arbeitsleistung der übrigen oder durch Einschränkung der Lebensgenüsse wettgemacht werden muß, oder geradezu in der Verringerung des Volksvermögens seinen Ausdruck findet.

Und doch bilden die Opfer an Geld und Gut noch das geringere Uebel, verglichen mit dem harten Zwang, welchen der Staat zum Behufe der Kriegführung und der Bereitschaft für den Krieg auf seine körperlich gesunden — daher als „dienstfähig" erachteten — Bürger ausübt, indem er sich zum Herrn über deren Leib und Leben aufwirft, sie zum Range von Staats-Leibeigenen erniedrigt und ihnen während eines großen Teiles ihres Lebens die Freizügigkeit versagt. In früheren Zeiten hatten die Staaten nur geworbene Truppen, wie England noch heute; der Soldat leistete Heeresdienst gegen Bezahlung und verdingte sich nur auf kurze Zeit; mochte sein Dienst auch noch so beschwerlich und gefährlich sein, so hatte er sich doch aus eigenem Willen dafür entschieden und sein Dienstverhältnis ging gewöhnlich bald wieder zu Ende. Da nun die Unterhaltung von Söldnerheeren mit großen Kosten verknüpft ist, denen nur beschränkte Geldmittel gegenüberstehen, sind die meisten europäischen Staaten dazu übergegangen, ihre dienstfähig befundenen Bürger zum unentgeltlichen Waffendienst zu zwingen, welcher sich keineswegs auf die Zeit wirklichen Krieges beschränkt, sondern auch während des Friedens geleistet werden muß, weil nämlich der Staat die Kämpfer in Friedenszeiten einer ein- oder mehrjährigen Abrichtung unterwirft, durch welche sie für den eigentlichen Kriegsdienst vorbereitet werden sollen. Diese Abrichtung ist es, welche unter allen Uebeln des Krieges und der Kriegsbereitschaft einem freiheitsliebenden, von Selbstachtung durchdrungenen Menschen am schwersten erträglich ist, wegen des blinden Gehorsams, den sie verlangt, und der rücksichtslosen Gewalt, mit der dieser Ge-

horsam erzwungen wird. In dem mit Vernunft und Willen ausgestatteten Menschen sollen durch die Abrichtung alle selbständigen Willensregungen erstickt werden, um ihn zu einem geduldigen Werkzeug in der Hand des Befehlshabers zu machen, und leider gibt es in unserer Gesellschaft zahllose Leute, welche diese Entstellung des menschlichen Wesens, die Herabdrückung des vernünftigen Menschen zu einer willenslosen Gliedergruppe mit kindischem Wohlgefallen betrachten und gar als eine hohe Leistung menschlicher Fähigkeiten bewundern. Allerdings kann die Erreichung eines gemeinsamen Zieles unter Umständen auch den Verzicht auf eigenes Wollen erfordern; immer aber ist diese Verzichtleistung eine so harte und naturwidrige Entsagung, daß sie nur für notwendige und edle Ziele und nie ohne die Zustimmung der Beteiligten gefordert werden sollte.

Ist aber die Abrichtung vorüber, so wird der Waffenpflichtige fortwährend daran erinnert, daß sein Leib dem Staate gehört; denn auf die Dauer eines oder zweier Jahrzehnte darf er nun nicht auswandern, überhaupt ohne staatliche Bewilligung das Land nicht verlassen und auch im Lande nicht einmal den Wohnort wechseln, ohne seine vorgesetzte Behörde sofort davon zu verständigen. Er ist also im Gebrauche seiner Freiheit noch mehr beschränkt, als der unter Polizei-Aufsicht gestellte Missethäter, welcher wenigstens, wann er will, das Land verlassen kann.

Wahrlich — gäbe es sonst keinen Einwand gegen den Krieg — die Art der Abrichtung und die demütigende Beaufsichtigung der dienstfähigen Bürger durch den Staat wären Grund genug, Krieg und Kriegsrüstung aus der Gemeinschaft von Menschen zu verbannen, welche an sich selbst noch die Menschenwürde achten!

Sind schon die Vorbereitungen für den Krieg so unheilvoll und erniedrigend für die Völker, wie viel schwerer trifft sie erst der Krieg selbst, wenn er verheerend über die Länder der Kämpfenden zieht, die Früchte langer, mühevoller Arbeit

vernichtend, Zehntausenden einen vorzeitigen Tod bereitend, Trauer und Not unter den Ueberlebenden verbreitend! Und wie verrohend und verwildernd wirkt er auf das Gemüt und die Gesinnung der Kämpfer! Ohne sich zu kennen, ohne einander je gekränkt zu haben, stürzen sich Menschen auf den Befehl ihrer Vorgesetzten wie rasende Tiere auf einander und trachten sich gegenseitig zu verletzen und zu töten. Vergebens würden Vernunft und Menschenliebe ihre mahnende Stimme erheben, wo das oberste Gebot jedes Sittengesetzes: die Heilighaltung des Menschenlebens nur da ist, um verachtet und verspottet zu werden, wo Tötung und Verstümmelung möglichst vieler, als „Feinde" bezeichneter Mitmenschen zur Pflicht gemacht und als Tugend geehrt wird. Man verabscheut die bluttriefenden Arena-Spiele des alten Rom und führt sie in tausendfältig vergrößertem Maßstabe im Angesichte der ganzen christlichen Welt auf, die gefühllos dem grausamen Schauspiele beiwohnt. Ist aber der Kampf entschieden, dann ertönen im Lande des Siegers von allen Kirchen die Glocken, zu Danksagungen an den „allgütigen" Gott einladend, und man veranstaltet Triumphzüge und Freudenfeste; aber keiner der Teilnehmer will empfinden, daß all' dieser Jubel sich auf die Demütigung und Zerknirschung des unglücklichen Feindes stützt; daß an den Kundgebungen der Freude die Schmerzen und Thränen unzähliger Mitmenschen haften — und doch brauchte man nur hören zu wollen, um zwischen den Klängen der Siegesposaunen das Wehklagen der Erbarmungswürdigen zu vernehmen, in deren Familienglück der Krieg nie heilende Wunden gerissen hat.

Wozu nun der ungeheure Aufwand an Geld und Gut, die Verkümmerung der wirtschaftlichen Wohlfahrt, die Knechtung der Bürger, die herzlosen Menschenschlächtereien? Ergibt doch die einfachste Betrachtung, daß der Krieg, indem er zu gunsten der Macht, nicht des Rechtes entscheidet, unmöglich zur Schlichtung von Rechtsfragen dienen kann. Auch der

glücklichſte Krieg iſt in Anſehung der gar nicht rückerſtattbaren Koſten, welche die vorhergehende Kriegsbereitſchaft erforderte, und der unerſetzlichen Verluſte an Menſchenleben ſelbſt für den Gewinner noch ein Unglück; übrigens erweiſen ſich die durch Waffenerfolg errungenen Vorteile meiſt als vorübergehend; denn ſie werden durch den nächſten Krieg ſchon wieder in Frage geſtellt und verurſachen ihrem Inhaber meiſt mehr Gefahr und Beunruhigung, als wirklichen Nutzen. Denn faſt jeder Krieg wird wieder zur Urſache eines ſpäteren, neuen Krieges, weil der geſchlagene Feind auf Rache ſinnt und die erlittene Demütigung durch ſpätere Erfolge wieder auszugleichen trachtet. Und gelingt es ſelbſt dem Sieger, ſeinen Feind dauernd unſchädlich zu machen, ſo ruft ſein Machtzuwachs die Eiferſucht von dritten wach und verwickelt ihn in neue Kämpfe. Die Geſchichte lehrt an vielen Beiſpielen, daß niemals durch Waffenerfolg allein ein dauernder Machtbeſitz geſchaffen werden konnte; daß die größten, durch Eroberung entſtandenen Reiche immer wieder, gewöhnlich ſehr raſch, zerfielen und daß die Macht und Kraft der Völker immer nur in ihrer geiſtigen Bildung und ſittlichen Tüchtigkeit lag.

Schon vor undenklichen Zeiten kamen die Menſchen, indem ſie ſich zu ſtaatlichen Gemeinſchaften verbanden, unter einander überein, ihre Streitigkeiten nicht mehr durch Anwendung von Gewalt zu erledigen, ſondern ſich der Entſcheidung von Gerichten zu unterwerfen, welche nach beſtimmten Rechtsgeſetzen urteilen. Sie ſahen ein, daß nur auf ſolche Weiſe Friede und Ordnung in der Gemeinſchaft erhalten, Recht und Wohlfahrt aller Mitglieder geſichert werden könne. Man möchte es nun für ſelbſtverſtändlich halten, daß auch die einzelnen Staaten in ihrem gegenſeitigen Verkehr längſt zu derſelben Einſicht gelangt ſeien und behufs Schlichtung von Streitigkeiten zwiſchen ſich die Entſcheidung eines von ihnen eingeſetzten Gerichtshofes anriefen, welche nach den, von allen einzelnen Staaten anerkannten Rechtsgrundſätzen Recht ſpräche.

Leider hat bis jetzt — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — die menschliche Vernunft sich nicht als ausreichend zur Herstellung eines solchen Verhältnisses erwiesen, und noch immer halten die Staaten sich nicht für verpflichtet, im Verkehr mit Nachbarstaaten die sonst allgemein giltigen Rechtsgebote auch jederzeit zu achten. Sie belegen in ihrem Inneren Mord und Eigentumsverletzung mit den strengsten Strafen, verbieten Zweikampf und eigenmächtige Befriedigung von Rechtsansprüchen; aber sie selbst betreten den Weg der Selbsthilfe, wenn sie mit den Nachbarn in Streit geraten, und zwingen ihre Bürger zum Mord von Bürgern des anderen Staates.

Das Bestreben warmherziger Volks- und Menschenfreunde, die Bedingungen eines dauernden Friedens unter den gebildeten Völkern herzustellen, wird vorläufig noch mit Geringschätzung und Spott behandelt. Noch immer stößt man allenthalben auf die Meinung, der Krieg hänge mit der Eigentümlichkeit der Menschennatur zusammen und könne darum nicht beseitigt werden. So gedankenlos wird diese Meinung geglaubt und weiter verbreitet, wie noch vor drei Jahrzehnten in manchen amerikanischen Ländern die Behauptung, die Abschaffung der Sklaverei sei eine Unmöglichkeit und werde, wenn doch versucht, zum wirtschaftlichen Untergang jener Länder führen.

Allerdings stützt sich die Möglichkeit des Krieges auf das Vorherrschen solcher — von Roheit oder Unverstand gezeugter — Ansichten unter den Menschen. Für die oberflächliche Beobachtung scheinen die Völker Europas heute von der Herstellung eines allgemeinen und dauernden Friedens so weit entfernt wie je. Vielleicht sind aber doch die Tage nicht mehr fern, wo Ereignisse ganz anderer Herkunft mit unwiderstehlicher Gewalt den bestehenden Zustand der Dinge hinwegfegen und den Völkern neue Bahnen der Entwickelung anweisen, in denen ihre Thätigkeit friedlichen und vernünftigen Zielen zugewendet sein wird.

## XIV.

So, wie im gewöhnlichen Leben Zweck und Streit unter den Menſchen zumeiſt aus kurzſichtiger Selbſtſucht, Verkennung der eigenen Fehler und ungerechter Beurteilung der Meinungen und Handlungen anderer hervorgehen, ſo bilden auch im Leben der Völker Unwiſſenheit und Ungerechtigkeit die gewöhnlichſte Quelle von Feindſchaft und Krieg. Wohl lehrt uns die Geſchichte, daß dieſe Urſachen in mannigfacher Abänderung und begleitet von anderen, wie: Größenſucht, Ruhmgier, Goldgier, Glaubens- und Bekehrungseifer, auftraten und daß ſeit der Erſtarkung der monarchiſchen Gewalt bis in unſere Tage nicht ſelten der Ehrgeiz eines Fürſten, ſein perſönlicher Streit mit anderen Herrſchern und oft genug auch Weiberränke hinreichend waren, verheerende Kriege zu entfeſſeln. Heute, wo beinahe allen gebildeten Völkern — ſo unvollkommen ihre Verfaſſungen zum Teil auch ſein mögen — die Mitwirkung in der Verwaltung ihrer inneren und äußeren Angelegenheiten geſichert iſt, könnte kein europäiſcher Herrſcher — der von Rußland etwa ausgenommen — aus bloßem Eigenwillen, ohne die Zuſtimmung der Mehrheit ſeines Volkes, einen Krieg beginnen; zudem überzeugt uns ein Blick auf die franzöſiſche Republik, daß die republikaniſche Verfaſſung allein noch keine Bürgſchaft für friedliche Beſtrebungen bildet. Nicht in den Launen und Einfällen der Herrſcher haben die Kriege der Gegenwart zwiſchen gebildeten Völkern ihren Grund, ſondern

im Willen der Völker selbst, in ihrem überspannten, auf Irrwegen wandelnden Volksgefühl, ihrem Dünkel, ihrer Unduldsamkeit und ihrer Mißachtung der Nachbarn.

Liebe zum Volk und Vaterland wird von Alters her als ein Kennzeichen von Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit des Charakters betrachtet und mit Grund; denn ein Mensch, dessen Streben über sinnliche Genüsse hinausgeht, dessen Gemüt der Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit und Treue zugewendet ist, wird auch dem Volke treu und anhänglich bleiben, dem er durch Abstammung und Sprache angehört, an dessen geistigen Besitztümern er durch Geburt und Erziehung Miterbe geworden ist. Er wird auch unter Fremden jederzeit die Zugehörigkeit zu seinem Volke bekennen; nicht aber — wie dies so häufig geschieht — sie äußerer Vorteile wegen verleugnen; er wird nicht nur seinen Volksgenossen stets Zuneigung bewahren, sondern auch die Kulturgüter seines Volkes — namentlich dessen geistige Schätze und Errungenschaften — in Ehren halten; er wird auch Mühe und Opfer für Zwecke nicht scheuen, welche nach seiner Ueberzeugung geeignet sind, den Fortschritt seines Volkes zu fördern und dessen Ansehen zu erhöhen. Eine natürliche, ungekünstelte, maßvolle Volks- und Vaterlandsliebe wird sich aber auch sorgfältig aller Ueberhebungen zu enthalten suchen; duldsam gegen fremde Sitten und Anschauungen auftreten, fremden Tugenden ihre Achtung nicht versagen und sich überhaupt der Gerechtigkeit gegen fremde Völker befleißigen.

Wie viel zweckloses Gezänk, wie viele Kränkungen, welche Lasten für Kriegsbereitschaft und welche Verwüstungen ihres Wohlstandes könnten sich die Völker ersparen, wenn sie sich versöhnlich begegnen und sich gegenseitig nach Recht und Billigkeit behandeln wollten! Aber engherzige, eigensinnig festgehaltene Vorurteile lenken ihre Volks- und Vaterlandsliebe zur Eitelkeit und Hochmut und zur Geringschätzung anderer und verleiten sie zu Kundgebungen und Handlungen, welche die Empfindlichkeit des Nachbars verletzen und ihn zur Wiedervergeltung

reizen, wodurch ein Zustand beständiger Spannung und Feindschaft herbeigeführt und der Friede fortwährend bedroht wird. Die sogenannte „nationale" Partei in allen Ländern, ursprünglich nach gerechtfertigten Zwecken strebend, geht meistens weit über die Grenzen verständiger Mäßigung hinaus und erhebt Ansprüche, welche die Rechte der Nachbarn verletzen; sie wird unterstützt durch eine fanatische und gewissenlose Presse, welche, Neid und Haß gegen andere Völker aussäend, den verderblichsten Leidenschaften der Menge stets neue Nahrung bietet.

Und wie grundlos erweisen sich zumeist die Vorurteile, die so verhängnisvoll auf die Wohlfahrt der Völker wirken; wie würden sie schwinden, wenn die Menschen nur die Augen öffnen und der Stimme der Wahrheit Gehör schenken wollten! Wie oft würden Mißtrauen und Haß den Gefühlen der Achtung und Wertschätzung weichen, wenn die Völker sich nur genauer kännten.

Es ist eine allgemein bestätigte Thatsache, daß Leute, die zum erstenmal in ein fremdes Land kommen, alle Zustände und Einrichtungen, die sie daselbst antreffen, unzweckmäßig und verkehrt, die Gebräuche und Gewohnheiten der Bevölkerung unverständig und lasterhaft finden — daß aber ihr Urteil im Laufe der Zeit sich ändert und daß sie nach einem langen Aufenthalte häufig in den umgekehrten Fehler verfallen, den Eigentümlichkeiten des ihnen ursprünglich fremden, jetzt vertraut gewordenen Landes einen unverdienten Vorzug vor denjenigen der alten Heimat einzuräumen. Vorliebe für das Gewohnte und Abneigung gegen das Fremde, Unbekannte, ist ein Zug der menschlichen Natur, aus dem die meisten Vorurteile entspringen, in dessen Ueberwindung aber sich die sittliche Kraft und Weisheit eines Menschen kundgibt.

Nichts erscheint einer nüchternen Betrachtung unbegründeter und haltloser, als der Stolz auf die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke. Wahrlich soll niemand sich seines Volkstums schämen; denn lasteten darauf auch der Spott

und die Mißachtung anderer, so ist ihm doch durch Bekundung von Rechtschaffenheit und sittlicher Thatkraft Gelegenheit geboten, seinem Volke in seiner Person Achtung zu verschaffen und bestehende Vorurteile zu widerlegen. Aber ebensowenig kann jemand Grund zu besonderem Stolz auf sein Volkstum haben. Denn um auf gewisse Vorzüge stolz sein zu können, müssen wir dieselben nicht nur in unserer eigenen Meinung, sondern auch im Urteil anderer besitzen; jemand, der sich auf seine Schönheit etwas einbilden wollte, während er allgemein als häßlich gilt, würde sich nur lächerlich machen. Niemand kann ein unparteiischer Richter über sich selbst sein, weil die Eigenliebe sein Urteil trübt; noch mehr als von einzelnen gilt dies von Völkern. Ueber den Charakter eines Volkes sind nicht dessen eigene Angehörige, sondern fernstehende unparteiische Kenner desselben berufen, zu urteilen; und wenn die Völker die Stimme des unbeeinflußten Urteils hören wollten, würden sie zu ihrer Enttäuschung oft erfahren, daß die vermeintlichen Vorzüge, auf welche sie stolz sind, ihnen nicht in höherem Maße zukommen, als anderen. So reden z. B. eifrige Deutsche von „deutscher Ehrlichkeit“ und „deutscher Treue,“ als ob die Deutschen diese Tugenden allein gepachtet hätten, und doch könnte ein Blick in die Statistik der Verbrechen sie überzeugen, daß unsere Landsleute nicht ehrlicher und treuer sind, als andere Leute auch. Der Stolz auf das Volkstum ist gewöhnlich auf leere Einbildungen gegründet und verliert daher vor einer unparteiischen Prüfung seine Bedeutung.

Fänden aber selbst die Tugenden seines Volkes, auf welche jemand stolz ist, allgemeine Anerkennung, so hätte der Stolz darauf doch nicht mehr inneren Wert, als der auf andere Eigenschaften, die wir ohne unser Bemühen und Zuthun erlangen. Denn es gehört doch niemand kraft seines eigenen Willens zu einem bestimmten Volke; er hat doch nicht etwa vor seiner Geburt die Eigenschaften der verschiedenen Völker geprüft, sich hiernach für ein bestimmtes Volk ent-

schieden und sich mit Mühe und Kampf die Zugehörigkeit zu diesem Volke verschafft, so daß er sie als ein Verdienst in Anspruch nehmen könnte. Das Volkstum wird ihm — wie nach unseren Gebräuchen die Religion — von den Eltern in die Wiege gelegt; Lessing sagt, daß Nation und Religion das letzte seien, worauf wir ein Recht hätten, stolz zu sein.

Am sonderbarsten — unter Umständen geradezu lächerlich — erscheint uns der Volksstolz in solchen Ländern, in denen die Einwohnerschaft aus verschiedenen Völkern besteht, welche sich beständig unter einander vermengen, wie dies z. B. in Oesterreich und Ungarn der Fall ist. In Oesterreich tragen viele der eifrigsten tschechischen, polnischen oder slovenischen Parteigänger und schlimmsten Deutschenhasser deutsche Namen; sie halten sich — wiewohl sie aus deutschen Familien stammen — für Tschechen, Polen oder Slovenen, weil sie in Böhmen, Galizien oder Krain geboren sind. Umgekehrt könnte man aus dem Mitglieder-Verzeichnis vieler „deutschnationaler" Vereine in Wien und anderen deutschen Städten Oesterreichs einen ganzen Blumenstrauß von slovenischen, italienischen, slovakischen, ungarischen, kroatischen, tschechischen, rumänischen, polnischen, ruthenischen und serbischen Namen bilden. Dabei zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß Leute, deren Name auf die Abstammung aus einem bestimmten Volke hinweist, sich oft als die erbittertsten Gegner dieses selben Volkes geberden; ähnlich wie getaufte Juden häufig die verbissensten Judenfeinde sind.

Ein noch bunteres Bild bietet die Völkerdurchmischung in Ungarn. Wer die Verhältnisse jenes Landes kennt, vermag sich kaum des Eindruckes zu erwehren, daß die — wegen ihrer schwärmerischen Begeisterung für Volkstum und Vaterland bekannte — ungarische Nation, vom Adel abgesehen, erst im Laufe dieses Jahrhunderts entstanden sei; denn der Stammbaum der Leute, die sich als Ungarn erklären, führt gewöhnlich im nächst- oder zweitvorausgegangenen Gliede auf eines

der vielen anderen Völker zurück, welche die österreichisch-ungarische Monarchie bewohnen, selbst wenn die Betreffenden, der herrschenden Zeitströmung entsprechend, ihrem Namen ein ungarisches Gepräge verliehen haben.

Vom gleichen Gesichtspunkte muß die „nativistische" Bewegung in den Vereinigten Staaten beurteilt werden, welche unter dem Wahlspruche: „Amerika den Amerikanern" eine feindselige Stellung gegen die Einwanderung und die eingewanderte Bevölkerung einnimmt, wobei die Anhänger dieser Bewegung offenbar vergessen, daß sie die Söhne oder Enkel von Eingewanderten sind, also gar keine Amerikaner wären, wenn es ihren Eltern oder Ahnen beliebt hätte, zu Hause zu bleiben, oder wenn sich das Land früher schon gegen die Einwanderung abgeschlossen hätte, wie sie es jetzt durchführen möchten.

Eine Volks- und Vaterlands-Schwärmerei von so verdächtiger Echtheit kann keine Achtung abnötigen; wohl aber versündigt sich derjenige an seinen Ahnen, der das Volk lästert, aus dem er stammt. — Natürlich kann nicht verlangt werden, daß jemand, seiner Ahnen wegen, sich zu einem Volke bekenne, dessen Land er vielleicht nie gesehen hat; wohl aber wird er besonderen Grund haben, bei aller Treue gegen das Volk, von dem er seine Erziehung erhalten, sich auch aller Ueberhebung, alles Hasses gegen andere Völker zu enthalten.

Wie verkehrt, ja unsinnig, erscheint es dem unbestochenen Verstande, seine Gesinnung, statt sie auf innere Ueberzeugung zu gründen, nach seinem Geburtsort zu richten! Was für einen Wert sollen wir auch dem Vaterlandseifer eines Menschen beimessen, der — Prüfung und Vergleich verschmähend — von vornherein sein Volk für das beste hält; der beispielsweise alles Deutsche leidenschaftlich verehrt, weil er in Deutschland geboren wurde, der aber ein ebenso schwärmerischer Franzose oder Russe wäre, wenn er in Frankreich oder Rußland Leben und Erziehung erhalten hätte! Aber die Menschen

unserer Tage sind so unempfindlich gegen Widersprüche, daß sie auch das Verkehrteste zusammenreimen. Sie bekennen ein Sittengesetz, das ihnen Bescheidenheit, Enthaltung von Selbstlob und Abweisung von Schmeichelei empfiehlt; allein zu gleicher Zeit halten sie es für tugendhaft, dem eigenen Volke alle möglichen Vorzüge anzudichten und hören mit kindischem Wohlbehagen die plumpesten Schmeicheleien an, die ihrem Volke von seinen eigenen Söhnen gemacht werden.

Allerdings geschieht durch Erziehung und Anleitung das Möglichste, um die an sich so natürliche und achtungswürdige Volks- und Vaterlandsliebe zur lasterhaften Entartung zu treiben. Schon in der Schule wird den Kindern eine falsche, hochmütige Vaterlandsbegeisterung, Haß gegen andere Völker und Herzlosigkeit gegen fremde Leiden eingepflanzt, wird ihr Gemüt mit Widersprüchen überfüllt, indem man sie erst göttliche Gebote lehrt und dann deren Verletzung durch die staatliche Obrigkeit gutheißt und lobt. Den Kindern wird der Glaube beigebracht, daß der Ruhm ihres Volkes in der Größe seines Länderbesitzes, der Stärke seines Heeres, in seinen Kriegen und Schlachten liege; man erzählt ihnen einfältige Geschichten von der Huld und Herablassung des herrschenden Fürsten, um dadurch die Meinung zu wecken, derselbe sei eigentlich ein höheres Wesen; man lehrt sie erst das mosaische — auch für Christen giltige — Gebot: „Du sollst nicht töten!“ und unterhält sie dann mit einer Schilderung von Kämpfen, in der über die Tötung einiger tausend Feinde mit einem Frohlocken gesprochen wird, als ob es sich um die Erlegung eben so vieler schädlicher Tiere handelte. Das Getriebe des öffentlichen Lebens verleitet zu der Meinung, daß der Staat seine hervortretendste Aufgabe in der Kriegführung finde; das Land ist überfüllt mit Kasernen und Soldaten; Feldübungen, neue Waffen bilden den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; der Landesfürst selbst zeigt sich nicht anders als in der Diensttracht des Feldherrn, damit gleichfalls bekundend, daß

er die Thätigkeit im Kriege als den wichtigsten Teil seines Herrscherberufes betrachtet. Die „illustrierten Zeitungen", vom Volke mit Begierde gelesen, bringen auf jedem Blatte Abbildungen und Beschreibungen von neuen Uniformen und Waffen, von Kämpfen und Schlachten, in denen Menschen auf jede mögliche Art sich gegenseitig umbringen, von Fliehenden und Verwundeten, die niedergeritten, von Kanonen gerädert, in brennenden Häusern mitverbrannt, oder die, in einen Fluß gesprengt, ertrinken mußten. Kein Kriegsgeschehnis ist so schrecklich, so abstoßend, daß es nicht mit breitem Behagen erzählt würde, wenn es nur dem Feinde zum Schaden gereichte. An solche Darstellungen reihen sich wieder andere, in denen der Eitelkeit des Volkes das albernste Selbstlob als Nahrung geboten wird. Einen ähnlichen Inhalt weisen viele Volksbücher und ein Teil der Tagespresse auf. Es soll nicht bestritten werden, daß dazwischen — namentlich von seiten einiger der bedeutendsten illustrierten Zeitungen — auch manches Gute geboten und zuweilen Nützliches angeregt und bewirkt wird; im allgemeinen zielt aber die Absicht der genannten Blätter und Bücher in erster Linie immer auf hohen Absatz und Geldgewinn ab, zu welchem Zwecke sie den Schwächen und Leidenschaften des Volkes schmeicheln; unter allerlei traulich klingenden Namen schleichen sie sich in die Familien ein, um das Gift der Gesinnungsverderbung und Verstandesbethörung bis in die letzte Hütte zu tragen.

So züchtet man eine unwahre, erkünstelte Begeisterung fürs Vaterland, eine haltlose Eitelkeit auf das Volkstum, welche nirgends im Auslande Wert und Geltung hat, vielmehr daselbst schleunigst abgelegt werden muß, um nicht fortwährend damit anzustoßen. Daß Anhänglichkeit an Volk und Heimat die natürliche Aeußerung einer der Liebe und Treue fähigen Seele sei, wurde schon erörtert; doch darf auch gefragt werden: wie weit sind die Ansprüche des Vaterlandes an unsere Hingebung berechtigt? Was bietet uns das Vaterland für die

endlosen Anstrengungen, die es von uns verlangt? Uns Deutschen verleiht es eine verbreitete, wohl ausgebildete Sprache, eine fortgeschrittene Gesittung, Anteil an seinen sachlichen und geistigen Besitztümern, Gesellschaft und Zuneigung von Landsleuten beim Aufenthalt in der Fremde: Güter also, deren besonderer Wert für uns in dem Wechselverhältnisse zwischen ihrer Eigentümlichkeit und unserer Gewöhnung beruht, die uns übrigens jedes andere mächtige und gebildete Volk ebenso reichlich und ebenso gut — wenn auch in anderer Form — zu bieten vermöchte. Im übrigen ist für die Bürger der meisten festländischen europäischen Staaten das Vaterland nur der Moloch, dem sie Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern bereit sein müssen, der sie in ihrer Freizügigkeit hemmt, in ihrer Meinungs-Aeußerung, ihrer Erwerbsthätigkeit und ihrer öffentlichen Wirksamkeit belästigt und beschränkt, sie aber herzlos zurückstößt, wenn sie nur Brod von ihm begehren. Thatsächlich erscheint der Zwang, den das Vaterland auf seine Bürger ausübt, vielen so unerträglich, daß sie das Exil dem Verharren im Vaterlande vorziehen, und noch viel größer ist die Zahl derjenigen, die das Gleiche thun würden, wenn nicht Armut und die Unkenntnis fremder Zustände sie von der Auswanderung abhielten.

Wozu nun die beständigen Kriegsrüstungen, welche zum Grab der Freiheit und des Wohlstandes der europäischen Völker werden? Ist doch Europa heute derartig unter die einzelnen Staaten verteilt, daß keiner derselben hoffen kann, durch Eroberungen innerhalb Europas seine Macht dauernd zu vergrößern; denn gelänge es auch einem Staate, den Nachbarn in einem glücklichen Kriege ein Stück Gebiet abzuringen, so wäre dessen Festhaltung die daraus erwachsenen Gefahren und Anstrengungen nicht wert. Wie verschwindend sind auch die Gebietsteile, um welche die Eifersucht einiger europäischer Staaten sich dreht, verglichen mit den riesenhaften Länderstrecken, welche in der neuen Welt zur Verteilung gelangten,

und welche in der späteren Geschichte der Menschheit voraussichtlich größere Wichtigkeit erlangen werden, als die alten Länder! Und welche Bedeutung hat heute für einen europäischen Staat eine durch Eroberung bewirkte Bevölkerungszunahme von ein oder zwei Millionen Menschen gegenüber jenen Veränderungen im Bevölkerungsstande, welche durch größere oder geringere Fruchtbarkeit und Auswanderung hervorgerufen werden? Die Menschenmenge, welche Deutschland in diesem Jahrhundert durch Auswanderung verlor, ist, unter Zurechnung von Kindern und Kindeskindern, zehnmal so groß, als die des wiedergewonnenen Elsaß.

Während der Streit um einige hundert Quadratmeilen Landes, oder um den Einfluß auf die Staaten der Balkanhalbinsel die europäischen Völker in beständiger, aufreibender Kriegsbereitschaft hält, ist die Entscheidung über die Weltherrschaft längst gefallen. Zur Zeit, als die festländischen Staaten Europas in fruchtlosen Kriegen sich gegenseitig zerfleischten, hat England die gebotene Gelegenheit benützt, seine Herrschaft über bedeutende Strecken der übrigen Erdteile auszudehnen und namentlich jene gesegneten Gebiete der neuen Welt zu erwerben, welche für die Besiedelung durch Europäer am besten geeignet sind. Mögen auch die Einwohner dieser Gebiete den politischen Verband mit dem Mutterlande inzwischen gelöst haben oder später noch lösen, so ist doch die Herrschaft der englischen Sprache und Gesittung innerhalb derselben bereits zu fest gegründet, um noch in Frage zu kommen. Allein die Vereinigten Staaten umfassen einen größeren Länderbesitz als ganz Europa, und ihre Bevölkerung wird schon in zwei Menschenaltern der gegenwärtigen Europas gleich sein. Die Fruchtbarkeit ihres Bodens ist unübertroffen; ihr Reichtum an Mineralschätzen unvergleichlich; in der Ausbildung ihres Verkehrs- und Gewerbewesens stehen sie heute schon jedem europäischen Staate voran. Da aber auch Litteratur-Erzeugnisse, Erfindungen, überhaupt geistige Leistungen

bei gleicher geistiger Bildung der Völker sich verhalten wie deren Volkszahl, ist heute schon den englisch redenden Völkern das Uebergewicht über die übrigen Kulturvölker gesichert. Eine der größten der in der Geschichte je dagewesenen Veränderungen in der Machtstellung der Völker vollzieht sich in tiefem Frieden; aus den europäischen Ländern ergießt sich ein ununterbrochener, breiter Strom von Menschen in die Länder der neuen Welt, vorzüglich nach Nord-Amerika, und verteilt sich in der bereits ansässigen Bevölkerung, deren Sprache und Sitten annehmend. So nötigt nicht menschlicher Zwang, sondern die unaufhaltsame Gewalt geschichtlicher Vorgänge, die hervorragenden europäischen Völker, den größten Teil ihres Bevölkerungs-Zuwachses zur Bildung eines neuen Volkes, englischer Zunge, abzugeben, das an Volkszahl, Macht und Reichtum alle anderen weit überragen wird.

Gegenüber der reißenden Verbreitung englischer Sprache und Sitte, welcher die Uneinigkeit der übrigen arischen Völker die Bahnen ebnete, und insbesondere gegenüber der blendenden Entwickelung der nordamerikanischen Freistaaten erscheinen die Gebiets- und Nationalitäts-Streitigkeiten der festländischen europäischen Staaten so armselig, daß sie nur den Spott einer späteren Geschichtsschreibung herausfordern werden.

## XV.

Dauernder Friede, Wegfall aller Kriegsbereitschaft, bürgerliche Freiheit in weitester Ausdehnung und Beseitigung religiöser Befangenheit sind immer nur unzureichende Bedingungen für die Wohlfahrt der Völker, so lange ihr gegenwärtiger gesellschaftlicher Bau und ihre jetzige, unwirtschaftliche Art der Gütererzeugung andauern. Denn was helfen Freizügigkeit, Preßfreiheit und politische Freiheiten dem, den Armut an die Scholle bindet und gesellschaftliche Abhängigkeit an der freien Aeußerung seiner Meinung hindert; was nützen ihm alle technischen Fortschritte, alle Erfindungen, welche die Leistung der menschlichen Hand verzehn- und verhundertfältigen, wenn sie nur dazu dienen, die Ueberlegenheit des Reichtums über die Besitzlosigkeit zu steigern? Wie furchtbar auch der äußere, mit Waffen geführte Krieg im Wohlstand der Völker und im Glück der Familien wüten mag — seine Wirkungen können kaum verderblicher sein, als die jenes ununterbrochenen, oft verzweiflungsvollen inneren Kampfes, den die Angehörigen desselben Staates auf wirtschaftlichem Gebiete mit einander führen und in welchem, wie in jenem äußeren Krieg, Arbeitsleistung von ungeheurem Wert zwecklos vergeudet, Gesundheit und Leben hunderttausender von Menschen vorzeitig vernichtet werden.

Die Fortschritte in den Naturwissenschaften und der Mechanik haben in unserem Jahrhundert dem Gewerbewesen

und den Verkehrsmitteln eine nie geahnte Größe und Vollkommenheit verliehen; die Wohnsitze der Kulturvölker haben sich in ungeheuere Werkstätten mit tausendfach gegliederter Arbeitsteilung umgewandelt; stählerne Lastträger von Herkuleskraft überbringen uns mit Windeseile aus den entferntesten Teilen der Erde die Schätze der Natur oder die Erzeugnisse menschlichen Fleißes; selbst die Kraft des Blitzes ist in den Dienst des menschlichen Willens gebannt worden und überträgt dessen Botschaften in Augenblicken über Land und Meer. Aber diese herrlichen Errungenschaften, deren verständige und gerechte Benützung hinreichen würde, jedem Mitgliede der menschlichen Gemeinschaft Wohlthaten und Genüsse in nie geträumter Fülle zu bieten, werden leider durch mannichfache, aus ihnen entsprossene Uebelstände verdunkelt, welche tief in das Wohl der Völker einschneiden. Die Ausbreitung der Großwirtschaft in der menschlichen Erwerbsthätigkeit hat den Klassengegensatz zu einer unerträglichen Schärfe gesteigert; ein großer Teil des Volksvermögens sammelt sich in den Händen weniger Glücklicher an, indem zu gleicher Zeit ganze Volksschichten in einen Zustand der Dürftigkeit und Abhängigkeit sinken, aus dem sie sich nimmer zu erheben vermögen. Während der Reichtum und die darauf sich gründende Macht der einen sich unaufhaltsam, gleich der vom Berg abrollenden Lawine, vermehren, sind Millionen von Menschen von der Stunde ihrer Geburt an zu einem Leben voll aufreibender Arbeit und Nahrungssorgen in Schmutz und Unwissenheit verurteilt und müssen darben und oft das notwendigste entbehren inmitten der Schätze, die sie durch ihre Arbeit hervorgebracht. Wohl immer hat es, soweit die Geschichte zurückreicht, Macht neben Schwäche, Reichtum neben Armut gegeben; aber niemals zuvor lag die Ungerechtigkeit in der Verteilung des Arbeitsertrages so offen und so verletzend zu Tag, wurde sie so tief empfunden, und niemals drohte der ganzen Gesellschaft aus dem rastlosen Anwachsen des Großkapitals eine solche Gefahr, wie in unserer

Zeit. Tiefe Unzufriedenheit und Verbitterung, welche zuweilen zu blindem Haß gegen die Besitzenden sich steigert, durchdringen die arbeitenden Klassen; immer häufiger und ausgedehnter werden die Kämpfe, durch welche sie eine Verbesserung ihrer Lage anstreben, immer heftiger und verderblicher die Störungen, welche das Wohl der Gesellschaft durch diese Kämpfe erleidet. Ereignisse von unübersehbarer Tragweite bereiten unter unseren Augen sich vor; das Mißtrauen in die Haltbarkeit der bestehenden Zustände wird allgemein, ebenso aber auch die Unsicherheit über das, was ihnen folgen wird, und voll Unruhe und Besorgnis blickt man in die Zukunft. Schon spürt man die Vorboten des herannahenden Sturmes; schon beginnen die Grundmauern unseres gesellschaftlichen Baues zu zittern, aber niemand vermag zu sagen, wann und wie der Zusammenbruch erfolgen wird; ob die Verteidiger unter den Trümmern ihr Grab finden, oder ob sie, rechtzeitig von besserer Einsicht geleitet, das morsche Haus verlassen und sich mit den Angreifern zum Bau eines neuen Tempels auf den Grundlagen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit vereinigen werden.

Um das Wesen und den Verlauf der gegenwärtigen gesellschaftlichen Bewegung und die zwingenden Ursachen, aus welchen sie hervorgeht, zu verstehen, müssen wir dieselbe auf ihren Ursprung zurückverfolgen.

Es ist eine von selbst einleuchtende und durch die Erfahrung fortwährend bestätigte Thatsache, daß die Herstellungskosten einer Ware um so niedriger werden, in je größerer Menge diese Ware in demselben Geschäftsunternehmen hergestellt wird. Bei großem Betriebe wird es möglich, Roh- und Hilfsstoffe aus erster Hand an dem Orte und zu der Zeit einzukaufen, wo dieselben am billigsten sind. Ein weiterer Vorteil liegt darin, daß die Beförderungskosten für die gleiche Gewichtsmenge bei großen Ladungen niedriger sind, als bei kleinen. Durch eine möglichst weit getriebene Teilung der Arbeit, welche nur in großen Betrieben möglich ist, wird die

Leistung des einzelnen Arbeiters bedeutend erhöht; die Arbeit der Menschenhand wird, wo es angeht, durch die viel wohlfeilere der Maschine ersetzt; auch stellen sich die Verwaltungskosten, auf die gleiche Warenmenge ausgerechnet, gewöhnlich um so niedriger, je größer die Erzeugungsmenge. Zu diesen immer und überall bestehenden Vorteilen des Großbetriebes gesellen sich unter besonderen Umständen noch manche andere, welche ihm eine bedeutende Ueberlegenheit über den Kleinbetrieb verleihen. Es ist daher ein natürlicher Vorgang, daß der erstere überall eintritt, wo die Möglichkeit für seine Einführung vorhanden ist, und daß er gewöhnlich den Kleinbetrieb verdrängt, wo beide Arten der Gütererzeugung in Wettbewerb treten.

Noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ruhte der Gewerbebetrieb fast ausschließlich in den Händen kleiner Unternehmer, welche allein oder mit wenigen Gehilfen arbeiteten. Wegen der Langsamkeit und Kostspieligkeit der Beförderung konnten nur besonders wertvolle oder nur an bestimmten Orten herstellbare Waren auf große Entfernungen versendet werden; die meisten Gegenstände des Lebensbedarfes wurden an dem Orte oder in der Nähe des Ortes dargestellt, an dem sie verbraucht wurden; die Teilung der Arbeit, die Beschränkung der Erwerbsthätigkeit auf ein bestimmtes, engbegrenztes Gebiet war noch nicht so weit durchgeführt wie heute. Selbst mit der Feld- und Hauswirtschaft wurden noch mancherlei gewerbliche Beschäftigungen verbunden, welche mittlerweile fast gänzlich der fabriksmäßigen Ausübung anheim gefallen sind, wie die Spinnerei, Weberei, Bierbrauerei, Branntwein-Brennerei, Herstellung von Seife, Unschlittkerzen u. dergl. mehr; umgekehrt beschäftigten sich viele Gewerbebeflissene noch nebenher mit dem Landbau. Die Einfachheit und Billigkeit der zum selbständigen Betrieb eines Gewerbes notwendigen Hilfsmittel ermöglichte es vielen Arbeitern, allmählich Meister zu werden. Da die Erzeugnisse des Gewerbfleißes meistens unmittelbar zu verwendende Lebens-

bedürfnisse darstellen und zwischen Erzeugern und Verbrauchern ein unmittelbarer Verkehr bestand, konnte nicht leicht ein Mißverhältnis zwischen Erzeugung und Verbrauch eintreten. Das Handwerk war die wichtigste Erwerbsquelle des Bürger- und Mittelstandes. Große Kapitalien waren damals noch nicht so zahlreich und mächtig wie heute und fanden im Gewerbewesen nur sehr beschränkte Gelegenheit zur Wirksamkeit.

Diese Zustände mußten eine Umgestaltung erleiden, sobald die Vervollkommnung der Dampfmaschine in den Brennstoffen, besonders in der wohlfeilen Mineralkohle, eine Quelle mechanischer Kraft erschloß, welche an Billigkeit, Leistungsvermögen und Zuverlässigkeit die bisher verwendeten, einfacheren Veranstaltungen weit übertraf. Die Wirkung der Watt'schen Erfindung auf das Gewerbewesen wurde noch gesteigert durch die naheliegende Anwendung derselben zur Beförderung von Schiffen und Lastwagen. Die mächtigste Förderung erfuhr aber der Großbetrieb durch die Erfindung unzähliger Werkzeugmaschinen, deren jede nicht nur die Leistung vieler einzelner Arbeiter vollbringt, sondern auch hinsichtlich Schönheit, Genauigkeit und Gleichmäßigkeit der Ausführung die Handarbeit gewöhnlich weit übertrifft. In dem Maße, als diese Erfindungen Verbreitung und Anwendung fanden, mußte das Kleingewerbe dem Großbetriebe weichen; geräuschlos, allmählich, aber mit unabänderlicher Bestimmtheit vollzieht sich ein Vorgang, welcher an Wichtigkeit die auffallendsten politischen Geschehnisse überragt: die allgemeine Verdrängung der handwerksmäßigen durch die fabriksmäßige Erzeugung. Dieser Vorgang erfolgt mit der Notwendigkeit einer Naturerscheinung, und vergebens sind alle, wenn auch noch so wohlgemeinten Bemühungen, ihn aufzuhalten; jene kleinlichen, an das mittelalterliche Zunftwesen erinnernden Maßregeln, durch welche man in einzelnen Staaten das sinkende Kleingewerbe zu stützen und zu retten sucht, gleichen dem kraftlosen Sträuben eines Zwerges, den eine Titanenfaust umklammert hält.

Heute bestehen in den meisten Kulturstaaten selbständige Handwerker fast nur noch auf solchen Gebieten, welche wegen ihrer Eigentümlichkeit dem Fabriksbetrieb nicht gut zugänglich sind; viele sind Kleinhändler mit Waren geworden, die sie ehedem selbst darstellten, oder suchen ihren Lebensunterhalt durch Verrichtung der Ausbesserung solcher Erzeugnisse, während die Neuherstellung von Waren dem Handwerk, so weit es dieselbe noch inne hat, immer mehr aus den Händen gleitet.

Aehnliche Vorgänge wie im Gewerbewesen, spielen sich in der Landwirtschaft ab und ergreifen endlich auch den Handel. Da der Bauer Waren herstellt, welche meist unmittelbar zum Lebensunterhalte dienen, hat er zwar von Arbeitslosigkeit oder plötzlicher Entwertung seiner Arbeit weniger zu leiden als der kleine Handwerker; doch ziehen sich auch um ihn immer enger die Schlingen zusammen, welche ihn endlich zu Falle bringen werden. Von Jahr zu Jahr wird es ihm schwerer, den Mitbewerb der großen Grundbesitzer auszuhalten, welche nach einem wissenschaftlichen Wirtschaftsplan, mit vortrefflichen Ackerbau-Maschinen und unter kluger Benützung der Marktlage arbeiten. Der beste Beweis für die traurige Lage der kleinen Landwirte in vielen europäischen Ländern liegt in der erschreckenden Höhe der Zwangsverkäufe von Bauerngütern. Während einerseits der zum Teil jetzt schon ungeheuere Großgrundbesitz sich noch weiter ausdehnt, schreitet die Zerstückelung der Bauerngüter fort, bis ihr Ertrag zum Unterhalt einer Familie nicht mehr ausreicht und sie durch Verkauf an größere Besitzer fallen. Auch hier erweisen sich alle Klügeleien der Gesetzgebung gegenüber der naturgemäßen Umwandlung als machtlos; die bäuerlichen Fideikommisse, durch welche man den Zerfall des Kleinbauerntums aufhalten möchte, schaffen zehn Nachteile für einen Vorteil und können den endlichen Anfall der kleinen Wirtschaften an den Großbesitz doch nicht verhindern.

Der Handel ist dasjenige Feld der wirtschaftlichen Thätigkeit, auf welchem die in Rede stehenden Vorgänge sich bis

jetzt am wenigsten fühlbar machten, weil die unaufhörliche, zu riesenhaften Verhältnissen angewachsene Steigerung des Warenverkehrs während des letzten halben Jahrhunderts allen Zweigen und allen Abstufungen des Handels fortwährend neue Nahrung bot. Natürlich kann auf die Dauer auch der Handel von der großen wirtschaftlichen Umwälzung unserer Tage nicht verschont bleiben. Unter dem Drucke der geschäftlichen Not bestreben sich die Fabriken, den kostspieligen Zwischenhandel zu umgehen und, wo immer möglich, mit den Verbrauchern in unmittelbaren Verkehr zu treten; durch die gegenwärtig so häufig stattfindende Vereinigung gleichartiger Fabriken zu mächtigen Verbänden werden Schwärme von Reisenden und Agenten entbehrlich. Auch dem Kleinhandel wird nunmehr der Nährboden geschmälert durch die riesenhaften Bazare, welche hunderterlei Gattungen von Waren feilhalten und einen Umsatz haben wie zehn oder zwanzig oder selbst hundert kleinere Handlungen, an deren Stelle sie getreten sind.

Auf den Sieg der Fabriken über das Handwerk folgt der Kampf der Fabriken unter sich. — So lange ihr Feldzug gegen das Handwerk dauerte, befanden sich die Fabriken in einer verhältnismäßig günstigen Lage; sie genossen noch die hohen Warenpreise, welche bis dahin dem Kleingewerbe das Dasein erhalten hatten und konnten sich noch immer auf Kosten des letzteren vergrößern. Mit der Niederwerfung des Kleinbetriebes aber beginnt der Kampf der Mächtigen unter sich, der sich bald in Ueberproduktion, Sinken der Warenpreise und Geschäftsstockungen kundgibt; der Schwächere muß endlich dem Stärkeren weichen, bis dieser ohne Mitbewerb herrscht oder die wenigen Ueberlebenden unter sich zu einem gemeinsamen Unternehmen sich vereinigen. So schreitet die Ansammlung von Vermögen und Macht unaufhaltsam ihrem Ziele zu.

Die Veränderungen in der Wirtschaftsweise sind natürlich auch von tiefen und schmerzlichen Veränderungen in der

Zusammensetzung der Gesellschaft begleitet. Die Zahl der selbständigen Unternehmer, welche ehedem die Hauptmasse des Bürgertums ausmachten, schwindet immer mehr zusammen; die meisten sanken im Laufe der Zeit zu Handlangern der Fabriken herab; die vermögenderen und gebildeteren wurden zu Beamten größerer Geschäftsunternehmungen.

Die Abhängigkeit, in welche die Kapitalswirtschaft einen großen Teil der Menschheit gebracht hat — an sich schon häufig so drückend und demütigend für gebildete, freiheitsliebende, selbstbewußte Menschen — wird noch bedeutend verschärft durch die Ueberfüllung des Arbeitsmarktes, welche mit der allgemeinen Ueberproduktion zusammenhängt. Es gibt heute kaum einen Beruf, der seinen Jüngern dauernde Arbeit in Aussicht zu stellen vermag, in dem also die Zahl der Arbeitsuchenden nicht weitaus den Bedarf übersteigt. Fast jeder, der seinen Lebensunterhalt im Dienste anderer sucht, muß im Laufe seines Lebens Monate oder gar Jahre in gezwungener Unthätigkeit zubringen, weil es ihm trotz aller Mühe nicht gelingt, Beschäftigung in seinem Fache zu finden; oder er muß mit einer Art von Arbeit und einem Verdienst vorlieb nehmen, welche seinen Fähigkeiten nicht angepaßt sind. Insbesondere unsere großen Städte sind mit Tausenden unglücklicher Menschen angefüllt, welche, oft mit vortrefflichen Fähigkeiten ausgerüstet, trotz alles redlichen Willens zu arbeiten, keine Beschäftigung zu finden vermögen und daher bitteren Mangel leiden oder von den demütigenden Almosen anderer ihr Dasein fristen. Die weit durchgeführte Teilung der Arbeit hat leider auch das Erwerbsgebiet des einzelnen immer weiter eingeschränkt und die Menschen im Kampfe um's Dasein einseitig und unbeholfen gemacht.

Die für die Mehrheit der Bevölkerung geradezu qualvolle Uebererzeugung ist in den letzten zwei Jahrzehnten zum gewöhnlichen Zustande in allen Industriestaaten geworden. — In einer wirtschaftlich gesunden, praktisch eingerichteten Ge-

sellschaft ist dauernde Ueberproduktion unmöglich; wo sie sich zeigte, wäre sie mit Freuden zu begrüßen als ein Anzeichen, daß die Mitglieder der Gesellschaft entweder ihre Genüsse vermehren oder ihre Arbeitsleistung herabsetzen dürften. Unter dem individualistischen Wirtschaftsbetrieb, bei gänzlichem Mangel an Einheitlichkeit in der Gütererzeugung, muß die dauernde Uebererzeugung zur notwendigen Folge der Vervollkommnung unserer Arbeitseinrichtungen werden, die von den sich gegenseitig bekämpfenden Geschäfts-Unternehmern nicht zur Herabsetzung der Dienstleistung ihrer Arbeiter, sondern zur Steigerung der Erzeugung und Verminderung der Herstellungskosten verwendet wird. Die Uebererzeugung, welche unausgesetzt zahlreiche, arbeitswillige Menschen außer Arbeit und Verdienst hält, trifft natürlich auch den reichen Unternehmer, welcher oft genug das vordem unter derselben Wirtschaftsordnung rasch erworbene Vermögen noch rascher wieder verliert und nun ebenfalls in den Stand derer herabsinkt, die in der Arbeit für Mächtigere ihren Erwerb suchen müssen. Schließlich sind es immer wieder die Stärkeren, von den Umständen besonders Begünstigten, welche die Krisen überstehen und denen der Untergang ihrer Mitbewerber zu gute kommt; die durch Uebererzeugung und allgemeine Krisen herbeigeführten Störungen werden wiederum zu Mitteln, die Ungleichheit des Besitzes und die Uebermacht der Reichsten weiter zu steigern. So müssen unter der herrschenden Wirtschaftsordnung die herrlichen technischen Erfindungen unseres Zeitalters dazu dienen, nicht die Arbeitslast aller Menschen zu vermindern und ihnen Vermehrung der Lebensgenüsse zu bieten, sondern einen großen Teil fleißiger Arbeiter außer Erwerb zu setzen, Vermögen zu zerstören und die wirtschaftliche und gesellschaftliche Ungleichheit zu fördern; statt zum Segen wird die Uebererzeugung zum Fluch und Jammer der Menschheit!

Die Uebelstände, welche unserem heutigen Wirtschaftstriebe anhaften — nämlich einerseits das riesenhafte Anschwellen des

Großkapitals und die Herrschaft, welche es über die wirtschaftliche Arbeit des ganzen Volkes erlangt, andererseits die Verarmung eines großen Bruchteils der Bevölkerung, die um sich greifende Arbeitslosigkeit und Not unter den Armen, die Ueberproduktion und die häufigen Handelskrisen, die gährende Unzufriedenheit der Massen und die Furcht vor einer gewaltsamen, verheerenden Umwälzung, wenn es nicht vorher gelingt, die schlimmsten Schäden gut zu machen und den Groll der Unzufriedenen zu beschwichtigen — haben zu zahlreichen Vorschlägen Veranlassung gegeben, welche sich entweder blos die Besserung des Loses der Fabriksarbeiter oder die Heilung unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krankheiten überhaupt zum Ziele setzen. Alle diese Vorschläge können eingeteilt werden in solche, welche ihr Ziel auf dem Wege der Selbsthilfe erreichen wollen, und andere, welche die Mitwirkung des Staates für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Erstere verweisen auf den Nutzen der genossenschaftlichen Vereinigung, also der Konsum-Vereine, Kredit- und Vorschuß-Vereine und empfehlen den Arbeitern insbesondere die Bildung von Erwerbs-Genossenschaften. An die Stelle des einen Unternehmers sollen sämtliche im Unternehmen beschäftigte Arbeiter treten und ihr Lohn soll in Anteilen am gemeinschaftlichen Geschäftsgewinn bestehen. Es wurden auch zahlreiche Versuche zur Verwirklichung dieser Vorschläge ins Leben gerufen, die aber im allgemeinen nur geringen Erfolg hatten. Mangel an Betriebskapital, Mangel an fähiger, erfahrener Leitung und Verwaltung, Mangel an Verständnis für die kaufmännischen Geschäfte und Mangel an innerer Einigkeit bereiteten den meisten dieser Vereinigungen ein frühes Ende. Wo sie in manchen Fällen — wie in England — gediehen, wurden die Gründer des Erwerbs-Unternehmens allmählich zu wohlhabenden Leuten, weigerten sich dann aber, den Geschäfts-Gewinn mit den später aufgenommenen Arbeitern zu teilen; erstere rückten in den Rang von Kapitalisten ein, letztere

blieben, was sie waren, und die Arbeiterfrage stand somit auf dem alten Punkt. Da bloße Erwerbsgenossenschaften, wenn auch selbst vom Staate mit Geldmitteln unterstützt, gegen andere Mängel unserer Volkswirtschaft keine Abhilfe bieten, sind sie — sowie auch die Verbrauchs-Vereine, Vorschuß-Vereine u. s. w., die ja auch immer nur die Bedürfnisse eines Bruchteils der Bevölkerung ins Auge fassen — zur Herbeiführung einer allgemeinen Besserung der wirtschaftlichen Lage ganz unzureichend.

Die weiter gehenden Vorschläge verlangen daher eine vollständige Umgestaltung unserer Wirtschaftsweise und wollen den Staat, die Volksgemeinschaft, als ein Mittel zur Herbeiführung allgemeinen Wohlstandes und einer gerechten Verteilung von Arbeit und Erwerb verwenden. Das Vermögen und die Macht des Staates müssen zu diesem Zwecke bedeutend erweitert werden; er wird entweder zum Besitzer sämtlicher Erzeugungsmittel, also des Grundes und Bodens, der Werkzeuge und Maschinen gemacht und ermöglicht jedem Bewerber deren Benützung, oder er stellt — nach den Vorschlägen L. Blanc's und Bellamy's — überhaupt den einzigen Kapitalisten und Geschäftsunternehmer dar; alle Arbeit ist verstaatlicht; alle Bürger arbeiten unter der Leitung des Staates für die Gemeinschaft und beziehen vom Staate ihr, für alle gleich bemessenes, Einkommen.

Die Bestrebungen zur Umgestaltung unserer Gesellschaftsordnung im letztgenannten Sinne berufen sich auf die Thatsache, daß alles Kapital (aller Besitz an Sachgütern) nichts anderes darstellt, als angesammelte Arbeitsleistung und daß es nur in der Gesellschaft und mit Hilfe derselben erworben werden kann. Die große Verschiedenheit im Kapitalbesitz erklärt sich hiernach aus der in unserer Wirtschaftsordnung begründeten, aber den allgemein anerkannten Gerechtigkeitsgrundsätzen zuwider laufenden, ungleichmäßigen Verteilung des Arbeitsertrages, indem vielen Arbeitenden nur ein geringer

Teil des Ertrages ihrer Arbeit zufließt, der Rest aber anderen anheimfällt, die oft wenig oder gar nichts arbeiten, denen aber ein größerer Kapitalbesitz zum Mittel wird, sich von der Arbeitsleistung vieler Mitmenschen, ohne weiteren Entgelt, einen Anteil anzueignen. In einer, nach unseren Begriffen gerecht geordneten Gesellschaft sollte jedem Arbeitsfähigen die Möglichkeit zu ehrlichem Erwerb geboten werden, und niemand sollte über mehr als den Ertrag seiner Arbeit oder deren Wert verfügen können, wobei als Maß für den Wert der Arbeitsleistung nicht das schwankende Verhältnis von Angebot und Nachfrage, sondern die Größe der Anstrengung zu gelten hätte. Zur Erreichung dieser Ziele gibt es nur einen Weg: nämlich die Verteilung aller zur leiblichen und geistigen Wohlfahrt der Gemeinschaft erforderlichen Arbeit auf deren arbeitsfähige Mitglieder und gleichmäßiger Beteiligung aller Arbeitenden am Ertrag der gemeinschaftlichen Arbeit (unter gleichzeitiger Fürsorge für Unmündige, Arbeitsunfähige und Arbeits-Veteranen).

Von den verschiedenen Vorschlägen zur vollständigen Verstaatlichung aller Arbeit ist der umfassendste, klarest durchdachte der des Amerikaners Edward Bellamy, welcher daher an dieser Stelle eine eingehendere Besprechung erfahren soll.

Der Grundgedanke des Bellamy'schen Entwurfes ist ungefähr dieser: Von dem gesellschaftlichen Verband, den wir als Staat bezeichnen, machen wir bis jetzt nur eine sehr beschränkte Nutzanwendung. Wir betrachten den Staat lediglich als eine Einrichtung polizeilicher und militärischer Art, bestimmt, unser Leben und Eigentum, sowie unsere nationale Selbständigkeit zu schützen und in Streitigkeiten mit unseren Mitbürgern Recht zu sprechen. In der Herstellung der Güter für die Unterhaltung und Verschönerung unseres Daseins aber verfahren wir nach Regeln, die einem rohen Zustande der Menschheit entstammen; jeder wirtschaftet auf eigene Faust; jeder führt einen Krieg gegen alle, während gerade der staatliche Verband als Form der Vereinigung unserer Kräfte für

das gemeinsame Arbeitsziel dienen könnte, durch welche Vereinigung jedes Mitglied der Gesellschaft in den Stand gesetzt würde, mittels einer vergleichsweise mäßigen Arbeitsleistung sich nicht nur den Lebensunterhalt auf die Dauer seines Daseins zuverlässig zu sichern, sondern auch vieler Genüsse, welche heute nur der Reichtum bietet, teilhaftig zu werden, und dies ohne die vielfältigen Sorgen und Aufregungen, welche heute der Geschäftsthätigkeit anhaften. — Unsere gegenwärtige Wirtschaftsweise ist im höchsten Grade verschwenderisch. Statt daß die Darstellung irgend einer im ganzen Lande gebrauchten Ware unter einheitlicher Leitung erfolgt, wodurch die Vorteile des Großbetriebes in höchstem Maße nutzbar gemacht würden, teilen sich in ihre Erzeugung eine große Anzahl, oft viele Tausende, selbständiger Unternehmer, die vollständig unabhängig von einander, jeder nach seinem Ermessen, arbeiten. Jeder dieser Unternehmer verwendet einen bedeutenden Teil seiner Zeit auf den Verkehr mit Kunden, Besuch des Marktes, Einkauf von Roh- und Hilfsstoffen, die er, da sein Bedarf ein verhältnismäßig geringer ist, häufig nicht aus erster Hand, sondern vom Zwischenhändler bezieht. Da sein Geschäftsgewinn von der Seltenheit seiner Ware und der Größe des Absatzes abhängt, verausgabt er einen Teil seines Einkommens wieder für Ankündigungen und unterhält Agenten und Reisende; ebenso verwendet er häufig viel Geld, Zeit und Mühe darauf, seinen Mitbewerber vom Markte zu verdrängen und diesen möglichst allein zu beherrschen. Große Werte an Geld und Arbeit gehen fortwährend durch Einrichtung von lebensunfähigen Unternehmungen verloren; denn da diejenigen, welche eine Ware erzeugen wollen, den zu erwartenden Verbrauch nicht, oder doch nur ungenau, kennen, insbesondere nicht wissen können, ob nicht andere die gleiche Ware herzustellen oder deren Herstellung zu vermehren beabsichtigen, geschieht es, daß alljährlich Tausende von neuen Unternehmungen gegründet werden, die bald wieder geschlossen werden müssen, da sie für ihre Waren

keinen Absatz, oder nicht Absatz zu befriedigenden Preisen finden. Andere Unternehmungen vergrößern ihre Anlagen, um durch Verteilung ihrer Verwaltungskosten auf eine größere Warenerzeugung deren Herstellungskosten zu vermindern; da aber inzwischen die Konkurrenz das Gleiche thut, bleiben die Neuanlagen müßig stehen und das dafür verausgabte Geld ist größtenteils verloren. Eine andere Verlustursache ist die Uebererzeugung, durch welche beständig Kapital und Arbeitskraft in ungeheuerem Umfang außer Thätigkeit gehalten werden. Hierzu gesellen sich noch die häufigen Geschäftskrisen, welche in Zwischenräumen von wenigen Jahren aufeinander folgen. Das Gedeihen unserer Industrie und unseres Handels ist in hohem Grade abhängig von Vorgängen in anderen Ländern, auf die wir gar keinen Einfluß haben; wegen der großen gegenseitigen Abhängigkeit, in welcher sich die Kulturvölker unserer Zeit befinden, genügt ein Bürgerkrieg in Argentinien, die Erhöhung der Zölle in den Vereinigten Staaten, die Aenderung der Währung in Indien oder Japan, ein ungewöhnlich hoher oder niedriger Ausfall der Ernte in Rußland, ein Sinken der Kurse an der Londoner oder Pariser Börse, um Handel und Gewerbthätigkeit in's Stocken zu bringen, tausende von Arbeitern außer Erwerb zu setzen und große Handelshäuser zur Einstellung ihrer Zahlungen zu nötigen.

Die Verluste an Arbeit, Geld und Gut, welche durch die Verkehrtheit unseres Wirtschaftsbetriebes verursacht werden, sind unermeßlich; und doch bilden sie nur einen Teil des angerichteten Schadens; denn mit diesen Verlusten verbinden sich körperliche und geistige Leiden jeder Art, für die es gar keinen Maßstab gibt.

Alle diese Uebelstände des herkömmlichen Wirtschaftsbetriebes sollen im Bellamy'schen Zukunftsstaate beseitigt werden. Der Staat, d. i. die Gesamtheit der Staatsbewohner, wird zum alleinigen Erzeuger und alleinigen Verkäufer der hergestellten Waren. Durch die einheitliche Leitung der Er-

zeugung werden die Verwaltungskosten auf das niedrigste Maß herabgesetzt, die Teilung der Arbeit zur äußersten Grenze durchgeführt und die Leistung der Menschen und Maschinen auf's höchste gesteigert; alles unnötige Hin- und Herbefördern von Waren, aller Zwischenhandel kommt in Wegfall; alle Kräfte, welche bisher in der Bemühung um Absatz, im Niederringen der Konkurrenz und in anderen unfruchtbaren Thätigkeiten aufgingen, werden zur Gütererzeugung verwendet. Da alle Bedarfsgegenstände von der Staatsverwaltung geliefert werden, kennt diese die Größe des Bedarfes hinsichtlich aller Waren genau und kann leicht die Erzeugung damit in Uebereinstimmung halten; Uebererzeugung kann nicht eintreten.

Der Bellamy'sche Staat ist ein reiner Arbeitsstaat; er erkennt die Gleichberechtigung aller Staatsmitglieder an, legt aber auch allen Arbeitsfähigen innerhalb bestimmter Altersgrenzen die Verpflichtung zur Arbeit für das Gemeinwohl auf. Da die übrigen Staaten ebenfalls nur noch friedliche Zwecke verfolgen und inzwischen zu ähnlichen inneren Einrichtungen gelangten, sind Heer und Kriegsflotte entbehrlich geworden. Eine 25jährige Dienstleistung jedes Einzelnen genügt, um allen Mitgliedern der Gesellschaft von der Wiege bis zum Grabe die Mittel zum Unterhalt und zum Genusse des Lebens in ausreichendem Maße zu gewähren. Dies scheint keine Uebertreibung, wenn man bedenkt, daß unter der gegenwärtig noch herrschenden individualistischen Wirtschaftsart vielleicht kaum ein Drittel der im Volke liegenden Arbeitskraft auf wirkliche Gütererzeugung und andere notwendige Arbeit verwendet wird, der größere Teil aber in überflüssigen und schädlichen Verrichtungen aufgeht oder gänzlich unthätig bleibt.

Die Heranbildung der Jugend erfolgt im Bellamy'schen Idealstaat selbstverständlich durch den Staat und unentgeltlich; die Kinder besuchen bis zum zwanzigsten Jahre die Schule und genießen alle den gleichen Unterricht. Nach dem vollendeten zwanzigsten Jahre werden die jungen Bürger in das

Arbeitsheer eingereiht, in dem sie bis zum vollendeten fünfundvierzigsten Lebensjahre verbleiben. Auch die kinderlosen Frauen arbeiten in den öffentlichen Werkstätten, in welchen ihnen leichte, ihrem Geschlechte angepaßte Arbeiten zugewiesen werden. Während der ersten drei Dienstjahre gehört der Bürger einer Arbeitsklasse an, in der noch keine Gliederung nach Berufsarten besteht und welche zu allen möglichen Dienstleistungen verwendet wird. Während dieser Zeit hat er sich, nachdem er die verschiedenen Berufsarten in Ausübung gesehen und oberflächlich kennen gelernt hat, für einen Beruf zu entscheiden und tritt nun in die betreffende Innung ein, in der er zunächst eine Lehrzeit durchmacht. Solche Jünglinge, welche sich den wissenschaftlichen Berufsarten zuwenden wollen, beziehen die betreffenden Hochschulen. Die Wahl des Berufes ist frei gestellt; um aber Angebot und Bedarf in den einzelnen Berufsarten in Uebereinstimmung zu halten, werden da, wo ein übermäßiger Andrang stattfindet, die Obliegenheiten erhöht; dort, wo es an Kräften fehlt, wird durch Gewährung von Erleichterungen und Vorteilen zum Zutritt ermuntert. Die tägliche Arbeitsdauer ist demgemäß in den einzelnen Berufsarten nicht gleich; die härteste oder unangenehmste Arbeit ist mit kürzester, die angenehmste mit längster Arbeitszeit verbunden.

Alle erzeugten Waren werden in die Lagerhäuser und Verkaufsläden des Staates abgeliefert und in letzteren zu den Selbstkosten an das Publikum abgegeben. Uebrigens gibt es im Bellamy'schen Staate kein Geld; jedes Mitglied des Staates erhält eine auf seinen Namen lautende Kreditkarte, auf welcher sein Lohn in einzelnen Werteinheiten aufgedruckt ist. Für gekaufte Waren oder sonstige vom Staat empfangene Leistungen wird der entsprechende Betrag auf der Kreditkarte ungiltig gemacht. Der Kredit kann ganz nach dem Belieben des Kreditberechtigten verwendet werden. Auch für den Warenverkehr mit anderen Staaten braucht der Bellamy'sche Staat kein

Geld, sondern bezahlt die von anderen Staaten bezogenen Waren mit Waren eigener Erzeugung (wie dies im Grunde genommen ja auch jetzt schon geschieht).

Die Bezüge aller erwachsenen Staatsmitglieder sind gleich hoch*); einerlei, welcher Art und wie groß ihre Leistung im Staatsdienste sei, und ob sie überhaupt dem Arbeitsheere angehören oder schon in den Ruhestand getreten seien; Minderjährige haben auf einen entsprechend niedrigeren Wertbetrag von Leistung und Waren Anspruch. Da es kein Geld und kein großes persönliches Eigentum gibt und allen Mitgliedern der Gesellschaft Lebensmittel und Lebensgenüsse in reicher Fülle geboten werden, sind Verbrechen gegen das Eigentum, welche gegenwärtig die Hälfte aller Gesetzesverletzungen bilden, fast unmöglich; ebenso die Streitigkeiten um Eigentum, so daß sich die Straf- und Zivilgesetze außerordentlich vermindern und vereinfachen, und Gerichtshöfe, Polizei und Gefängnisse fast ganz entbehrlich werden.

Um trotz der Gleichheit des Lohnes für alle Arbeiter deren Arbeitseifer anzuspornen und ihrem Ehrgeiz Bethätigung zu gewähren, ist jede Arbeiter-Innung in eine Anzahl von Rangstufen gegliedert, und die Arbeiter haben je nach ihrer Tüchtigkeit ihre Stelle in einem niedrigeren oder höheren Rang. Der höhere Rang verleiht außer dem höheren Ansehen noch gewisse Erleichterungen und Vorteile. Wer alle Arbeiter-Rangstufen durchlaufen hat, rückt zum Beamten vor; aus den Beamten wird der Innungs-Vorstand gewählt. Die Wahl des letzteren erfolgt, um schädlichen Aufregungen und Parteispaltungen unter den Arbeitern vorzubeugen, durch die

*) Ganz mit Recht; denn im Haushalte der Gesellschaft ist der Dienst des Bauers oder Fabrikarbeiters so notwendig und so wichtig wie der des Arztes oder Richters. Besondere Geschicklichkeit oder besondere geistige Fähigkeiten sind, so wie Schönheit, ein Geschenk der Natur und verleihen ihrem Besitzer an sich schon einen unverdienten Vorzug vor den Mitmenschen. Größere Fähigkeit verpflichtet zu größerer Leistung.

in den Ruheſtand getretenen Innungsmitglieder. Sämtliche Innungen zerfallen in zehn Gruppen; die Gruppenvorſtände bilden einen Verwaltungskörper, welcher mit der Organiſation der Arbeit betraut iſt.

In bezug auf die weiteren Einzelheiten der von Bellamy vorgeſchlagenen Geſellſchaftsordnung ſei auf deſſen Schrift: „Looking backward“ verwieſen.

Es iſt begreiflich, daß eine ſo gründliche Umkehrung unſerer Geſellſchafts- und Wirtſchaftsordnung, wie ſie von Bellamy und anderen Schriftſtellern, ſowie überhaupt von dem ſogenannten Kommunismus angeſtrebt wird, auf heftige Gegnerſchaft ſtößt. Diejenigen, welche ſich gegenwärtig im Beſitze eines bedeutenden Vermögens befinden, das ihnen, auch ohne daß ſie ſich anſtrengen, vielfältige Genüſſe gewährt und welche in der Verfolgung des Genuſſes ſich unter den jetzt herrſchenden Einrichtungen einer weit reichenden Unabhängigkeit zu erfreuen haben, werden natürlich nicht Freunde und Befürworter eines Syſtemes ſein, in welchem ihnen alle auf Vermögen gegründeten Vorteile entzogen würden, in welchem das Einkommen aller erwachſenen Staatsmitglieder gleichgeſtellt iſt und durch Arbeit erworben werden muß, von der es für die Geſunden keine Ausnahme und keine Befreiung gibt. Aber auch aus den Kreiſen des Mittelſtandes, deſſen Lage der kommuniſtiſche Staat ebenſo wie die des Arbeiterſtandes verbeſſern will, erheben ſich viele Stimmen, welche die kommuniſtiſchen Beſtrebungen ungünſtig beurteilen. Man verlacht den Glauben an eine kommuniſtiſche Geſellſchaftsordnung und hält dieſelbe für einen ſchönen Traum, der niemals zur Wirklichkeit werden könne; der kommuniſtiſche Staat, meint man, ſei unverträglich mit der menſchlichen Natur, mit dem Ehrgeiz, dem Freiheitstrieb und den ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen der Menſchen.

Vieles von dieſen Einwänden iſt gewiß auf Vorurteil, Mangel eingehender Prüfung und auf den ſchon berührten Hang zum Hergebrachten und Abneigung gegen das Fremde,

Ungewohnte, zurückzuführen; manche Zweifel und Bedenken haben aber auch sicherlich einen tieferen Grund.

Zwar braucht der Ehrgeiz der Menschen nicht eine Klippe zu werden, an welcher der kommunistische Staat Schiffbruch leidet; vielmehr zeigt uns Bellamy, daß dem Ehrgeiz auch in der kommunistischen Gesellschaftsordnung ein ausgedehntes Feld eingeräumt werden kann; in geeignete Bahnen gelenkt, wird der Ehrgeiz des einzelnen dem Wohle der Gesellschaft dienstbar, statt daß er — wie es jetzt so häufig geschieht — seinen Erfolg auf die Unterdrückung der Mitmenschen gründet. Die Unabhängigkeit, deren sich die Wohlhabenden unserer Tage erfreuen, würde allerdings eine bedeutende Einschränkung erleiden; für sie, sowie für alle, gälte die Arbeitspflicht während eines Teiles ihrer Lebensdauer; dagegen würde der ungeheueren Mehrzahl der Menschen ein Ausmaß von Freiheit zu teil, welches sie heute mit allen Anstrengungen nicht erreichen kann. Denn von einer Altersgrenze an, an welcher sie sich noch ihrer vollen Rüstigkeit und Genußfähigkeit erfreuen, wären die Bürger des künftigen Staates von allen weiteren Dienstleistungen befreit, könnten ihren Aufenthalt nehmen wo immer und ihr Einkommen verzehren, wo es ihnen beliebte. Die Dienstpflicht selbst könnte durch öftere Ferien erträglicher gemacht werden; das Recht auf Auswanderung, auf Orts- und Innungswechsel und Berufswechsel mildert den bestehenden Arbeitszwang.

Ein bedenklicherer Uebelstand wäre die Gleichförmigkeit, welche das ganze Wesen eines rein kommunistischen Staates und das Leben aller seiner Einwohner durchdringen würde. Der bunte Wechsel von Zuständen, sowohl in der äußeren Welt als in unserem inneren Leben, welcher so erregend und erfrischend auf die Kräfte des Geistes und des Gemütes wirkt, erlitte jedenfalls eine bedeutende Abschwächung. Abgesehen von der Verschiedenheit der Beschäftigung wären die äußeren Lebensumstände und Schicksale aller Menschen im Staate sich ziemlich ähnlich; man könnte sich kaum mehr ein

außerhalb des gewöhnlichen Lebenslaufes gelegenes Ziel setzen. Wenn der Staat auch die Wohnhäuser besäße und erbaute, läge die Gefahr nahe, daß er dieselben, ebenso wie seine öffentlichen Gebäude, nach einmal als praktisch erkannten Modelen herstellen und ausstatten würde. Die unsere Sinne und unser Gemüt erquickende Abwechslung in den Einrichtungen und in der Lebensweise ginge größtenteils verloren; die Freude am Besitz, die praktische Bethätigung der Phantasie, der Genuß, welcher in der Befriedigung besonderer Neigungen und des eigenen Geschmackes liegt, würden auf ein enges Feld beschränkt.

Diese Uebelstände können beseitigt oder doch gemildert und die persönliche Unabhängigkeit gegenüber dem staatlichen Verband kann erweitert werden durch Beibehaltung einer Einrichtung, welche die kommunistischen Systeme abschaffen wollen, nämlich des Geldes. Der Sparsamkeit muß Raum geboten werden; Menschen unserer Art würden sich schwerlich glücklich fühlen in einem Staate, in dem es ihnen versagt wäre, durch Ersparnisse an ihrem Einkommen sich in kommender Zeit besondere, über das gewöhnliche Maß hinausreichende Genüsse zu gewähren. Namentlich müßte die Gelegenheit geboten sein, mit Hilfe von Ersparnissen, also von Geld, sich Verkürzung der Dienstzeit zu erkaufen und eine Heimstätte nach eigenem Willen und Geschmack sich einzurichten. — Unstreitig haften an dem Gebrauche des Geldes mancherlei Uebel, um derentwillen Bellamy und andere es aus ihrem Idealstaate beseitigen möchten; allein andererseits kommen dem Gelde als allgemein brauchbarem Tauschmittel auch wieder Vorzüge zu, die es fast unersetzbar erscheinen lassen; daß es an einem Tage hundertmal seinen Besitzer wechseln kann, ohne daß ein Nachweis seiner Herkunft nötig und möglich wäre, spricht weit eher zu Gunsten, als zum Nachteil, des Geldes denn diese Eigenschaft des Geldes erspart unzählige Weitläufigkeiten. Auch der Bellamy'sche Staat könnte auf Geld überhaupt nicht verzichten, solange nicht alle Länder, zu denen er in Handelsbeziehungen steht, ebenfalls

zu kommunistischen Einrichtungen übergegangen wären; aber selbst in seinem inneren Verkehr wäre der Verzicht auf den Gebrauch des Geldes mit unübersehbaren Schwierigkeiten verknüpft; jede Stecknadel müßte, — nach Bellamy's eigener Aeußerung — verbucht werden; die Ueberwachung, Verbuchung und Verrechnung des Warenverkehrs würden ein ungeheueres Heer von Beamten erfordern, ohne doch Unredlichkeiten verhindern zu können.

Die Schwäche aller Entwürfe eines kommunistischen Staates liegt darin, daß sie sich nicht auf die Erfahrung stützen können; die Geschichte bietet uns kein Beispiel eines großen, auf Gleichberechtigung gegründeten, hauptsächlich auf Organisation der Arbeit gerichteten Staatswesens. Die auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete sich vollziehenden Erscheinungen sind aber so zusammengesetzter Art, und die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze sind uns noch so unvollständig bekannt, daß es uns unmöglich erscheint, rein aus der Phantasie, ohne Mithilfe der Erfahrung, eine Verfassung zu entwerfen, welche in jeder Beziehung den Bedürfnissen und Bestrebungen eines kommenden Geschlechtes angepaßt ist. Die Ausgestaltung der Verfassung eines künftigen kommunistischen Staates wird die Wirkung geschichtlicher Vorgänge sein und kann darum heute nicht vorgezeichnet werden. Wenn uns ein Schriftsteller wie Bellamy das Bild eines solchen Zukunftsstaates in seinen Einzelheiten vorzuführen sucht, so geschieht es wohl nur der Vollständigkeit wegen, um uns zu zeigen, wie ein solcher Staat in allen seinen Teilen angeordnet sein könnte, ohne darauf Anspruch zu erheben, daß die von ihm getroffene Anordnung einem späteren Staatsgebilde in jeder Einzelheit als Vorbild zu dienen hätte.

Wenn auch also eine weitreichende Verstaatlichung des Volksvermögens und der nationalen Arbeit sich als der einzige Weg erweist, fruchtlosen Kampf und drückende Not aus der Welt zu schaffen oder mindestens zu mildern und einzuschränken,

so muß doch bezweifelt werden, daß die Durchführung des Kommunismus bis zum Aeußersten für das wahre Wohl der Menschen begehrenswert und notwendig sei. Wie in vielen anderen Fällen scheint auch hier die Mittelstraße die beste zu sein und das Heil der Völker in einem Gesellschaftszustande zu liegen, welcher die Vermittelung zwischen Kommunismus und Individualismus darstellt. Man wird vermutlich die Aufgabe des zukünftigen Staates als erfüllt betrachten, wenn derselbe, unter möglichster Vermeidung von Zwang, alle seine Angehörigen vor Entbehrung schützt, Allen Gelegenheit bietet, im Dienste für das Gemeinwohl ihre Kräfte zu verwerten und aus dem Ertrag der gemeinsamen Arbeit auf die Dauer ihres Daseins ihren Lebensunterhalt und die Mittel zum höheren Lebensgenusse zu beziehen. Zu diesem Zwecke wird es allerdings notwendig werden, daß der Staat den größten Teil der Gütererzeugung und der Erzeugungsmittel in seine Hände nimmt, während neben dem Gebiete der Staatsarbeit ein kleineres dem Privatfleiß vorbehalten bleibt.

Zu einem ähnlichen Zustande werden die Völker voraussichtlich einstens gelangen und es wird in ihrem Belieben liegen, denselben festzuhalten oder auf der zu gänzlichem Kommunismus führenden Bahn weiter fortzuschreiten. Denn die Erreichung des letzteren Gesellschaftszustandes oder die Annäherung an denselben muß vom gegenwärtigen Zustande aus erfolgen und die Menschen werden an der Hand der Erfahrung die Grenze zu finden wissen, auf der sie sich am wohlsten befinden: eine Gesellschafts-Verfassung, welche ihnen die Wohlthaten eines kommunistischen Wirtschaftsbetriebes bietet, ohne sie der Vorzüge des Individualismus gänzlich zu berauben.

Eine so ungeheure Umwälzung, wie der Uebergang zu einer gänzlich oder vorwiegend kommunistischen Gesellschaftsform — eine Umwandlung, in deren Anfängen wir uns bereits befinden — kann natürlich nicht plötzlich, sondern nur allmählich, im Laufe eines längeren Zeitraumes, erfolgen.

Alle großen Veränderungen in der Geschichte der Menschheit waren die Ergebnisse langsam, stetig wirkender Ursachen und vollzogen sich allmählich, wenn es auch in manchen Fällen anders scheint. Ob freilich die Entwickelung friedlich, oder unter heftigen Erschütterungen der Gesellschaft verlaufen wird, ist eine andere Frage; nach vielen Anzeichen ist der Verlauf im letztgenannten Sinne zu erwarten, weil der größte Teil der heutigen Gesellschaft das Verständnis der Strömung, von der sie getrieben wird, nicht zu besitzen scheint.

Bereits sind in vielen Staaten auf dem Wege zu kommunistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsformen bedeutungsvolle Anfänge gemacht worden. Von der Ansicht geleitet, daß die wichtigste Verkehrseinrichtung, die Post, dem Wohle der Allgemeinheit nur dann in vollem Umfange dienstbar gemacht werden könne, wenn die Allgemeinheit sie besitzt und verwaltet, hat in allen Ländern, in denen ein geregeltes Postwesen besteht, der Staat den Betrieb der Post übernommen. In den mitteleuropäischen Ländern sind die Leistungen der Post für das allgemeine Wohl so vielfältig und so vortrefflich, daß sie die allgemeinste Anerkennung hervorrufen. Ein weiterer Schritt in den letztgenannten Ländern war die Erwerbung der wichtigsten Eisenbahnlinien durch den Staat, und auch hieraus sind dem Volke so bedeutende Wohlthaten erwachsen, daß gewiß nur wenige die Rückkehr zum Privatbetriebe wünschen. Ebenso befinden sich in diesen Ländern die meisten Telegraphen-Linien in den Händen des Staates. Längst hat sich auch der Staat in den meisten europäischen Ländern des Erziehungswesens bemächtigt, und wo er nicht selbst Eigentümer und Leiter von Schulen ist, hat er dieselben wenigstens unter seinen Einfluß gebracht. In einem Teile Deutschlands und in der Schweiz übernimmt der Staat die Versicherung gegen Brandschaden; in verschiedenen Ländern betreibt er Bergbau und Metallgewinnung in bedeutendem Maße; auch die Forste sind zum Teil in seinen Händen. Ferner hat er sich

in vielen europäischen Ländern das Alleinrecht zur Herstellung von Tabak-Fabrikaten beigelegt und bezieht daraus einen bedeutenden Teil seiner Einkünfte. Eine besonders wichtige Maßregel war aber in Deutschland und Oesterreich die Einrichtung der staatlichen Unfall-, Kranken- und Altersversicherung für Arbeiter.

Einer der nächsten Schritte dürfte die Verstaatlichung jener Gewerbe sein, deren Erzeugnisse gegenwärtig einer besonderen Besteuerung unterliegen. Die Erhebung solcher Steuern ist in der Regel nicht nur mit bedeutenden Kosten für den Staat, sondern auch mit großer Belästigung der Darsteller und mannichfacher Störung der Arbeit verbunden, welche Uebelstände in Wegfall kämen, wenn der Staat selbst jene Fabrikationen betriebe. Es gehört hierher namentlich die Darstellung von Zucker, Bier, Wein, Branntwein und Spiritus; dieselbe würde künftighin ein Staatsmonopol werden, gerade wie in manchen Ländern schon die Darstellung von Salz und Tabakwaren; niemand außer dem Staate dürfte diese Waren herstellen, verkaufen oder aus dem Ausland beziehen. Das Volk würde durch seine Vertretung die Verkaufspreise festsetzen. Die Herstellungskosten der genannten Waren könnten unter einheitlicher Leitung ermäßigt werden; dem Staate würden Einnahmen in jeder gewünschten Höhe zugeführt; die Unterhaltung von besonderen Steuerbeamten, Störung des Betriebes durch Steuermaßregeln, Verfeindung zwischen Volk und Steuerbeamten, Hinterziehung von Steuern und Bestechung fielen weg.

Ein anderes Gebiet für die staatliche Verwaltung wären solche Industrieen, die ohne Schutzzoll nicht lebensfähig sind, deren Bestehen im Staate aber dennoch als notwendig oder wünschenswert erachtet werden mag, sei es, um diesen in der Beschaffung unentbehrlicher Verbrauchsgegenstände unabhängig vom Auslande zu stellen, sei es, um das einheimische Gewerbewesen in jeder Beziehung vollständig zu machen und auf der Höhe der Zeit zu halten und den inländischen Arbeits-

kräften Beschäftigung zu bieten. Da die hierher gehörigen Gewerbezweige doch nur um der genannten Gründe willen durch Schutzzölle am Dasein erhalten werden, ist es besser, das Volk betreibt sie selbst, als daß es außer dem Schutzzoll sich noch die beträchtlichen Kosten der Steuererhebung auflädt, und beseitigt außerdem dadurch die Unredlichkeiten und Gesetzesverletzungen, zu welchen die hohen und vielfältigen Steuern aufreizen.

Die Verstaatlichung, wenn nicht des gesamten Bergbaues, so doch der Gewinnung von Mineralkohle, würde sich ebenfalls in den meisten Ländern als eine wohlthätige Maßregel für das ganze Volk erweisen. Stein- und Braunkohle bilden heute nicht nur eine der wichtigsten Grundlagen des Großgewerbes, sondern auch einen unentbehrlichen Gebrauchsgegenstand fast jeder Haushaltung. Die während der letzten Jahre in mehreren europäischen Ländern erfolgten Vorgänge weisen auf die bedenklichen Nachteile hin, zu welchen die Ueberlassung dieser, für das Wohl des ganzen Volkes so hochwichtigen, Arbeit an Privat-Unternehmer führen kann. Bald vereinigen sich dieselben unter einander, um den Preis ihrer Ware in die Höhe zu treiben, bald geraten sie mit ihren Arbeitern in Streitigkeiten, welche die Einstellung der Förderung zur Folge haben. Starke Preisschwankungen der Kohle oder Knappheit in der Versorgung sind hinreichend, um die Sicherheit vieler Gewerbebetriebe empfindlich zu stören; aber die gänzliche Unterbrechung der Versorgung — währte sie auch nur einen Tag — würde eine ganz unübersehbare Verwirrung und ungeheueren Schaden anstiften. Diesen Gefahren wird durch die Verstaatlichung am wirksamsten vorgebeugt. Unter Staatsbetrieb sind weit verbreitete Arbeiter-Ausstände und dadurch verursachte Stockung in der Förderung kaum zu befürchten; denn der durch keinen Mitbewerb beeinflußte Staat kann billige Forderungen der Arbeiter leicht befriedigen und wird es thun, weil deren Armut und Hilflosigkeit, Unzufriedenheit und Auflehnung,

körperliche und sittliche Entartung nur ihm selbst zur Last fielen.*)

Auf anderen Gebieten könnten wohl auch die einzelnen Gemeinden die Befriedigung wichtiger Lebensbedürfnisse (wie Versorgung der Bevölkerung mit Brot, Fleisch und Beleuchtungsmitteln, den Betrieb von Stadtbahnen) in die Hand nehmen.

Bis zu diesem Punkt dürften — vielleicht schon in den nächsten Jahrzehnten — selbst solche Staatswesen gelangen, deren Bevölkerung, ihrer Mehrzahl nach, einer kommunistischen Gesellschaftsordnung abhold ist; denn der Privatthätigkeit, welche dann noch den weitaus größten Teil der Gütererzeugung beherrschen wird, kann es nur willkommen sein, wenn sie im Bezuge des wichtigsten Hilfsstoffes von Störungen auf dem Arbeitsmarkte und der Gewinnsucht einzelner Unternehmer unabhängig und wenn der Zweck der Verkehrseinrichtungen nicht mehr die Bereicherung der Besitzer, sondern die Wohlfahrt des ganzen Volkes ist und wenn dem Staate Einnahmsquellen eröffnet werden, welche die Steuern ermäßigen und die Staatsschuld verringern.

Es ist indessen nicht wahrscheinlich, daß die Verstaatlichung der Arbeit, einmal im Zuge, lange auf einer Zwischenstufe verharren wird, auf der das vom Staate beherrschte Wirtschaftsgebiet noch viel zu beschränkt ist, als daß er den berechtigten Anforderungen der Enterbten der Gesellschaft genügen könnte. Auch werden inzwischen die Wohlthaten der Staatswirtschaft immer klarer und bestimmter hervortreten. — Sobald die Mehrzahl der Bevölkerung für den Gedanken einer möglichst ausgedehnten Verstaatlichung gewonnen sein wird,

*) Die Lohnkämpfe, welche in jüngster Zeit in den Kohlenbergwerken des preußischen Staates zwischen Arbeitern und Besitzern stattfanden, widerlegen diese Ansicht nicht; denn gegenwärtig betreibt der Staat jene Werke nach der Geschäftsweise eines Privatmannes und kann nicht wohl anders, so lange der größte Teil der Steinkohlen-Gewinnung sich in Privathänden befindet und er mit den Privatwerken in Mitbewerb um Absatz treten muß.

wird dieselbe sich auch über die Landwirtschaft verbreiten; zunächst wohl über die kleineren Bauerngüter, denen es jetzt schon so schwer fällt, sich das Dasein zu erhalten. Der übrige Teil der Landwirtschaft und der größte Teil der Gewerbthätigkeit würden dann schneller oder langsamer in Besitz und Betrieb der Staatsgemeinschaft übergehen.

Dies könnte etwa der Verlauf in der Umänderung unserer Wirtschaftsweise sein, wenn dieselbe auf friedlichem Wege erfolgt und nicht durch stürmische Ereignisse, die freilich im Schoße der Zeit zu liegen scheinen, gestört und aus ihren Bahnen geworfen, beschleunigt oder verzögert wird.

Es wäre wohl ein überflüssiges Beginnen, heute schon über die Weise beratschlagen zu wollen, in welcher die Uebertragung von Gütern aus dem Privatbesitz in den Besitz des Staates zu erfolgen hätte, gewiß aber werden die hieraus hervorgehenden Veränderungen in Vermögen und Einkommen um so weniger hart und fühlbar werden, je allmählicher diese Veränderungen erfolgen. Keinesfalls könnte der Staat das zu übernehmende Privateigentum — sobald einmal die Verstaatlichung in's Große getrieben wird — mit barem Gelde bezahlen; und wenn er es selbst könnte, so würde dadurch die so sehr beklagte und angefochtene Ungleichheit des Vermögensbesitzes ganz unberührt gelassen; andererseits wäre es aber auch ungerecht, mit einem Schlage alles Privateigentum, auch des Reichsten, zu gunsten der Allgemeinheit, ohne jede weitere Entschädigung, einziehen zu wollen.

Wenn aber dem Staate das Recht eingeräumt würde, das zu einer bestimmten künftigen Zeit noch vorhandene Privateigentum an Produktionsmitteln und Wohnhäusern zu übernehmen und dafür Renten auszuzahlen, deren Höhe eine Zeitlang dem normalen Ertrage des übernommenen Eigentums gleichkäme, dann aber stetig abnähme und schließlich auf Null sänke, so würde dadurch eine annähernde Gleichstellung im Vermögen und Einkommen endlich, aber mit schonender Allmählichkeit, herbeigeführt werden.

Eine bedeutende, stufenweise steigende Erhöhung der Erbschaftssteuer (derart also, daß der Besteuerungsansatz mit der Größe der Hinterlassenschaft steigt) wäre ein weiteres Mittel, die Einnahmen und das Vermögen des Staates zu vermehren und die Verstaatlichung der gewerblichen Arbeit zu beschleunigen. Im Zusammenhang damit müßte dann aber auch der Staat, damit ein solcher Plan überhaupt die Zustimmung der Bevölkerung findet, in viel ausgedehnterem Maße als bisher, für die Wohlfahrt seiner Glieder, besonders der unbemittelten, Sorge tragen.

Die Abneigung weiter Kreise gegen die fortschreitende Verstaatlichung öffentlicher Einrichtungen und gewerblicher Unternehmungen rührt hauptsächlich daher, daß die Völker bisher die Staatswirtschaft meist nur von ihren schlechten Seiten kennen lernten. Angesichts der Schwerfälligkeit, mit welcher die staatliche Verwaltung auf vielen Gebieten ihrer Wirksamkeit behaftet ist, und angesichts der unzähligen quälerischen Maßregeln, mit welchen in vielen Ländern die Staatsgewalt die freie Bewegung der Bevölkerung hemmt, ist diese Abneigung gegen die Verstaatlichung sehr begreiflich. Indessen ist eine schleppende und kostspielige Arbeitsweise keineswegs ein unabtrennbares Merkmal staatlicher Geschäftsverwaltung; vielmehr bilden die Handhabung des Post- und des Staatseisenbahn-Betriebes in den meisten Ländern — wenn man will, auch die Organisation des Heeres — ein vortreffliches Zeugnis für die Schnelligkeit, Pünktlichkeit und verhältnismäßige Billigkeit der Staatswirtschaft, wenn sie nur praktisch betrieben wird. Auch die übrigen Vorurteile gegen die Erweiterung der Staatsmacht werden schwinden, wenn das Volk sich nur einmal daran gewöhnt, in der Staatsverwaltung nicht mehr eine fremde, freiheitsfeindliche Gewalt, sondern das von ihm geschaffene Organ zur Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten zu erblicken, zu welchem Behufe natürlich die Staatsverfassung so beschaffen sein muß, daß der Wille des Volkes möglichst unverändert und unverkümmert zur Geltung gelangt.

Auf dem Wege von der individualistischen zur kommunistischen Gesellschafts- und Wirtschafts-Ordnung wird die Menschheit vielleicht an einer Stelle innehalten, wo die gesamte Urerzeugung — Land- und Forstwirtschaft und Bergbau — sowie alle fabriksmäßig betriebenen Gewerbe im Besitze und in der Verwaltung des Staates sich befinden, während die Privatthätigkeit sich etwa auf die Ausübung der Kunst und solcher Gewerbe erstreckt, die sich nicht im Großen und fabriksmäßig betreiben lassen. Nehmen wir ferner an, daß in diesem Staate alle die gleiche allgemeine Erziehung auf Staatskosten erhalten, daß die Löhne für alle Staatsarbeiter gleich seien und in barem Gelde ausbezahlt würden, daß nach Ablauf der gesetzlichen Dienstzeit der Eintritt in den Ruhestand unter Fortbezug des vollen Lohnes erfolge, daß aber niemand zum Eintritt in den Staatsdienst gezwungen werde und jeder denselben vor Ablauf der regelmäßigen Dauer — dann aber unter entsprechender Verminderung seines Ruhegehaltes — verlassen könnte. Die Auszahlung der Löhne in Geld würde jedem Gelegenheit bieten, durch Sparsamkeit ein kleines Vermögen anzusammeln, das ihm entweder einen frühzeitigen Austritt aus dem Staatsdienste ermöglichte oder ihm die Befriedigung von besonders kostspieligen Neigungen gewährte. Auch das Erbrecht könnte unangetastet bleiben und Ersparnisse der Eltern könnten auf Kinder übertragen werden. Auf keinen Fall wäre wieder eine Ansammlung größerer Privatvermögen zu besorgen; denn da der reiche Staat keine Anlehen zu machen brauchte, wäre die Gelegenheit zu zinsbringender Anlage des Geldes nahezu gänzlich beseitigt. Hier hätten wir also einen Staat von ausgesprochen kommunistischem Gepräge vor uns, in welchem dennoch den Forderungen nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit in weitestem Umfange genügt würde.

Erinnern wir uns nochmals der Gedanken, welche der gegenwärtigen gesellschaftlichen Bewegung Anstoß und Richtung geben.

All unser Wissen und alle unsere Fähigkeiten verdanken wir nur zum geringsten Teile unserem eigenen Bemühen, sondern hauptsächlich der geistigen Arbeit vieler vorausgegangener Geschlechter. Menschliches Wissen und Können bilden somit ein, von Geschlecht zu Geschlecht sich weiter vererbendes, Besitztum der ganzen Menschheit. Innerhalb eines staatlichen Verbandes haben alle Mitglieder den gleichen Anspruch auf die vorhandenen Wissensschätze, und es ist daher Pflicht des Staates, dieselben jedem seiner Mitglieder, ohne Bevorzugung des Reichtums, in gleichem Maße zu bieten, d. h. allen eine möglichst ausgedehnte, nur durch praktische Rücksichten beschränkte, gleiche allgemeine Bildung zu erteilen. Eine Gesellschaft, die einen Teil ihrer Mitglieder in Unwissenheit hält, um ihn zur Dienstbarkeit gegen den übrigen Teil geneigt zu machen, handelt ungerecht, aber auch unklug, weil sie zum Nachteile aller die Fähigkeiten vieler ihrer Glieder nicht zur Entfaltung gelangen läßt.

Nach einer einfachen Forderung der Vernunft sollte niemandem in der staatlichen Gemeinschaft der Erwerb seines Lebensunterhaltes erschwert oder unmöglich gemacht werden. Unsere jetzige Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung schließt einen Teil der Arbeitsfähigen vom Erwerbe aus, während sie den anderen Teil mit Arbeit überbürdet. Unsere Gesellschaft erläßt Gesetze und verlangt deren Beachtung, während sie gleichzeitig einen Teil ihrer Mitglieder in eine Lage bringt, in welcher dieselben notgedrungen jene Gesetze verletzen müssen. Viele Staaten bestrafen die Obdachlosigkeit, manche den Selbstmordversuch, alle den Bettel oder den Diebstahl, erfolge er auch aus Not; erst beraubt unsere Gesellschaft ihre schwachen Mitglieder des Erwerbes, dann bestraft sie dieselben wegen der selbstverständlichen Folgen der Erwerbslosigkeit.

In einem ursprünglichen Wirtschaftszustand stellt jeder sich selbst her, was er bedarf. Mit der Einführung der Arbeitsteilung in eine Gesellschaft arbeiten einer für viele und

viele für einen. Die Gesamtheit der in der Gesellschaft hergestellten Güter sollte unter deren Mitglieder nach Maßgabe ihrer Arbeitsleistung verteilt werden; der Maßstab für die Arbeitsleistung ist die darauf verwandte Mühe; wo alle sich gleich anstrengen, gebührt jedem der gleiche Lohn.*) In unserer Gesellschaft ist die Entlohnung für gleiche Anstrengung äußerst ungleich; insbesondere werden solche Arbeitsleistungen, die nur ein geringes Maß geistiger Bildung erfordern, im allgemeinen viel schlechter entlohnt, als jene, welche ein reicheres Wissen voraussetzen. Wir fügen dadurch vielen Menschen ein mehrfaches Unrecht zu; erst enthalten wir ihnen eine bessere Bildung vor, dann muten wir ihnen gefährliche, schmutzige, oder aus anderen Gründen gemiedene Arbeiten zu, dann zahlen wir ihnen einen geringen Lohn und schließlich mißachten wir

*) Die Forderung, daß das Ausmaß des Lohnes sich nach der Größe der Anstrengung richte, steht allerdings im Widerspruche mit einer anderen, nach welcher der Lohn an der Größe der thatsächlichen Leistung abgemessen werden sollte. Man könnte hier an den Ausspruch Proudhon's erinnern, nach welchem der kapitalistische (individualistische) Staat die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken, der sozialistische aber die Ausbeutung des Starken durch den Schwachen bedeutet. Allein keine Gesellschaftsordnung, welche unseren Anforderungen nur einigermaßen entspricht, kann in der Zuteilung der Lebensmittel an ihre Mitglieder ausschließlich nach dem Grundsatze: „wie die Arbeit, so der Lohn," vorgehen; sie müßte denn die Fürsorge für die Arbeitsunfähigen (Kinder, Kranke, Krüppel und Greise) fallen lassen; dies geschieht aber selbst bei den rohesten Völkern nicht.

Durch unsere gesellschaftlichen Einrichtungen sollen eben die Ungerechtigkeiten der Natur in der Verteilung ihrer Gaben an die einzelnen nach Maßgabe menschlichen Könnens ausgeglichen werden. Wer im künftigen Arbeitsstaate auf Grund seiner größeren Fähigkeit für die gleiche Entlohnung mehr leisten muß als andere, möge sich mit der Betrachtung trösten, daß vielleicht einzelne seiner Angehörigen ebenfalls zu den minder Leistungsfähigen gehören, oder daß unvorhergesehene Schicksalsfügungen seine eigene Arbeitskraft mindern, während ihm sein Einkommen ungeschmälert erhalten bleibt.

sie wegen ihrer geringen Bildung und wegen Verrichtung der von uns verabscheuten Arbeiten.

Jeder, oder wenigstens jeder Arbeitsfähige, der genießen will, sollte auch arbeiten. In unserer Gesellschaft arbeiten gerade die, denen die meisten und höchsten Genüsse offen stehen, gewöhnlich gar nicht; sie leben von der Arbeit anderer. Dank der zinstragenden Eigenschaft des Kapitals verleiht nämlich der Besitz von verrichteter Arbeit (Kapital) Anspruch auf neue Arbeitsverrichtung anderer zu gunsten des Besitzers; dank dieser Eigenschaft wächst Kapital, soweit sein Ertrag nicht aufgebraucht wird, nach dem Gesetze der geometrischen Reihe; es zieht, wie ein Magnet, das übrige Kapital an sich, verschmilzt es mit sich und wächst unter günstigen Bedingungen unaufhaltsam weiter und wird dadurch zu einer großen Gefahr für die ganze Gesellschaft.

Alle diese Uebel und Ungerechtigkeiten können nur dadurch verringert oder beseitigt werden, und der Staat kann seiner Aufgabe im weitesten Umfang nur dadurch gerecht werden, daß er die Herstellung der in der Gesellschaft gebrauchten Arbeitserzeugnisse ganz oder größtenteils selbst übernimmt. Durch die Vereinigung der Erzeugung unter einer Leitung wird zugleich eine große Menge Arbeit erspart, welche jetzt wegen Zersplitterung der Erzeugung und in Kämpfen der Erzeuger gegen einander verloren geht.

Wie vielfältig und allgemein auch die Bedrängnisse sind, welche aus unserer gegenwärtigen Wirtschaftsordnung den meisten Menschen erwachsen, so scheint doch leider die Mehrheit der Gesellschaft die Gewalt und innere Notwendigkeit der bereits im Vollzug befindlichen Umwälzung nicht zu verstehen, und die bestgemeinten Bestrebungen, die eingetretene Bewegung in friedliche Bahnen zu lenken und dadurch die Gesellschaft vor langen und schmerzlichen inneren Kämpfen zu bewahren, stoßen allenthalben auf Zweifel und Gleichgültigkeit, wenn nicht gar auf Geringschätzung und Spott. Unsere hinsichtlich

Bildung und Besitz günstiger gestellten Mitbürger können und wollen sich nicht einen Gesellschaftszustand vorstellen, in welchem die Vorrechte der Geburt und des Reichtums aufgehoben, die jetzt bestehenden Unterschiede in allgemeiner Bildung, Vermögen und Einkommen ausgeglichen sind; sie halten es für eine unabänderliche Notwendigkeit, daß ein Teil der Menschheit in Armut und Unwissenheit aufwachse, um notgedrungen dem anderen Teile der Menschheit zu dienen und Arbeiten zu verrichten, welche dieser verachtet, wobei sie aber als selbstverständlich annehmen, daß sie ihren Rang unter den Herrschenden, nicht unter den Dienern haben; sie glauben, daß es Pflicht und Schuldigkeit des Armen sei, zu arbeiten und zu darben, daß deren Unzufriedenheit mit Gewalt niedergehalten werden könne und solle, und machen denselben Rohheit, Trägheit und Sucht nach sinnlichen Genüssen zum Vorwurf, ohne sich zu erinnern, daß es die Gesellschaft selbst ist, welche jene ihre Mitglieder in einen Lebenszustand zwingt, aus welchem die genannten Charakterfehler mit Notwendigkeit hervorgehen. Und doch sollten wir nicht mit pharisäerhaftem Dünkel, sondern mit Wehmut und Beschämung auf Menschen blicken, die in Lebensweise und Gewohnheiten, Bildung und Anschauungen tief unter uns stehen, gleichsam einer anderen Rasse anzugehören scheinen, und die doch nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Ungerechtigkeit und Gefühllosigkeit der Gesellschaft leiblicher, geistiger und sittlicher Verwahrlosung überantwortet wurden. Auch sie sind Wesen unserer Art, durch gemeinsame Abstammung mit uns verwandt, besitzen die gleichen Anlagen und Fähigkeiten wie wir und haben mit uns gleichen Anspruch auf Wissen und Reichtum; auch in ihnen schlummern Begabung und Tugenden, die Bewunderungswürdiges vollbringen könnten, wenn sie zur Ausbildung und Wirksamkeit gelangten.

Im menschlichen Gemüte liegen Tugend und Laster, Kühnheit und Schwäche, Göttliches und Teuflisches neben einander;

bestimmte Reize rufen Regungen der einen oder der anderen Art hervor. Charaktereigenschaften sind den Menschen unstreitig zum teile angeboren; zum größeren teile aber sind sie die Wirkung äußerer Umstände, von denen Erziehung und Beispiel den stärksten Einfluß üben. Ein Geist, dem es möglich wäre, die äußeren Umstände nach Belieben zu ändern, hätte es in seiner Gewalt, aus denselben Menschenkindern einmal Menschen von knechtischer und verbrecherischer Gesinnung, ein andermal Helden hervorzubringen, auf denen die Bewunderung aller Nachwelt ruhte. Unsere jetzige Gesellschaftsordnung verweist jeden einzelnen in der Erlangung seines Lebensbedarfes auf die eigene Kraft und ist wie geschaffen, um die Selbstsucht in ihren rohen nnd niedrigen Formen großzuziehen; eine Gesellschaftsordnung aber, welche das Interesse des einzelnen vollauf in das Wohl der Gesellschaft verlegt, verbessert den Sinn und die Bestrebungen der Menschen einfach dadurch, daß sie Gelegenheit und Reiz zu Laster und Verbrechen vermindert und die Hindernisse wegräumt, welche das Wollen von seinen edleren Zielen abhalten.

Gewiß wird ein besonnenes Denken sich niemals zu der schwärmerischen Erwartung verirren, die Menschheit der Zukunft werde jemals einen Zustand der Befreiung von allem Uebel erlangen; denn die Bürde von Leiden, welche schon die Natur der Menschheit auferlegt, muß diese tragen bis an ihr Ende und keine noch so vollkommene Gesellschaftsverfassung kann sie hiervon befreien.

Aber jene schmerzlichen Leiden, die aus der Unzweckmäßigkeit unserer heutigen gesellschaftlichen Wohlfahrts-Einrichtungen hervorgehen, können allerdings durch eine angemessene Abänderung der letzteren in dem bezeichneten Sinne gemildert oder gänzlich behoben werden.

Wahrlich — wir möchten den morgigen Tag nicht erleben, wenn wir nicht hoffen dürften, daß in dem gewaltigen Ringen um einen glücklicheren Gesellschaftszustand die Ver-

nunft sich endlich mächtiger erweise als das Vorurteil, und die Gerechtigkeit stärker als die Gewalt; daß Hochmut und Spott zu schanden werden an der heißen, leidenschaftlichen Liebe zur Menschheit, welche die Bannerträger der neuen Ordnung begeistert, und daß die Sonne noch einst ein Menschengeschlecht bescheine, das unter veredelten Gesellschaftsformen die Früchte seiner Begabung und seines Fleißes unverkümmert genießt!

---

Der vorausgegangene Abschnitt des gegenwärtigen Buches ist vor mehr als Jahresfrist geschrieben worden. Inzwischen ist — unter dem Titel: „Freiland, ein soziales Zukunftsbild" — bei Pierson in Dresden ein Werk erschienen, in welchem der österreichische Volkswirt Theodor Hertzka einen beachtenswerten Versuch zur Lösung der gesellschaftlichen Frage auf anderem als dem von Bellamy eingeschlagenen Wege macht. Scheidet man aus der — ebenfalls in Romanform gebotenen — Hertzka'schen Darstellung eines wirtschaftlichen Idealstaates das überreichlich darein verflochtene phantastische Schmuckwerk aus, so hinterbleibt eine Arbeit von glänzendem Scharfsinn und gewinnender Verständlichkeit, welche nicht verfehlen konnte, die Aufmerksamkeit und Zustimmung eines großen Leserkreises auf sich zu lenken und welche bereits eine Bewegung zur praktischen Durchführung der in jenem Werke gemachten Vorschläge veranlaßt hat.

Auch im Hertzka'schen Staate — im „Freiland" — ist die individualistische Wirtschaftsordnung beseitigt. Die Gütererzeugung und die Verrichtung der meisten im Haushalt der Gesellschaft nötigen Arbeiten erfolgt aber im allgemeinen nicht unter staatlicher Leitung, sondern durch Erwerbsgenossenschaften, welche ihre inneren Angelegenheiten selbständig verwalten; neben diesen bestehen allerdings noch Einzelunternehmer auf solchen Arbeitsgebieten, wo die Art der Arbeit eine Vereini-

gung mehrerer zwecklos oder unthunlich macht. Im Freiland gibt es auf die Hilfsmittel der Arbeit kein Eigentumsrecht in unserem Sinne; dieselben werden vielmehr jedem Gewerbsunternehmer von seiten der Staatsverwaltung beigestellt, so daß zur Begründung und zum Betrieb irgend eines Unternehmens kein Kapital erforderlich ist. Allerdings muß der Wert der übernommenen Erzeugungsmittel (Werkzeuge, Maschinen, Fabrikseinrichtungen) von seiten der übernehmenden Genossenschaften dem Staate — jedoch ohne Zinsen oder sonstige Gebühren — zurückgezahlt werden. Die übernommenen Hilfsmittel der Erzeugung können aber doch nie Eigentum der jeweils die Genossenschaft zusammensetzenden Mitglieder werden, denn jedem arbeitsfähigen Einwohner Freilands steht es jederzeit zu, in irgend eine beliebige Erwerbsgenossenschaft einzutreten und an deren Arbeit und Erwerb teilzunehmen. Ebenso kann er jederzeit aus der Genossenschaft austreten.

Die Entlohnung der einzelnen Arbeitenden erfolgt durch die Genossenschaftsverwaltung nach der Anzahl der auf dieselben treffenden Arbeitsstunden; der Lohnsatz für die Arbeitsstunde ergibt sich aus dem Wertertrage der genossenschaftlichen Arbeit. Die Mitglieder einer Genossenschaft wählen aus ihrer Mitte Werkführer und Verwaltungsbeamte und gewähren denselben auf dem Wege freier Vereinbarung eine besondere Vergütung. Ebenso erhalten ständige Arbeiter für jedes in derselben Genossenschaft verbrachte Arbeitsjahr einen besonderen Lohnzuschlag.

Die erzeugten Güter werden — sofern sie nicht unmittelbar zur Verwendung gelangen — in öffentlichen Warenlagern aufgespeichert und unentgeltlich verwahrt. Alle Käufe und Verkäufe, sowie alle für andere verrichteten oder von anderen empfangenen Leistungen werden vom staatlichen Abrechnungsamte — der Bank — gebucht. Für jede Unternehmung und für jeden einzelnen wird in den Büchern dieses Amtes eine Rechnung geführt, auf deren einer Seite die Ansprüche für

Arbeitsleistung, verkaufte Waren oder für Versorgung gutgeschrieben, auf deren anderer die Werte bezogener Waren oder empfangener Leistungen eingetragen werden. Der Bargeldverkehr wird durch diese Einrichtung nahezu gänzlich beseitigt.

Die Erziehung der Jugend erfolgt durch die vom Staate besoldeten Lehrer unentgeltlich; auch an den Hochschulen. Die Gesamtheit gewährt ihren arbeitsunfähigen Mitgliedern: Kindern, Greisen, Frauen, Kranken eine auskömmliche Versorgung, ohne sie jedoch im Einkommen den Arbeitenden gleichzustellen. Greise und Invaliden männlichen Geschlechtes erhalten vierzig Prozent vom Durchschnittseinkommen eines Arbeitenden (welches die Staatsverwaltung durch ihr Rechnungsamt genau zu ermitteln in der Lage ist); unverheiratete volljährige Frauen dreißig Prozent, verheiratete Frauen fünfzehn Prozent, jedes der ersten drei Kinder fünf Prozent. — Außerdem stehen Frauen das Lehramt und die Krankenpflege als besondere Erwerbszweige offen, so daß ihnen Gelegenheit zur Erhöhung ihres Einkommens geboten ist.

Da im Freiland, ebenso wie im Bellamy'schen Staate, unnütze Arbeit nach Möglichkeit vermieden wird, ist der Ertrag der Arbeit, unter sonst gleichen Umständen, viel größer als in unserer jetzigen Gesellschaftsverfassung. Sucht man sich von dem wirtschaftlichen Getriebe im Freiland ein Bild zu machen, so wird man überrascht durch die Einfachheit, mit der alle als möglich zu denkenden Störungen sich gleichsam von selbst ausgleichen. Die regelnde Kraft in den Arbeitsverrichtungen, das Schutzmittel gegen Ueberzeugung wie gegen Warenmangel, gegen zu hohe wie gegen zu niedrige Arbeitslöhne und Warenpreise ist die freie Beweglichkeit der Arbeitskräfte, vorausgesetzt, daß sie wirklich so ungehindert sich vollziehen kann, wie Hertzka es glaubt. Die Löhne für gleichbegehrte Arbeit können in den verschiedenen Genossenschaften nie weit von einander abweichen; übersteigen sie in einem Unternehmen infolge günstiger Umstände den Durchschnitt erheblich, so findet ein Zudrang von

Arbeitskräften statt, so daß sich der Arbeitsertrag auf eine größere Zahl von Teilnehmern verteilt und wieder geringer wird. Ueberproduktion ist nicht möglich, da die Staatsverwaltung Bedarf und Nachfrage unaufhörlich übersieht; droht auf irgend einem Arbeitsgebiete Ueberproduktion, so muß die Arbeitszeit der Arbeitenden verkürzt werden; dadurch sinkt die Erzeugung, aber auch der Verdienst, und der Ueberschuß an Arbeitskräften fließt nach anderen Genossenschaften ab. Auch die Gehalte der Genossenschafts- wie der Staats-Beamten unterliegen dieser, durch das Verhältnis des Angebotes zum Bedarf hervorgebrachten, Regelung. Vor allzu häufigem Wechsel der Beschäftigung seitens der Arbeiter schützt der Lohnzuschlag, welchen allen Genossenschaften ihren ständigen Arbeitern gewähren. Auch steht nicht zu befürchten, daß die Staatskasse, welche neuen Gründungen den nötigen Kredit zur Beschaffung von Arbeitsmitteln bietet, häufig das Opfer leichtsinniger Unternehmungen werde, weil ja die auf Kredit übernommenen Dinge allmählich bezahlt werden müssen und die Gründer für deren Wert, selbst im Falle des Mißlingens ihrer Unternehmung, aufzukommen haben.

Der Bellamy'sche und der Hertzka'sche Staat stimmen darin überein, daß in beiden Entbehrung und Armut aus der Gesellschaft gebannt sind; jedem Einwohner bietet sich sein Lebensunterhalt, dem Erwerbsunfähigen durch die Versorgung aus öffentlichen Mitteln, während der Arbeitsfähige, wo es ihm zusagt, Arbeit und Verdienst findet. Der Vorzug des Hertzka'schen Staates soll, nach der Ansicht seines Entwerfers, im Wegfall der — angeblich oder wirklich — schwerfälligen, freiheitsfeindlichen Leitung der Arbeit durch den Staat liegen; selbstthätig wirkende wirtschaftliche Gesetze sollen an die Stelle staatlicher Anordnungen treten. Der Hertzka'sche Plan wird sich daher namentlich des Beifalles derjenigen zu erfreuen haben, in deren Meinung Staatswirtschaft und Zwang unzertrennliche Dinge sind. Der Bellamy'sche Entwurf bedenkt

ferner alle erwachsenen Staatsmitglieder mit dem gleichen Einkommen ohne Rücksicht auf wirkliche Leistung, während im Freiland besondere Fähigkeiten Aussicht auf höheres Einkommen haben.

In der Wirklichkeit würde sich indessen die Verschiedenheit der beiden Gesellschafts-Systeme voraussichtlich sehr verringern. Was zunächst die Einkommenfrage anbelangt, so ist Gleichstellung aller in der Entlohnung und Versorgung keine wesentliche Eigentümlichkeit des kommunistischen Staates; vielmehr können auch in der Bellamy'schen Gesellschaft Löhne und Versorgungsgelder des einzelnen je nach Umständen verschieden hoch gehalten werden, wenn eine solche Anordnung von den Staatsmitgliedern gewünscht wird. Die Bellamy'sche Auffassung ist die edlere; allein sie setzt auch einen hohen Grad von Einsicht und Selbstverleugnung auf Seiten der arbeitenden Bürger voraus; Hertzka's Entwurf lehnt sich mehr an die Wirklichkeit an und rechnet mit Menschen und Anschauungen, wie sie das Tagesleben uns vorführt. Es muß dem Gutfinden unserer Nachkommen überlassen bleiben, ob sie in der Entlohnungs- und Versorgungs-Frage sich zum Grundsatze Bellamy's oder Hertzka's bekennen wollen.

Was nun die Freizügigkeit der Gesellschaftsmitglieder anbelangt, so kann dieselbe im Freiland nicht größer sein als im Bellamy'schen Staate auch. Denn auch in letzterem besteht — gerade so wie in jenem — Freiheit der Berufswahl, das Recht auf Orts-, Innungs- und Berufs-Wechsel, endlich das Recht auf Auswanderung. Eine natürliche Beschränkung erleidet indessen der Uebertritt der Arbeiter aus einem Beruf in den anderen, hier wie dort, durch den Umstand, daß zur Ausführung der meisten gewerblichen Arbeiten eine, durch jahrelange Uebung zu erlangende Geschicklichkeit gehört; ein häufiger Wechsel des Berufes müßte daher auch im Freiland zu einer Verschlechterung der Arbeitsleistung hinsichtlich Menge und Güte führen. — Auch die persönliche Freiheit könnte im Frei-

land nicht ausgedehnter sein, als im Bellamy'schen Staat; die Arbeiter könnten z. B. nicht — wie Hertzka zu glauben scheint — zu irgend einer Tageszeit, wie es ihnen am besten paßt, die Arbeit antreten und wieder verlassen; da in den meisten Fällen zur Erreichung der Arbeitszwecke ein gleichzeitiges und planmäßiges Zusammenwirken von Arbeitern erforderlich ist, müßten dieselben auch im Hertzka'schen Staate sich an bestimmte Arbeitsstunden binden und den Anordnungen von Vorgesetzten sich fügen.

Beide Systeme haben also die Beseitigung der Kapitalswirtschaft, des Interessenkampfes und der Klassenherrschaft gemein; beide weisen ihren Mitgliedern entweder verdienstragende Arbeit oder aber ausreichende Versorgung zu; beide vermeiden in der gesellschaftlichen Arbeit die Uebel des Individualismus; beide erstreben möglichste Gleichstellung ihrer Mitglieder in Bildung und Lebensgenüssen und gewähren ihnen annähernd das gleiche Ausmaß von Freiheit, so daß die Verschiedenheit der beiden Gesellschaftssysteme fast nur in der Bezeichnung liegt.

Auch gegen den Hertzka'schen Plan sind — ebenso wie gegen den Bellamy'schen — mannichfache Einwürfe erhoben worden, die zum teil berechtigt sein mögen, während andererseits dem Urteil der Gegenwart noch manche Schwierigkeit verhüllt sein dürfte, auf welche man erst bei der praktischen Ausführung der Hertzka'schen Ideen stoßen würde. Auf der Wanderung nach einem vervollkommneten Gesellschaftszustande wird oftmals künftige, heute noch nicht vorliegende, Erfahrung zu Rate gezogen werden müssen, damit sie als Führerin auf Pfaden diene, die heute noch unklar, in Dunkelheit gehüllt, vor unseren Blicken liegen. Aber dadurch werden die Verdienste der Männer nicht verkleinert, welche der Menschheit das Leitbild vorhalten, nachdem sie unabläßig zu streben hat um sich aus den grambeladenen Zuständen der Gegenwart zu befreien.

Wie schon ausgeführt, wird wohl keines der nur in Gedanken — wenn auch noch so meisterhaft — ausgesponnenen Staatsgebilde die Form abgeben, unter welcher die Menschen der Zukunft leben und arbeiten; vielmehr steht zu erwarten, daß eine künftige Wirtschaftsverfassung aus kommunistischen und individualistischen Bestandteilen sich zusammensetzen wird, neben welchen auch der Hertzka'schen Genossenschaftsarbeit noch Raum bleibt. Wollte sich aber auch eine Partei der Gegenwart die Herstellung der Hertzka'schen Gesellschafts-Verfassung in unveränderter Reinheit innerhalb unserer Staaten zum Ziele setzen, so bliebe das nächste notwendige Mittel doch immer die Erweiterung des Vermögens und der Wirksamkeit des Staates, die Ablösung des Privatbesitzes an Erzeugungsmitteln durch die Gemeinschaft, damit diese die erworbenen Güter nach bestem Verständnis verwende.

## XVI.

An die vorausgegangenen Betrachtungen möge sich zum Schlusse noch eine Untersuchung über einige Aufgaben anreihen, welche der Menschheit der Zukunft — ganz abgesehen von der Frage ihrer politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen — in der Sorge um die Erhaltung ihres Daseins und ihres sachlichen und geistigen Besitzes erwachsen werden. Denn die früheren Erörterungen drängen zur Frage nach den äußeren Umständen, welche voraussichtlich das künftige Schicksal der Menschheit beeinflussen werden.

Wohin wird der dunkle, leidensvolle Weg, den die Menschheit wandelt, endlich führen? Wird der gegenwärtige Fortschritt in der Erkenntnis der Natur und in der Nutzbarmachung ihrer Kräfte andauern und die Menschen späterer Tage zu einer uns gar nicht vorstellbaren Macht und Weisheit führen? Oder wird auf eine vorübergehende, glänzende Entwickelung ein jammervolles Niedersinken zu leiblicher und geistiger Verkommenheit folgen? Steht der Menschheit eine unbegrenzte Lebensdauer in Aussicht? Oder, wenn ihr bestimmt ist, zu sterben, wann und in welcher Form wird ihr Untergang stattfinden? Wird er eintreten als Folge einer plötzlichen Katastrophe oder langsam schleichender, lebensfeindlicher Ursachen?

Aller Wahrscheinlichkeit nach kann das Leben der Menschheit als Gattung, sowie das der einzelnen Lebewesen auf Erden, nur eine beschränkte Dauer haben. Zwar läßt sich mit Sicher-

heit keine Ursache bezeichnen, welche dem Dasein des Menschengeschlechtes ein Ziel setzen müßte; wohl aber müssen wir in der Zukunft verschiedene Vorgänge für möglich — wenn nicht wahrscheinlich — halten, deren jeder einzelner dem Menschengeschlechte tödlich wäre. Das einstige Zusammenprallen der Erde mit ihrem Monde oder mit der Sonne müßte selbstverständlich alles Lebende auf der Erde vernichten; aber auch andere, allmählich und geräuschlos verlaufende, kosmische Veränderungen, wie die Annäherung der Erde an die Sonne, die Verlangsamung der Erdachsendrehung, der fortschreitende Wärmeausgleich im Weltall, müßten einen Wechsel der äußeren Lebensumstände herbeiführen, unter welchen Wesen unserer Art kaum mehr bestehen könnten.

Alle diese Möglichkeiten liegen indessen in so ungeheuerer Ferne, daß sie auf unser praktisches Verhalten ohne Einfluß bleiben, und auch für unsere Nachkommen auf unabsehbare Zeit hinaus nicht in Anschlag kommen können. Fassen wir aber nur die nächsten Jahrhunderte und Jahrtausende in's Auge, so können wir allerdings mit größerer oder geringerer Sicherheit Vermutungen über den Eintritt von Zuständen aufstellen, welche von tiefer Wirkung auf die Lebensweise unserer Nachkommen sein werden.

Von kosmischen Vorgängen, welche auf die Lebensbedingungen der Erdbewohner zurückwirken können, kommt in absehbarer Zeit nur einer, nämlich die Veränderung des Neigungswinkels der Erdachse zur Ekliptik, in Betracht. Die Neigung der Erdachse zur Ekliptik (Ebene der Erdbahn) ist nämlich keine beständig gleichmäßige, sondern erreicht im Laufe der Jahrtausende einen höchsten und einen niedrigsten Wert, welche Werte um sechs Bogengrade auseinander liegen. Im Zusammenhang mit dieser Thatsache ändern die Wendekreise und die Polarkreise ihre Lage um den gleichen Betrag. Gegenwärtig ist die Neigung der Erdachse im Abnehmen. Dem Wachsen des Neigungswinkels entspricht also auch ein Wachsen

der heißen, wie der arktischen Zone auf Kosten der gemäßigten; ferner eine Verschärfung der Jahreszeitsgegensätze auf der ganzen Erde, indem nämlich die Winter kälter, die Sommer heißer werden und der helle Tagesteil im Winter noch kürzer, im Sommer noch länger wird. Die Abnahme der Erdachsenneigung ruft Erscheinungen entgegengesetzter Art hervor. Das Klima der verschiedenen Länder wird sich dementsprechend im Laufe der Zeit mehr oder minder verändern, die Verbreitungszone der Nutzgewächse sich verschieben und die Bewohnbarkeit mancher Länder sich erhöhen und dann wieder vermindern; im ganzen aber wird die Rückwirkung dieser Veränderungen auf die Lebensbedingungen unserer Nachkommen voraussichtlich keine sehr bedeutende sein. (Bis zum Jahre 6600 n. Chr. nimmt die Neigung der Erdachse nur $^1/_2$ Grad ab, um dann wieder zu steigen.)

Auch durch die bereits erwähnten Hebungen und Senkungen des Erdbodens, durch die Verminderung des Festlandes infolge von Wegspülung und Lösung, andererseits durch die Zunahme der Ablagerungen an den Mündungen großer Ströme werden Veränderungen in der Ausdehnung und Begrenzung des festen Landes, mittelbar wohl auch im Klima, veranlaßt werden.

Alle diese, im natürlichen Laufe der Dinge begründeten Veränderungen in den Bedingungen für das fernere Gedeihen der Menschheit bleiben aber in ihrer Bedeutung weit zurück hinter jenen Veränderungen, welche durch die Menschheit selbst, durch ihre Vermehrung und ihre gegenwärtige Lebens- und Wirtschaftsweise hervorgerufen werden. Die andauernde und rasche Zunahme der Menschenzahl und der damit verbundene steigende Verbrauch von unentbehrlichen Dingen, welche die Natur nur in beschränkter Menge bietet, ferner die Art unserer Lebenseinrichtungen und unseres Gewerbebetriebes führen zu beachtenswerten Gefahren für die Wohlfahrt der späteren Geschlechter, und das Wohl und Wehe

unserer Nachkommen wird in hohem Grade davon abhängen, ob es ihnen gelingen wird, gewisse Uebel zu verringern oder zu beseitigen, welche von den Menschen selbst beständig vermehrt und großgezogen werden und welche, bis jetzt noch wenig fühlbar, allmählich zu einer bedrohlichen Größe anwachsen.

Alle Gegenstände des Lebensbedarfes stammen ursprünglich aus der Erde mit Einschluß der Flüsse und des Meeres und sind entweder mineralischer Art oder gehören dem Pflanzen- und Tierreiche an. Erstere werden im allgemeinen von der Natur nicht vermehrt oder erneuert, sondern sind — so weit sie überhaupt zugänglich — von Anfang an in einer bestimmten, begrenzten Menge vorhanden, mit welcher die Erdbewohner aller Zeiten ihr Auskommen finden müssen. Die dem Tier- und Pflanzenreich angehörigen Dinge werden von der Natur periodisch, in schwankender, aber ebenfalls beschränkter Menge hervorgebracht. Zu dieser Gruppe gehören alle eigentlichen Nahrungsmittel, welche neben Luft und Wasser die wichtigsten und unentbehrlichsten Mittel des Lebensunterhaltes bilden, daher wir uns einer Besprechung dieser zunächst zuwenden.

Es ist offenbar, daß der Ertrag des Erdbodens an nutzbaren Pflanzen und Tieren nicht nach Belieben gesteigert werden kann, sondern innerhalb einer gewissen Grenze bleibt und daß bei gleichbleibenden Bedürfnissen der Menschen ein bestimmtes Verhältnis zwischen der Bodenfläche und der von ihr zu ernährenden Bevölkerungszahl nicht überschritten werden kann. Zieht man die ganze Erdoberfläche in Betracht, so zeigt sich dieselbe im Durchschnitt zwar noch schwach besiedelt und sie kann unstreitig eine weit größere Menschenmenge als die gegenwärtige ernähren. Wenn aber die Zahl der Menschen beständig wächst, so muß endlich ein Zustand erreicht werden, in welchem die Ansprüche an das Erträgnis des Erdbodens und dessen Leistungsfähigkeit sich das Gleichgewicht halten, und ein ferneres Anwachsen der Menschenzahl wäre

nur unter Verminderung des Verbrauches an Lebens- und Genußmitteln durch den einzelnen möglich. Bestimmter ausgedrückt: das ungehemmte Anwachsen der Menschenzahl müßte zuerst zur Verminderung der entbehrlichen Genußmittel, dann zum Mangel an Nötigem führen, bis schließlich der durch diesen Mangel herbeigeführte Tod eines Teiles der Menschen den Gleichgewichtszustand wieder herstellte.

Ueber die Möglichkeit einer Uebervölkerung denkt man in unserer Zeit ziemlich sorglos; man glaubt, daß dieselbe in absehbarer Zeit nicht eintreten werde, daß vielmehr für die Bevölkerungszunahme der alten Länder noch ungeheuere, nicht oder nur schwach besiedelte, Länderstrecken offen stehen und behauptet wohl auch, daß die Menschen sich um so besser nähren könnten, je dichter sie beisammen wohnten.

Eine eingehendere Prüfung ergibt indessen, daß bei Andauer der jetzigen Verhältnisse eine Uebervölkerung der Erde thatsächlich schon in den nächsten Jahrhunderten eintreten muß, daß daher die vorliegende Frage ernste Beachtung verdient und daß sie gewiß schon unseren Nachkommen zweiter oder dritter Geschlechtesfolge viel zu denken geben wird.

Nicht alle, heute noch unbewohnten, Länderstrecken sind zur nennenswerten Besiedelung durch Menschen geeignet. Asien und Afrika umschließen in ihrem Inneren ungeheuere Wüsten, welche zusammen an Ausdehnung Europa übertreffen. Der größte Teil Australiens, ein Teil Süd-Afrikas und West-Südamerikas, aber auch ausgedehnte Länderstrecken in den sonst so gesegneten Vereinigten Staaten und in Mexiko entbehren des Regens und werden voraussichtlich nie eine dichtere Bevölkerung ernähren können. Andere Gebiete sind entweder wegen eines übermäßig heißen oder kalten Klimas für die Besiedelung durch Angehörige unserer Rasse von geringer Bedeutung.

Die Länder, welche für die Besiedelung durch Völker der arischen Familie — denen wir hier hauptsächlich unsere Auf-

merksamkeit zuwenden — geeignet sind, haben also keineswegs eine so ungeheuere Ausdehnung, daß sie auf unabsehbare Zeit den Strom der europäischen Auswanderung aufzunehmen vermöchten. Auch muß in Erinnerung gehalten werden, daß gegenüber den dünn bevölkerten Ländern der neuen Welt manche europäische Staaten heute schon in gewissem Sinne übervölkert sind, insofern das Bodenerträgnis für den Unterhalt der Bewohner nicht mehr ausreicht, so daß ein Teil derselben von Bodenerzeugnissen lebt, die aus den erstgenannten Ländern eingeführt und gegen gewerbliche Erzeugnisse umgetauscht werden.

Die Verminderung und Verkürzung der Kriege, die Fortschritte in der Heilkunst, die Eindämmung von Seuchen, Verminderung der Wirkungen von Mißernten und die allgemeine Verbesserung der Lebensweise haben unter allen fortgeschrittenen Völkern die durchschnittliche Lebensdauer bedeutend erhöht und dadurch eine starke Bevölkerungszunahme veranlaßt. Dieselbe beträgt in fast allen europäischen Ländern ein halbes bis ein Prozent im Jahr; in Ländern mit starker Einwanderung ist sie weit höher und erreicht in den Vereinigten Staaten 2,5 Prozent.

Auf Grund der gegenwärtig giltigen Zahlen für die Bevölkerungszunahme würden die Vereinigten Staaten am Schlusse des nächsten Jahrhunderts eine Bevölkerung von 730 Millionen Menschen haben, die also weit dichter beisammen wohnte, als die gegenwärtige Europas. Um die gleiche Zeit müßte angewachsen sein die Bevölkerung Deutschlands auf 150 Millionen, Frankreichs auf 52 Millionen, Großbritaniens und Irlands auf 77 Millionen, Italiens auf 55 Millionen, Rußlands auf 500 Millionen.

Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß die vorstehend angeführten Bevölkerungszahlen um die genannte Zeit in den betreffenden Ländern erreicht sein werden. Die Vereinigten Staaten — das bisher von der europäischen Aus-

wanderung bevorzugteſte Gebiet — werden in dem Maße, als ſie ſich dichter beſiedeln, nachlaſſen, die Einwanderung anzuziehen, und dieſelbe wird ſich allmählich den Beſiedlungsgebieten zweiter Güte, nämlich den übrigen amerikaniſchen Ländern, mit Ausſchluß der kälteſten, heißeſten und der waſſerarmen Gebiete, ferner den inner- und ſüdafrikaniſchen Ländern, und Süd-Sibirien zuwenden. Andererſeits darf als wahrſcheinlich angenommen werden, daß die Auswanderung aus den jetzt ſchon ſehr dicht beſiedelten mittel- und weſteuropäiſchen Ländern in Zukunft noch außerordentlich zunimmt, wodurch in denſelben das Anwachſen der Bevölkerung auf die genannte Höhe hinausgeſchoben würde. (Beiſpiel: Irland).

Den ariſchen Völkern dürften indeſſen die auserſehenen künftigen Niederlaſſungs-Gebiete teilweiſe durch ein anderes Volk, nämlich die Chineſen, ſtreitig gemacht werden. China beherbergt heute ſchon eine äußerſt dicht gedrängte Bevölkerung, deren größter Teil nur durch Herabſetzung ſeiner Bedürfniſſe auf's äußerſte Maß und durch Verzehren von Dingen, die unſere Abſcheu erregen, das Daſein friſten kann. Da ein fernerer Zuwachs von Menſchen in dem überfüllten Lande keinen Raum mehr findet, wird dieſes Volk, von unbeugſamer Not getrieben, ſich um Erweiterung ſeiner Wohnſtätten bemühen; die ariſchen Völker werden dem Anſturm dieſer ungeheueren Volksmaſſen kaum auf die Dauer widerſtehen können, ſondern ihnen einen Teil der auserkorenen Beſiedelungs-Gebiete — wohl oder übel — überlaſſen müſſen.

Unter Fortdauer des jetzigen Verhältniſſes der Bevölkerungs-Zunahme, der jetzigen Lebensweiſe der Menſchen und der gegenwärtigen Art des Landwirtſchaftsbetriebes dürfte etwa um die Mitte des 21. Jahrhunderts ein Zuſtand erreicht ſein, in welchem die Ertragsfähigkeit der Erde für den Lebensunterhalt der Menſchen vollauf in Anſpruch genommen wird. Mit dem Eintritte dieſes Zuſtandes iſt dem weiteren Anwachſen der Bevölkerung noch nicht notwendig ein Ziel geſetzt; denn

durch erhöhte Sorgfalt und Pflege kann dem Boden ein viel größerer Ertrag als gegenwärtig abgerungen werden, wie das Beispiel China's uns belehrt. Allerdings müssen dann auch dem Boden die entzogenen Nährstoffe gewissenhaft wieder zugeführt werden; das jetzt zur Abfuhr der menschlichen Fäkalien so beliebte und in den Städten allgemeine Verbreitung findende Schwemmsystem, das eine unverantwortliche Verschwendung darstellt, muß besseren Veranstaltungen weichen, wenn nicht der Ackerboden auf der ganzen Erde allmählich verarmen soll. Man tröste sich nicht mit dem Hinweis auf die sogen. künstlichen Düngemittel; das Vorkommen von Guano, Chilisalpeter, Mineralphosphaten, Kalisalzen u. s. f. ist zu beschränkt, um die ganze Erde dauernd versorgen zu können. Insbesondere werden unsere Nachkommen auf die Rückerstattung der so wertvollen Phosphorsäure an den Boden Sorgfalt verwenden müssen, da diese, zur Entwickelung unserer wichtigsten Nährpflanzen (namentlich des Getreides) unentbehrliche, Verbindung in der Natur nur spärlich vorhanden ist.

Dauert die Bevölkerungszunahme nach Erreichung jenes Zustandes noch immer weiter an, so wird der Verbrauch jener Bodenerzeugnisse eine Einschränkung erleiden, welche nur wegen ihrer angenehmen Wirkung auf den Organismus genossen werden, also des Weins, Tabaks, Kaffees u. s. f. Auch der Genuß von Fleisch und tierischen Stoffen müßte sich stark vermindern; wo die Menschen sich einschränken müssen, um aus dem Bodenertrag ihre Bedürfnisse bestreiten zu können, vermögen sie keine Tiere mehr zu halten, welche — falls ihr Fleisch überhaupt genossen wird — eine viel größere Menge von Nahrung gebrauchen, als sie in ihrem Fleische dem Menschen wieder abgeben. Menschen würden an die Stelle von Zug- und Lasttieren treten müssen, ganz wie dies heute schon in China der Fall ist, welches Land in mehrfacher Beziehung ein warnendes Beispiel möglicher künftiger Zustände in unseren Ländern im Falle ihrer Uebervölkerung abgibt.

Und doch wird Kargheit an Nahrungs- und Genußmitteln nicht das einzige Uebel sein, welches der Menschheit aus der beständigen Zunahme ihrer Menge erwächst. Schon in hundert, vielleicht schon in fünfzig Jahren wird in den meisten Kulturländern ein empfindlicher Mangel an Holz sich geltend machen. Das Deutsche Reich, von dessen Bodenfläche ein Viertel der Forstwirtschaft gewidmet ist, vermag heute nur knapp seinen Bedarf an Nutzholz aus seinen Wäldern zu befriedigen. Einer aufs anderthalbfache oder doppelte angewachsenen Bevölkerung kann der Ertrag der einheimischen Wälder nicht mehr genügen; aber auch das Ausland wird dann kein Holz mehr abzugeben haben. Der Verbrauch an Holz muß dann notwendigerweise herabgesetzt werden, wiewohl wir nicht wissen, wodurch es in seinen unzähligen Verwendungen ersetzt werden soll.

Durch die Verringerung von jagdbarem Wild und von Haustieren werden viele der bis jetzt gewöhnlichsten Bedarfsgegenstände selten und kostspielig werden. Die unverständige, rücksichtslose Weise, in welcher heute noch ganze Gattungen nützlicher Tiere nur des augenblicklichen Gewinnes wegen vernichtet werden, ist geradezu beschämend für eine Menschheit, die wirtschaftlich mit ihren Gütern verfahren sollte. Bereits ist der Büffel in Nord-Amerika so gut wie ausgerottet; aber auch gegen Seehunde und Walfische wird ein planloser Vernichtungskrieg geführt, ebenso wie gegen die Elefanten in Afrika. Echte Pelze werden für viele Frauen künftiger Zeiten ein schwer zu erschwingender Schmuck sein. Aber auch nützlichere, ja, uns fast unentbehrlich scheinende Dinge werden mit der Verminderung der Haustiere selten und teuer werden, so: Leder, Wolle, Leim, Fette und Seife.

Möglicherweise wird ihr erfinderischer Geist unseren Nachkommen über manchen Mangel hinweg helfen, den wir heute mit Besorgnis herannahen sehen. Gerade zur Befriedigung des wichtigsten Bedürfnisses, nämlich desjenigen an Nahrungsmitteln, vermag vielleicht die Chemie eine helfende Hand

zu bieten. Celluloſe, der Hauptbeſtandteil des Holzes, Strohes, der Stengel und Blätter der meiſten Pflanzen hat die gleiche Zuſammenſetzung wie Stärke, welche den weſentlichſten Beſtandteil unſerer meiſten pflanzlichen Nahrungsmittel bildet, und es iſt offenbar nur die verſchiedene Lagerung der Atome im Molekül, wodurch die phyſikaliſche Verſchiedenheit der beiden Stoffe bedingt wird. Die Möglichkeit, die Celluloſe in Stärke zu überführen, liegt nahe, wenn auch gegenwärtig noch kein Mittel bekannt iſt, durch welches die Ueberführung bewerkſtelligt werden könnte. Sollte es aber einſt gefunden werden, ſo würde dadurch ein — ſonſt geringwertiger und in großen Maſſen vorhandener — Stoff vorausſichtlich mit geringen Koſten in eine Speiſe umgewandelt werden können. Gelingt es der Chemie ferner, einen genaueren Einblick in die Zuſammenſetzung des Eiweiß zu erlangen, ſo vermag ſie vielleicht auch Wege auszufinden, auf welchen dieſer, nicht minder wichtige Beſtandteil unſerer Nahrungsmittel ſich einfacher und billiger darſtellen ließe, als dies durch die Natur im Pflanzenkörper geſchieht.

Selbſtverſtändlich liegen aber hier nur Möglichkeiten vor, deren Verwirklichung nicht etwa mit Zuverſicht erwartet werden darf. Auch wäre damit erſt einer der mannigfachen Arten von Mangel abgeholfen, und für das Lebensglück der Menſchen wäre gewiß wenig geleiſtet durch Darbietung eines Mittels zur Erhaltung des nackten Lebens, während ihnen andere Erforderniſſe des Lebensgenuſſes verſagt blieben.

Werfen wir noch einen Blick auf die Zukunft der Städte insbeſondere, deren raſches Anwachſen eine der merkwürdigſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Bevölkerungsbewegung in unſeren neuzeitlichen Kulturſtaaten bildet. Nicht nur in den amerikaniſchen Staaten, ſondern auch in denen der alten Welt vermehrt ſich die Bevölkerung vieler Städte mit einer faſt unbegreiflichen Schnelligkeit. Im Deutſchen Reiche z. B. hat ſich die Bevölkerungszahl der meiſten größeren Städte im Laufe

der letzten zwanzig Jahre verdoppelt; die Anzahl der Städte mit über 100000 Einwohnern ist von 10 im Jahre 1870 auf 26 im Jahre 1890 gestiegen. Großbritannien mit Irland zählt 29, Italien 12 Städte mit über 100000 Einwohnern. In den Vereinigten Staaten machte die Stadtbevölkerung zu Beginn dieses Jahrhunderts 4% der Einwohnerzahl des ganzen Landes aus, nunmehr ist sie auf 25% angewachsen. New-York mit seinen Vorstädten wird — immer unter Voraussetzung der Stetigkeit des jetzigen Zunahme-Verhältnisses — um die Mitte des nächsten Jahrhunderts zwanzig Millionen Einwohner haben.

Die Frage drängt sich auf, ob es für dieses Wachstum, besonders hinsichtlich der einzelnen Städte, eine Grenze gibt und wo dieselbe gelegen ist.

Vor $1\frac{1}{4}$ Jahrhunderten äußerte sich Hume in einer ähnlichen Betrachtung, daß die damalige Bevölkerung Londons (etwa 700000 Menschen) wohl die Grenze bilde, bis zu welcher eine Stadt wachsen könne; bei noch weiterer Bevölkerungszunahme müßte der Lebensunterhalt so kostspielig werden, daß die Stadt keinen Zuzug mehr von außen erhalten werde. Diese Bemerkung sei hier nur angeführt als Beispiel, wie fehlbar die Erwartung selbst der geistreichsten Denker ist, wenn dieselben ihr Urteil nicht auf Erfahrung gründen können. Heute hat London gegen fünf Millionen Einwohner; es fährt fort zu wachsen, und für die nächsten Jahrzehnte ist kein Grund abzusehen, welcher dem Wachstum ein Ziel zu setzen vermöchte. Immerhin sollte man denken, daß mit der Erreichung einer gewissen Volkszahl die Verwaltung einer Stadt, ihre Versorgung mit dem nötigen Bedarf aller Art, die Abfuhr und Unterbringung der Abfälle so schwierig, der Verkehr zwischen den einzelnen Stadteilen so zeitraubend werde, daß das fernere Wachstum endlich von selbst aufhören müsse. Höchst wahrscheinlich werden die Riesenstädte unserer Zeit sich bald genötigt sehen — ganz abgesehen von wirtschaftlichen Gründen — die

Abschwemmung der menschlichen Auswurfstoffe in die Flüsse aufzugeben, da sonst das Flußwasser für viele Zwecke unverwendbar gemacht würde, wozu die vielen Fabriken schon gerade genug beitragen; auch die Art der Leichenbestattung wird notgedrungen geändert werden müssen, da mit dem steigenden Bedarf an Bodenfläche für landwirtschaftliche Zwecke dem großen Raumerfordernis für Friedhöfe von Millionenstädten nicht mehr gut genügt werden kann.

Suchen wir uns über die künftige Versorgung der Menschheit mit den nötigen Mineralschätzen Klarheit zu verschaffen, so stoßen wir ebenfalls auf drückende Aussichten; insbesondere muß der einstige Mangel an Steinkohle, wenn kein Ersatz für sie gefunden wird, so bedenkliche Wirkungen nach sich ziehen, wie der Mangel an Bedarfsgegenständen aus dem Tier- und Pflanzenreich. — Von Metallen scheinen Eisen, Blei und Kupfer in praktisch unerschöpflicher Menge vorhanden zu sein; Gold und Silber bietet die Natur zwar spärlich, aber doch in solcher Verbreitung, daß gemäßigten Anforderungen stets wird genügt werden können. Viel beschränkter ist das Vorkommen von Zink in eigentlichen Zinkerzen und von Zinn. Platin und Quecksilber sind bis jetzt nur an so wenigen Orten in gewinnungswürdiger Menge aufgefunden worden, und das erstere — für mannigfache wissenschaftliche und technische Zwecke unersetzbare — Metall kann nur in so beschränkter Menge dargestellt werden, daß schon gegenwärtig wegen Erhöhung des Bedarfes ein empfindlicher Mangel eingetreten ist.

Von hervorragendster Bedeutung für die Wohlfahrt unserer Nachkommen ist aber deren ausreichende Versorgung mit wohlfeiler Mineralkohle, wenigstens so lange für diese noch kein befriedigender Ersatz vorhanden ist. Denn die Mineralkohle bildet heutzutage die wichtigste und unentbehrlichste Grundlage unserer Gewerbthätigkeit, unseres Verkehrswesens, ja, man kann sagen, unserer wesentlichsten Kultureinrichtungen; ihr Mangel, so lange wir ihn nicht anderweitig zu decken wissen, würde zu

unüberſehbarem Unheil für alle gebildeten Völker führen. So groß nun auch die im Schoße der Erde angehäuften Vorräte dieſes wertvollen Stoffes ſein mögen — ein fortgeſetzter Verbrauch muß dieſelben endlich erſchöpfen. Daß dieſer Zeitpunkt in manchen Ländern — wie in den Vereinigten Staaten oder in China — erſt in ungezählten Jahrtauſenden eintreten dürfte, iſt ein ſchwacher Troſt für andere Länder, die von der Natur viel ſpärlicher bedacht wurden. Man ſchätzt, daß bei Fortdauer des gegenwärtigen Zunahmeverhältniſſes in der jährlichen Förderung England ſeine Kohle in einem Jahrhundert aufgebraucht haben werde, während Deutſchland noch 800 Jahre an ſeinen Stein- und Braunkohlenlagern zu zehren habe. Möge auch dieſe Schätzung hinſichtlich Englands zu niedrig, hinſichtlich Deutſchlands eher zu hoch gegriffen ſein, ſo iſt es doch offenbar, daß die europäiſchen Länder der Erſchöpfung ihrer Mineralkohlenlager mit raſchen Schritten entgegengehen. Ob ihnen, nach Verbrauch ihrer eigenen Kohlenvorräte, die aus anderen Erdteilen eingeführte Kohle aus der Not helfen würde, muß bezweifelt werden; denn mit fremder, von fern hergebrachter, daher teuerer Kohle ließen ſich vorausſichtlich die meiſten großen Induſtrieen gar nicht betreiben; die Ausfuhr gewerblicher Erzeugniſſe müßte nahezu zum Stillſtand kommen; aber auch die Einfuhr von Lebensmitteln, da dieſe nicht mehr bezahlt, d. h. gegen andere Waren eingetauſcht werden könnten. Durch ſtarke Herabſetzung der Arbeitslöhne und entſprechende Einſchränkung der Bedürfniſſe könnte der Eintritt einer ſolchen Lage wohl verzögert werden; endlich müßte aber die ſteigende Not zur Abſtoßung überſchüſſiger Bevölkerung führen; der Landbau und die notwendigſten, einfachſten, nur für den heimiſchen Bedarf arbeitenden, kleinen Gewerbebetriebe würden wieder die wichtigſte Nährquelle der Bewohner. Ihre Kulturzuſtände erlitten eine Umprägung und würden ſich in mannigfacher Beziehung wieder denen vergangener Zeiten nähern; nur mit dem Unterſchiede, daß von derſelben Menge von Bodenerzeugniſſen

nun eine viel größere Anzahl von Menschen leben müßte. Eine große Verarmung der Bewohner mit allen ihren traurigen Wirkungen wäre somit die Folge der einstigen Erschöpfung der Steinkohlenlager in den dicht bevölkerten Industrieländern.

Allerdings steht die Möglichkeit offen, daß es gelingt, andere Kraft- und Wärmequellen der Natur mit wirtschaftlichem Erfolg dem Bedürfnis der Menschheit zugänglich zu machen. Solche Quellen, zunächst mechanische Kraft, sind die von den Bergen zum Meere rinnenden Flüsse, die Flutwelle des Meeres, die Luftströmungen und die Sonnenwärme; letztere stellt eigentlich den Ursprung aller von uns benutzten Wärme und Kraft dar. Nur die Unbeständigkeit und andere vorläufig schwer zu besiegende Eigentümlichkeiten schränken die Verwertung jener Kraftquellen noch ein, solange sich in den gewöhnlichen Brennstoffen ein viel bequemeres Mittel zur Kraftentbindung bietet. Die Aufgabe unserer Nachfolger wird sein, praktische — am ehesten von der weiteren Ausbildung der Elektro-Technik zu erwartende — Mittel zur Aufspeicherung und Weiterleitung der aus jenen Quellen zu gewinnenden Kraft, und zu deren Ueberführung in Wärme, aufzufinden.

Alles zusammengefaßt, bergen nach unserem heutigen Verständnis die andauernde Zunahme der Menschenzahl und der andauernd gesteigerte Verbrauch unentbehrlich scheinender, von der Natur nur in beschränkter Menge gebotener Hilfsmittel des Lebens für die fernere Wohlfahrt der Menschheit eine ernste Gefahr, welcher nur durch zwei Mittel begegnet werden kann, nämlich durch Auffindung geeigneter Ersatzmittel für die allmählich karger werdenden Lebensbehelfe und durch eine, absichtlich herbeizuführende Beschränkung der menschlichen Fruchtbarkeit. Zur Abnahme der Fruchtbarkeit würden zwar endlich Mangel und Entbehrung ebenfalls führen; hoffentlich wird aber die Weisheit unserer Nachkommen hinreichen, das drohende Uebel nicht zu einer Höhe anwachsen zu lassen, auf welcher es durch seine eigenen Wirkungen beseitigt wird.

Jedenfalls werden die vorstehend angedeuteten Aufgaben in nicht ferner Zukunft eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigende Bedeutung gewinnen und die auf politischem und gesellschaftlichem Gebiete zu lösenden Fragen an Wichtigkeit erreichen, wenn nicht gar überholen. Denn alle Fortschritte im Wissen und alle Verbesserungen unserer öffentlichen Wohlfahrts-Maßregeln würden ihren Wert einbüßen, wenn unsere einstigen Nachkommen durch Uebervölkerung ihrer Wohnsitze und daraus hervorgehendem Mangel an Lebens- und Kultur-Behelfen leiblich und geistig verkümmerten.

## XVII.

Schon im Altertum wurde der Philosophie die Aufgabe gestellt, nicht nur einen tieferen Blick in das Wesen der Welt und des menschlichen Geistes zu eröffnen, sondern auch Anleitungen zu einem glücklichen und zufriedenen Leben zu geben. Die meisten philosophischen Schulen jener Zeit beschäftigten sich mit Untersuchungen über Art und Inhalt des höchsten Gutes und mit den Mitteln, dasselbe zu erlangen Nach den Pythagoräern, welche in mönchisch strenger Abgeschlossenheit von der Welt der Weisheit nachstrebten, waren es namentlich die Epikureer und die Stoiker, welche ihren Anhängern ein bestimmtes Verhalten in der menschlichen Gesellschaft und gegenüber den Wechselfällen des Schicksals empfahlen.

Angesichts der großen Verschiedenheit der Ansichten über das Wesen des Glückes und angesichts des Umstandes, daß ein ungetrübtes und dauerndes Glück unter menschlichen Verhältnissen gar nicht denkbar ist, müßte es eigentlich als ein überflüssiges Beginnen erscheinen, Weisungen zu einem glücklichen Lebenslauf erteilen zu wollen, wenn nicht die Beobachtung stets wieder darauf führte, daß die Lebensschicksale der Menschen — mögen sie auch niemals als vollkommen glückliche zu bezeichnen sein — darum doch keineswegs für menschliches Empfinden gleichwertig sind, daß es im Wohlbefinden viele

Abstufungen gibt und daß das Maß unseres Lebensglückes von unserer Klugheit und sittlichen Beschaffenheit einigermaßen abhängig ist.

In der That ist das ethische Gebiet mit den übrigen Aufgaben der Philosophie innig verwachsen und jeder wohl geordneten, von einem bestimmten Grundgedanken ausgehenden Welterklärung erwächst die Frage nach der mit dieser Weltauffassung übereinstimmenden Lebenshaltung. Auch der Materialismus muß — indem er den Stoff mit seinen Eigenschaften als das einzig Seiende und alle Vorgänge als unabänderliche Wirkung bestimmter Ursachen erklärt — zu bestimmten Grundsätzen für die Beurteilung der gesellschaftlichen Welt und des Loses der einzelnen gelangen, welche größtenteils in den vorausgegangenen Betrachtungen schon niedergelegt sind.

Da der Materialismus einen Zweck des Daseins nicht kennt und eine Fortdauer des Seelenlebens nach dem leiblichen Tode in Abrede stellt, sieht er sich genötigt, die Menschen in ihren Glückseligkeits-Bestrebungen auf das Leben innerhalb der sinnlichen Welt zu verweisen, außer welcher es nach seiner Lehre kein Leben gibt. Er bezeichnet ferner freimütig dieses Streben nach Glückseligkeit als den Ursprung des Sittengesetzes und überhaupt als den Grund aller unserer mit Bewußtsein und Willen ausgeführten Handlungen.

Diese Grundsätze des Materialismus haben übelwollenden Gegnern desselben Anlaß zu ungerechten Angriffen gegeben. Nach ihrer Behauptung wären Materialisten Menschen, die, aller Empfänglichkeit für geistige Güter und aller edleren Gemütsregungen bar, das Lebensglück in möglichst reichlichen sinnlichen Genüssen suchten und mit rücksichtsloser Selbstsucht nach Reichtum, als Mittel zu solchen Genüssen, strebten.

Es ist wohl überflüssig, den Materialismus weitläufig gegen solche gehässige und oberflächliche Anschuldigungen in Schutz zu nehmen, welche wohl die Genußsucht und Erwerbsgier, aber keineswegs den Materialismus treffen. Schon die Materialisten

des Altertums, die Epikureer, räumten den Genüssen des Geistes und des Gemütes den Vorrang vor den sinnlichen ein, weil sie dauernder seien, als diese; sie mahnten zur Mäßigung im Sinnesgenuß, wegen der schmerzlichen Folgen, die sich an das Uebermaß knüpfen, und empfahlen die Herabsetzung der Bedürfnisse, um sie desto sicherer befriedigen zu können.

Auch der neuzeitliche Materialismus kann diesen Ausführungen nur beitreten. Wir handeln menschlicher Vernunft gemäß, wenn wir unser Dasein nach Möglichkeit zu erheitern und auszuschmücken uns bemühen. Aber gerade darum gebietet die Klugheit, die Ausschweifung zu meiden, weil ihr schädliche Nachwirkungen folgen und weil die Gewöhnung an den Genuß die Empfänglichkeit für denselben abschwächt. Glücklich ist der Zufriedene; wir müssen daher unser Begehren mäßigen; denn je größer die Zahl und je höher das Ziel unserer Wünsche, um so größer auch die Schwierigkeit sie zu erfüllen, um so größer auch die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens unserer Mühe. Ein Blick in's Leben genügt ja auch zur Ueberzeugung, wie selten die vermeintlichen Glücksgüter, wie: großer Reichtum, Macht und Ruhm, ihre Besitzer wirklich glücklich machen, wie selten sie die Anstrengungen und Opfer wert sind, mit denen sie erkauft wurden.

Allerdings soll der Verzicht auf Glücksschätze nicht bis zur Bedürfnislosigkeit eines Diogenes oder eines Einsiedlers getrieben werden, weil die Zurückweisung aller von der Kultur gebotenen Wohlthaten auch zum Niedergang aller Kultur und zum Rückfall der Menschheit in die rohen Zustände ihrer Urgeschichte führen müßte, was doch nicht das Ziel vernünftigen Handelns sein kann. Im richtigen Maßhalten zwischen Genießen und Entbehren, Streben und Entsagen, Wollen und Können liegt die Lebensweisheit, die aber nicht in allgemeinen Sätzen gelehrt werden kann, sondern durch selbständige Erfahrung und Ergründung des eigenen Innern erworben werden muß.

Unter unserer heutigen Gesellschafts- und Wirtschafts-

ordnung ist der Besitz von Vermögen eines der wichtigsten Mittel zum Schutze der Unabhängigkeit und zur Verringerung von Bedrängnissen und Sorgen; das Streben nach Vermögen innerhalb der von Gesetz und Sittlichkeit gezogenen Schranken steht daher nicht nur mit den Lehren des Materialismus, sondern überhaupt mit einer menschlich vernünftigen Denkweise in Einklang. Diesem Streben huldigen daher so ziemlich alle Menschen; auch jene, welche sich zu religiösen Lehren bekennen, die ihnen Armut, Wegschenken ihres Besitzes, überhaupt Uneigennützigkeit im „Diesseits," unter Hinweis auf Belohnung im „Jenseits," empfehlen. Allerdings artet das Streben nach Besitz oft zu einer krankhaften Leidenschaft aus, die aber gewiß mit Materialismus nichts weiter gemein hat. Man könnte daran erinnern, daß Materialismus in dieser unrichtigen und mißbräuchlichen Auslegung besonders den Bewohnern der Vereinigten Staaten zum Vorwurf gemacht wird, die doch der Mehrzahl nach zu den frommsten und bibelgläubigsten Menschen gezählt werden müssen, und in dieser Beziehung sich im vollständigsten Gegensatz zum eigentlichen Materialismus befinden.

Als ehrliches, gewissenhaftes Streben nach Wahrheit und Erklärung der Welt nach für wahr gehaltenen Sätzen findet der Materialismus im Urteil einer unbefangenen Prüfung gewiß die gleiche achtungsvolle Würdigung wie jedes andere auf die gleichen Ziele gerichtete Bemühen. Aus den Schriften seiner hervorragendsten Wortführer spricht eine wohlthuende, warmherzige Liebe zur Menschheit, zu welcher die meisten seiner Gegner — wegen engherziger religiöser Auffassungen oder einer nicht minder befangenen Stellung in nationalen Fragen — sich nicht zu erheben vermögen. Gerade der Materialismus ist es, dessen bedeutendste Vertreter sich die Veredelung und möglichste Verbreitung sowohl der sachlichen, als der geistigen Güter der Menschheit und überhaupt das höchste Ausmaß von Wohlfahrt für alle Menschen zum Vorbild setzen. Insofern die Ziele des Materialismus auf politischem und gesellschaft-

lichem Gebiete nicht in der Wirklichkeit, sondern vorerst nur in den Ideen seiner Bekenner vorhanden sind, jedoch für erreichbar gehalten werden oder wenigstens als Maßstab bestehender Zustände gelten, ist Büchner im Recht, wenn er die Materialisten der Wissenschaft als die Idealisten des Lebens bezeichnet.

Nicht nur die Geschehnisse in der Natur, sondern auch die in der Völkergeschichte, wie im Leben jedes einzelnen, stellen sich der materialistischen Weltbetrachtung als ein rein mechanischer Vorgang dar. Der Lauf der Welt samt dem darein verflochtenen Schicksal aller lebenden Wesen gleicht einem Riesen-Uhrwerk, das, durch unbekannte Ursache in Gang gekommen, in demselben beharrt, bis seine Kette abgelaufen ist. Kein unabhängiger Wille Mächtiger, kein Spiel des Zufalls hat an der Gestaltung der Weltgeschichte oder des Schicksals der einzelnen teil; was geschah, mußte geschehen und mußte so erfolgen, wie es erfolgte; kein anderer Verlauf war möglich. Umsonst alle Klagen und alles Bedauern, daß die Ereignisse so kamen, wie sie kamen; umsonst die Meinung, sie hätten durch diesen oder jenen Umstand anders gelenkt werden können — das starre, unabänderliche Gesetz der Ursächlichkeit beherrscht alles Geschehen in der Welt; alle Vorgänge erfolgen mit Notwendigkeit; vor der Notwendigkeit müssen — wie schon ein Schriftsteller des Altertums sagt — selbst die unsterblichen Götter sich beugen.

Aber nicht nur Vergangenes, auch das Künftige steht unter der Herrschaft jenes ehernen Gesetzes. Einem Seher, der die unzähligen, aber aus einem gemeinsamen Ursprunge entsprossenen, beständig sich kreuzenden und verschlingenden, sich verknüpfenden und wieder sich trennenden Ursachenketten zu überblicken vermöchte, müßte auch die Zukunft der ganzen Welt, wie jedes einzelnen Menschen, erkennbar sein. Unsere kommenden Lebensschicksale sind schon unabänderlich festgestellt; sie sind in den heutigen Zuständen der Dinge schon enthalten und können durch keine Macht geändert werden.

Ganz verkehrt ist aber die zuweilen anzutreffende Meinung, der Glaube an die Unabänderlichkeit des Schicksals müsse zu völliger Thatlosigkeit, zum Verzicht auf jedes Bemühen zur Besserung unseres Loses führen. Die willenlose Hingebung an die Macht äußerer Umstände wäre der vollendete Pessimismus, welcher im Leben so gut wie nie vorkommt; denn er bestünde in dem Unterlassen jeder auf Herbeiführung von Lust oder Abwehr von Schmerz gerichteten Handlung, wäre also gleichbedeutend mit dem Unterlassen jeder willkürlichen Handlung überhaupt, bis der Hungertod das Leben endigte. Aber selbst der zum Tode Verurteilte nimmt noch Speise zu sich, wiewohl er weiß, daß nichts mehr vor dem Tode ihn retten kann; ja, alle vernünftigen Menschen wissen, daß ihnen nichts so gewiß ist, als der Tod und sie verzichten darum doch nicht auf vorübergehende Genüsse. Wenn auch unser künftiges Schicksal schon bestimmt ist und aus einer in unübersehbare Vergangenheit zurückreichenden Ursachenreihe sich in so bestimmter Form entwickelt, wie die Frucht aus dem Keim, ist es doch in niemandes Bewußtsein enthalten; wir folgen immer dem durch Einsicht, Bildung, Gewohnheit und andere Umstände in eine bestimmte Richtung geleiteten Glückseligkeitstrieb, wählen zwischen mehreren Wegen den uns am besten scheinenden, zwischen mehreren Uebeln das geringste. Welches immer aber die Bestimmungsgründe unserer Wahl oder Entscheidung seien — sie sind die Ergebnisse vorausgegangener Ursachen. Selbst die erwähnte willenlose Unterwerfung unter den Lauf eines für unabänderlich gehaltenen Schicksals wäre ein Entschluß, zu dem ein Mensch aus vorhergegangenen Ursachen notwendigerweise gelangte. Wir mögen thun, was und wie wir wollen, wir können die Herrschaft des Ursächlichkeits-Gesetzes nicht brechen.

Wenn uns auch ein klarer Einblick in die Zukunft und eine bestimmte Kenntnis derselben gänzlich fehlt, so bietet uns doch in vielen Fällen die Erfahrung ein wertvolles Mittel,

den Eintritt künftiger Ereignisse nach dem Grade seiner Wahrscheinlichkeit abzuschätzen. Eine Weltanschauung, welche vorwiegend auf dem aus der Erfahrung abgeleiteten Wissen ruht, gelangt von selbst dazu, in der Beurteilung künftiger Ereignisse sich der Erfahrung als Richtschnur zu bedienen. In der That könnten wir oftmals vor den gewöhnlichsten Enttäuschungen uns schützen, wenn wir die Erfahrungsthatsachen berücksichtigen wollten, welche in der Statistik und in der eigenen Erinnerung sich vorfinden. Aber die überwiegende Mehrzahl der Menschen mißachtet die hieraus sich ergebenden Lehren; sie vertraut auf ihr Glück, sie hofft auf die Hilfe Gottes, sie stößt die Besonnenheit von sich und reicht den Leidenschaften die Hand. Tritt dann eine Wendung des Schicksals ein, wie sie nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu erwarten war, so wehklagen die Menschen über ihr Unglück, von dem sie so unvorbereitet getroffen wurden; sie fragen, wodurch sie es denn verdient hätten und beschweren sich über die Ungerechtigkeit des Schicksals. Aber die aus der Natur entspringenden Schicksalsmächte kennen keinen Haß und kein Erbarmen; sie schlagen den einen mit Leiden und werfen dem andern Glücksgüter in den Schoß, ohne nach Verdienst und Würdigkeit zu fragen, und das einzige, wenn auch mangelhafte Schutzmittel gegen ihre Härte und Willkür bleibt Mäßigung, Vorsicht und möglichste Berücksichtigung der Erfahrung, sowie gelassene Fügung in unberechenbare, unabänderliche Vorkommnisse. Eine der reichlichst fließenden Leidensquellen für die meisten Menschen ist ihr durch keine Erfahrung dauernd gemäßigter Optimismus; ihr kraftloses Hingeben an unbestimmte und unbegründete Hoffnungen; sie hoffen, was sie wünschen und glauben, was sie hoffen.

Aus den vielen Fällen, in welchen eine nüchterne Erwägung der wahrscheinlichen künftigen Folgen einer Handlung vor peinlichen Enttäuschungen bewahren könnte und oft zu Maßnahmen führen würde, die geeignet wären, voraussicht-

liche künftige Uebel abzuschwächen, sei hier der eine hervorgehoben, in welchen die meisten Menschen von längerer Lebensdauer kommen, wenn sie sich nämlich über Verehelichung und Gründung eines eigenen Hausstandes zu entscheiden haben. Mit welchem Leichtsinn, in welcher Verblendung wird von vielen Menschen ein Schritt unternommen, von welchem ihr künftiges Lebensglück in so hohem Grade abhängt! Wer vor dieser Entscheidung steht, sollte sich durch die Statistik, durch eigene Beobachtung und durch die Erfahrungen anderer darüber aufklären, in wie vielen Fällen die anfänglich gewöhnlich große und beglückende Liebe zwischen Brautleuten und jungen Ehegatten später in Gleichgiltigkeit, wenn nicht gar Abneigung umschlägt, wie die Kosten des Haushaltes wachsen, wie Unabhängigkeit und Freizügigkeit schwinden und Krankheiten und Sorgen in's Haus einziehen; wie viele Kinder tot, wie viele verkrüppelt zur Welt kommen, wie viele später sterben und wie viele an Leib oder Gemüt entarten und zur bleibenden Ursache von Schmerz und Kummer für die Eltern werden und wie viele Kinder — zur Mannbarkeit gelangt — sich voll Undank von den Eltern abwenden oder sich unter einander verfeinden, wie oft Erwerbslosigkeit des Mannes die ganze Familie in Not versetzt und schließlich, wie oft der Ernährer der Familie vorzeitig stirbt und die Familie in Entbehrung zurückläßt. — Nachdem er alle diese Möglichkeiten erwogen, treffe er seinen Entschluß.

Gewiß würden solche Betrachtungen die meisten Menschen zwar von der Verehelichung nicht abhalten, aber doch viele jungen Männer veranlassen, dieselbe hinauszuschieben, bis die Vermögensverhältnisse besser geordnet und die Lebensstellung mehr gefestigt wäre. Diese Betrachtung über die Rückwirkung des Ehebündnisses auf das Glück der sich Bindenden mag manchem trocken oder kleinmütig erscheinen; aber niemand kann sagen, daß sie unbegründet sei. Erst unter einer menschenfreundlicheren Staats- und Gesellschafts-Ordnung, wie sie in

einem vorausgegangenen Abschnitte angedeutet worden ist, kann den Eheschließenden die Last und Verantwortlichkeit abgenommen werden, welche Minderbemittelten heute aus der Verehelichung erwächst.

Eine andere häufige Ursache von Unheil liegt in der Verkennung der Eigenart der einzelnen Menschen in ihrem Streben nach Wohlfahrt. Die Glückseligkeit, wie sie dem Begehren des einzelnen vorschwebt, hat fast so viele Formen, als es einzelne Menschen gibt. Viele Menschen betrügen sich um ihr Glück, indem sie immer nur auf das Beispiel anderer schauen und deren vermeintliche Erfolge sich zum Vorbilde nehmen, statt die Bedürfnisse und Neigungen des eigenen Gemütes zu ergründen und zu befriedigen. Noch größer ist oft der Schaden, den sie anderen bereiten, indem sie denselben Meinungen und Gewohnheiten aufnötigen und sie in einen Lebenszustand versetzen möchten, in welchem sie selbst, aber nicht andere, sich wohl und zufrieden fühlen. Wo solches Streben mit großer äußerer Macht sich paart, kann es für weite Kreise verhängnisvoll werden. Die unseligen Glaubenskriege früherer Zeiten hatten nicht nur im Haß gegen Andersgläubige, sondern auch in dem Wahn ihren Grund, man müsse aus Liebe zu den Mitmenschen dieselben von einem fehlerhaften Glauben abbringen und sie zum rechten, allein seligmachenden zwingen. Die Geschichte weist uns außerdem manche Beispiele von wohlwollenden, fortschrittlichen Herrschern auf, die sich mit ihren Völkern verfeindeten, weil sie ihnen Reformen aufdrängen wollten, nach welchen diese kein Verlangen trugen. So weit aber die Erlangung des Lebensglückes von eigenen Entschlüssen abhängt, sei auf jene Worte voll tiefer, herrlicher Weisheit verwiesen, welche als Inschrift am Eingangsthor zum Tempel des delphischen Gottes prangten: „Erkenne dich selbst!“

Aus dem Umstande, daß eine möglichst unabhängige Bethätigung der persönlichen Eigenart eine wesentliche Grundlage des Wohlergehens und der Zufriedenheit bildet, und daß im

sozialistischen Staate die Sonderbestrebungen der einzelnen notwendig auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt werden müssen, glaubt man die Unhaltbarkeit der sozialistischen Gesellschafts-Ordnung darthun zu können. Dem muß entgegengehalten werden, daß unter unseren heutigen Einrichtungen nur jene, welche durch ein hinreichendes Vermögen der Sorge um Erwerb überhoben sind, sich der thatsächlich so wohlthuenden Unabhängigkeit und Freiheit zu erfreuen haben, während die Minderbemittelten in der Ausführung ihrer Wünsche hinsichtlich Berufs- und Aufenthaltswahl, Lebensweise, Reisen, Pflege besonderer Neigungen viel mehr gehemmt sind, als z. B. im Idealstaate Bellamy's. — Uebrigens wurde schon gesagt, daß den Wohlfahrtsbestrebungen der Völker nicht ein rein sozialistischer Staat, sondern eine Gesellschaftsform am besten entsprechen wird, die aus sozialistischen und individualistischen Bestandteilen — allerdings unter starkem Vorherrschen der ersteren — zusammengesetzt ist.

Im Charakter der einzelnen Menschen sieht — wie schon wiederholt dargelegt — die materialistische Lebensauffassung nicht das Erzeugnis freien Willens, sondern eine Mischung von teils natürlichen — also angeborenen — Anlagen mit erworbenen, durch äußere Umstände hervorgebrachten Eigenschaften. Durch die bloße Veränderung jener bestimmenden äußerlichen Ursachen (wie Erziehung, Bildung, Gesellschaft, Beispiel, Nahrung, Lebensweise und Beschäftigung) ließen sich Neigungen, Gesinnungen und Bestrebungen desselben Menschen in die verschiedensten Formen prägen. Wie verletzend uns auch die Denkart mancher Menschen berühre, wie sehr sie durch ihre Handlungen uns schaden mögen, wie sehr wir ihre Laster und Schwächen verachten — die Menschen sind, denken und handeln so, wie sie müssen; sie können nicht anders. Dadurch werden natürlich Belehrungen, Ermahnungen, Ratschläge und Tadel, durch welche wir auf die Entschlüsse unserer Nebenmenschen in bezug auf künftige Handlungen einwirken können,

nicht überflüssig. Ebensowenig hält jene Erkenntnis uns ab, den Unverstand zu bekämpfen, Unrecht abzuwehren und zu bestrafen, überhaupt dem uns Widerstrebenden entgegenzutreten; aber wir blicken über die Thatsachen hinweg nach deren Ursachen und wollen jene durch Abänderung dieser verändern; wir müssen uns nicht gegen die Erscheinung, sondern gegen deren Grund wenden.

Ferner müssen wir uns in der Beurteilung unserer Nebenmenschen daran erinnern, daß gewisse Gemütseigenschaften in der Regel vereinigt auftreten und nicht von einander getrennt werden können. So paart sich mit Frohsinn und Gutmütigkeit gewöhnlich Leichtsinn in stärkerem oder minderem Grade; mit Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit ein oft ungeselliger Ernst und Strenge; mit Thatkraft und Unternehmungseifer oft Neigung zu Heftigkeit; mit Trägheit vereinigt sich gewöhnlich Friedfertigkeit und Geduld. Dieser unlösbare Zusammenhang von guten mit minder geschätzten oder selbst verwerflichen Eigenschaften gilt auch in bezug auf ganze Völker und deren öffentliche Einrichtungen. Mit einer so weit reichenden persönlichen Freiheit, wie sie in den Staaten der neuen Welt besteht, läßt sich nicht die sorgfältige Ordnung verbinden, welche viele europäische Staaten aufweisen; umgekehrt muß die Freiheit der einzelnen um so mehr beschränkt werden, je größer ihre Ansprüche an den Schutz und die Fürsorge der Behörden werden. Viele Einrichtungen in fremden Ländern, die uns unrecht und unzweckmäßig erscheinen, hängen mit willkommenen guten Eigenschaften zusammen, von denen sie nicht wohl gelöst werden können.

So leiten die Grundsätze des Materialismus, in die Beurteilung des gesellschaftlichen Lebens und des eigenen Schicksals übertragen, zu einer Mäßigung — aber nicht Ertötung — vieler Leidenschaften; sie vermindern die Trauer über Thatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart; sie setzen allerdings auch die Hoffnung herab, welche so oft zur Verführerin

der Menschen wird; sie mäßigen die Begeisterung, welche ohnehin in den meisten Menschen rasch wieder erkaltet, nachdem sie zur Ueberschreitung der Grenzen überlegten, verständigen Handelns getrieben hat; sie mahnen zur Duldsamkeit und überhaupt zu einer ruhigen, kühlen Auffassung der Vorgänge in der uns umgebenden gesellschaftlichen Welt. Sie schärfen den Blick für die treibenden Ursachen, welche unter den vielfältigen, rastlos wechselnden Erscheinungen des öffentlichen Lebens liegen; sie sind geeignet, uns jene klare Besonnenheit, jene maßvolle Gelassenheit zu verleihen, welche den Weisen auszeichnen und zu der manche Menschen, auch ohne sich gerade zum Materialismus zu bekennen, in reiferem Alter, durch eine Fülle von Erfahrungen belehrt, gelangen.

Die materialistische Lebensauffassung schwächt also viele Leidenschaften ab, ohne sie darum gänzlich aufzuheben; indessen wäre deren gänzliche Unterdrückung — wie schon früher ausgeführt — auch weder möglich noch überhaupt wünschenswert, da sie die wachsamsten und wirkungsfähigsten Ordner des gesellschaftlichen Bestandes bilden. Insbesondere gibt der Materialismus nicht — wie der Pessimismus — die Hoffnung auf eine weitreichende Besserung des Menschheitsloses auf.

Die kühle, sachliche Beurteilung der äußeren Welt, die Leugnung einer die Menschen erhaltenden, lenkenden, beschützenden Allmacht, die Erkenntnis so vieler, zum teil unabänderlicher Schwächen und Mängel im Wesen der einzelnen Menschen wie der Menschheit überhaupt, und der Glaube an die einstige Vernichtung des Menschengeschlechtes — vielleicht selbst seines Wohnsitzes — bringen freilich den Materialismus dem Pessimismus nahe. Fragt man nach dem Werte des Lebens, so ist meine Ansicht, — die ich aber nicht im Namen des Materialismus äußere — daß es allerdings besser wäre, das ganze Menschengeschlecht mit seinen Krankheiten und seinem Tod, seinen Verirrungen und Lastern, seinen Gesetzen und Strafen, mit dem fortwährenden Kampf der Menschen unter

einander und den Qualen, die sie sich gegenseitig zufügen — dieses Menschengeschlecht wäre nie entstanden, und das Gleiche gilt für alles Empfindende überhaupt. Der Lebensgang der Menschheit ist eine Leidensgeschichte, so schmerzvoll und ergreifend, daß ihr gegenüber alle Lobreden auf die Herrlichkeit und planvolle Zweckmäßigkeit der Welt sich fast wie Spott anhören.

Nun aber wir einmal sind und durch fast übermenschliche Gewalten zur Ertragung des Daseins und zur Erhaltung unserer Art genötigt werden, ist es eine Forderung menschlicher Vernunft, daß wir unser Dasein so erträglich als möglich einrichten. Möge auch an jedem Lebenszustande ein Uebel kleben, so sind doch nicht alle Lebenslagen gleich, und wir handeln unserer Natur gemäß, wenn wir nach der bestscheinenden unter den erreichbaren streben. Darum trennt sich der Materialismus immer wieder vom Pessimismus, so sehr auch einzelne Anhänger des ersteren dem letzteren sich nähern mögen. Der Materialismus tritt handelnd auf; er sieht bessere Zustände vor sich und arbeitet an deren Herbeiführung. Die Umstände, welche das Los der Menschheit und der einzelnen Menschen bestimmen, scheiden sich in zwei Arten; deren eine umfaßt übermächtige, oft unberechenbare Naturnotwendigkeiten, die wir im besten Falle mehr oder minder ablenken und schwächen können, denen gegenüber wir aber gewöhnlich ziemlich machtlos sind; die andere Art besteht in menschlichen Einrichtungen und Maßnahmen, deren Beschaffenheit aus menschlichem Willen hervorgeht. Auf diese wendet sich daher hauptsächlich die Aufmerksamkeit des praktischen Materialismus, und durch deren zweckmäßige Gestaltung hofft er das Schicksal kommender Menschengeschlechter bedeutend erleichtern und erheitern zu können.

Noch bleibt die Frage zu beantworten: Warum beschränken wir unsere gesellschaftlichen Wohlfahrtsbestrebungen nicht auf den Zeitraum, welcher der mutmaßlichen Dauer des eigenen

Lebens entspricht? Wozu die Arbeit an Aufgaben, deren Erfüllung wir doch nicht erleben, wozu das anstrengende Bemühen nach Zuständen, um deren Genuß der Tod uns betrügt? Wozu die Fürsorge für Enkel und Enkelskinder, die uns nicht kennen werden, die für unser Ringen und Streben vielleicht gar kein Verständnis haben oder gar spöttisch über die Unvollkommenheit unserer Zustände lächeln; die vielleicht, in fremden Ländern wohnend, auf der Seite der Feinde unseres Volkes stehen oder, von Irrtum mißleitet, zerstören, was wir aufbauen wollen? Wie erklärt sich die selbstlose Anstrengung sonst oft rücksichtslos eigennütziger Menschen für ferne Nachkommen? Warum das alles, wenn doch einst wahrscheinlich die ganze Menschheit dem Untergange anheimfällt?

In das ungeheuere Trauerspiel, als welches sich die Geschichte der Menschheit darstellt, fällt hier ein heller, warmer, Trost und Erquickung spendender Lichtstrahl. Es ist die Liebe zur Gattung, die in den Menschen mit der Erreichung eines höheren Bildungszustandes erst dumpf und unbestimmt, dann immer klarer und zielbewußter nach Aeußerung ringt und die unter allen den Verfolgungen und Qualen, welche die Menschen gegenseitig über sich verhängen, doch niemals gänzlich erloschen ist. Es ist wohl gerade das Gefühl des gemeinsamen Duldens und Leidens, welches die Menschen der verschiedensten Zeiten einander nähert und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit vergangenen und kommenden Geschlechtern in ihnen wach erhält. — Aus den Pyramiden der alten Aegypter, an denen schon Jahrtausende vorübergezogen und die noch ungezählte Jahrtausende lang ihre Spitzen in den blauen Aether erheben mögen, aus den Kunstwerken und Prachtbauten der Hellenen und Römer, deren unübertreffliche Schönheit noch heute das Auge kunstsinniger Bewunderer entzückt, aus der Hinterlassung von Münzen und Urkunden in den Grundsteinen ihrer Bauten, aus den Schriften der großen Dichter und den Schöpfungen der hervorragenden Staatsmänner aller Zeiten,

wie aus den Entdeckungen und Erfindungen kühl rechnender Denker, welche, die Gesetze der Natur entschleiernd, der Mit- und Nachwelt ewige Wahrheiten verkünden oder sie mit neuen Mitteln zur Abwehr von Leiden und zur Vermehrung der Daseinsreize versehen möchten — aus allen diesen Werken menschlichen Geistes und menschlicher Hand spricht derselbe stille, heiße, sehnsuchtsvolle Drang, über die Grenzen des eigenen Daseins hinweg zu gleich empfindenden Wesen ferner Zukunft zu reden, das Können und Wollen einer flüchtigen Gegenwart im Verständnis der Nachkommen festzuhalten, in ihrem Bewußtsein und in ihrer dankbaren Erinnerung weiter zu leben, nachdem längst der Tod das eigene Dasein beendet.

Also streben auch wir — deren gesamte geistige Fähigkeiten und deren Kulturgenüsse auf der Arbeit aller vorausgegangener Menschengeschlechter beruhen — das übernommene Erbe, durch neue Leistungen vermehrt, der Nachwelt zu überliefern, mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß die Errungenschaften menschlicher Arbeit zum Segen ihrer Inhaber sich veredeln, bis übermächtige Ursachen dem ferneren Leben und Gedeihen der Menschheit ein Ziel setzen. Möge uns einst die Anerkennung zu teil werden, daß wir stets das Beste gewollt und das Möglichste erreicht haben!

Professor Dr. L. Büchner

Verfasser von „Kraft und Stoff“.

# Das künftige Leben

und die

## Moderne Wissenschaft.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1890.

Preis Mk. 2.40.